Lesebuch

der

Weltgeschichte

oder

die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemeinfaßlich erzählt

von

Wilhelm Redenbacher.

Zweiter Band.

Preise:

Unmittelbar in Calw gegen kostenfreie Vorausbezahlung einzeln das Exemplar roh 27 kr., in Partieen zu 25 Ex. à 24 kr.

Im Buchhandel einzeln 36 kr. oder 12 sgr., in Partieen 32 kr. oder 10 sgr.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.

Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.

1863.

Inhaltsverzeichniß.

I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

II. Die alten Deutschen und ihr Befreiungskampf.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche bis zu ihrem völligen Siege.

IV. Die große Völkerbewegung.

V. Der falsche Prophet und die blutige Ausbreitung seines Reiches.

VI. Das große Frankenreich, Schirm und Pflegerin der Kirche.

Seite

VII. Das deutsche Reich, das herrlichste der Erde.

VIII. Das Papstthum und dessen Erhebung über alle weltliche Herrschaft 253

IX. Die Zeit des sinkenden Papstthums.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

§ 1.

Die Welt zur Zeit der Erscheinung Christi.

Schauet hin, liebe Leser, auf das menschliche Geschlecht, wie es 4000 Jahre nach seiner Erschaffung sich befindet.

Es hatte sich nun ausgebreitet in einer Menge von Völkern über die Erde; aber ein einziges Volk war auf weiter Erde, unter welchem ein Morgenlicht göttlicher Wahrheit schien, — das der Juden (die stammverwandten Samariter (B. I S. 122) dazu genommen, die dieses Lichtes wenigstens theilweise theilhaftig waren).

Die Juden hatten die göttliche Offenbarung des Alten Testamentes, und die h. Schriften wurden auf alle Sabbather dem Volke vorgelesen. Den Glauben an den Einen Gott, der sich darin offenbart und außer dem kein anderer ist, hielten sie nun auch fest und schieden sich streng von allem groben Götzendienste. Aber nur Wenige drangen tiefer in das Verständniß des göttlichen Wortes ein, nur Wenige nahmen seine Lebenskräfte in sich auf. Die Allermeisten thaten blos äußerlichen Gottesdienst; sie waren der Feigenbaum mit Blätterschmuck ohne gottgefällige Früchte (Matth. 21, 19.). Und selbst ihr äußerliches Gottdienen richtete sich nicht lediglich nach den göttlichen Vorschriften; viele Menschensatzungen waren hinzugekommen, die sie sorgsamer befolgten

als jene, und hinter die sie die heiligen Sittengebote des Herrn ganz zurückstellten. Es gab zwei Sekten unter den Juden, die obenan standen und mit Wort und Exempel das Volk nach sich zogen, — die Pharisäer, welche Frömmigkeit und Heiligkeit zur Schau trugen, während sie inwendig voll Unreinigkeit und Bosheit stacken und wohl auch insgeheim arge Laster verübten, — und die Sadducäer, welche die Unsterblichkeit der Seele läugneten, deren eigentliche Religion hieß: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! Und das Volk lief aus Tempel und Bethäusern den Weg des Fleisches, der Ungerechtigkeit und roher Sünde hin.

Sonst aber wohnten über den Kreis der Erde hin lauter Heidenvölker. Und o wie tief saßen diese in Finsterniß und Todesschatten! Der gräulichste und unsinnigste Götzendienst wurde noch allenthalben von der großen Menge getrieben. Sie suchten ihr Heil noch immer bei denen, die Mäuler haben und reden nicht, Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, Hände und helfen nicht, die kein Herz der Barmherzigkeit haben, daran der arme Mensch sich trösten könnte. Und sie dienten ihren Göttern nicht mit einem Wandel nach der Stimme des Gewissens, sondern nur mit Opfern und Gebetplappern und zum Theil sogar mit rohen Fleischessünden. Die Gebildeten der Heiden spotteten zwar untereinander über den Aberglauben des Volkes; sie hatten aber mit dem Glauben an die Götter zugleich alle Religion verloren und damit alle Furcht vor einem höheren Gericht über ihr Thun und Wesen, alle Scheu vor der Sünde.

Es ist ein heidnischer Schriftsteller jener Zeit, welcher schreibt, wie folgt: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern; es wird mehr begangen, als was durch Gewalt (der weltlichen Obrigkeit) geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust zur Sünde; tagtäglich sinkt die Schaam. Verwerfend die Achtung vor allem Bessern

und Heiligen stürzt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr, es tritt vor Aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelodert, daß Unschuld nicht nur selten, sondern keine ist." (Seneca.)

Wohin war es doch mit der nach Gottes Bild geschaffenen Menschheit gekommen! Und wie elend, wie namenlos elend war sie durch ihre Entfernung vom Licht und Leben Gottes geworden! Ich rede gar nicht davon, wie viel Jammer und Herzeleid sich die Menschen in ihrer Bosheit untereinander selbst zufügten. Ihre edle Seele schmachtete nach einer Nahrung und Befriedigung, nach einer Labung für ihren tiefen Schmerz, und ging mit ungestilltem Verlangen dem trostlosen Tode entgegen und sank verzweiflungsvoll hinab in den ewigen Tod.

Fürwahr, die Welt brauchte einen Erlöser und Wiederhersteller ihres verlorenen Heils! Und sie fühlte es auch mehr oder minder. Und es war auch in der Welt ein Warten auf einen großen Erretter und Beglücker, gerade zu der Zeit ein allgemeines Harren der Völker.

Das Volk Israel hörte die Weissagungen des Alten Testamentes, die wie eine goldene Kette sich durch die Schriften desselben ziehen, die als ein heilig-göttliches Vermächtnißwort von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten: von dem Samen Abrahams, in welchem alle Völker auf Erden gesegnet sein sollten (1 Mos. 12, 3. 26, 4.), von dem großen Davidssohne, der ein herrliches, ewiges Königreich aufrichten und wohl regieren würde (Jer. 33, 15. Dan. 7, 14. Ps. 72), von einem Erlöser derer zu Zion und in Jakob (Jes. 59, 20.), der auch der Heiden Licht (Jes. 60, 3.) und aller Heiden Trost (Hagg. 2, 8.) sein sollte; und die Weissagungen (1 Mos. 49, 10. Dan. 9, 24.) und alle Umstände wiesen gerade auf diese Zeit. Freilich wie falsch verstanden, wie fleischlich deuteten die Juden im Allgemeinen die köstlichen Verheißungen; sie hofften zumeist auf einen Befreier vom drückenden Joche des weltlichen Regiments,

unter das sie geworfen waren; sie rechneten auf ein Messiasreich voll zeitlicher Herrlichkeit und Glückseligkeit. Aber es waren unter ihnen doch immer noch gar manche, wie der alte Simeon, die auf einen bessern Trost Israels warteten. Und sie warteten doch alle, und immer schmerzlicher und immer gewisser, auf die Ankunft ihres verheißenen Messias.

Und solch ein Harren, und wohl im Ganzen ein reineres, war auch in der großen Heidenwelt. Ueberall die Sage von einer kommenden bessern Zeit, von einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters. Wunderbar, fast prophetisch, hatten Sibyllen (B. I. S. 290) und Dichter verkündigt „von einem Sohne des höchsten Gottes, der in der Welt erscheinen, die Schmerzen der Welt stillen, die Krankheit der Menschen heilen, die Todten lebendig machen werde". Ja es ging die Sage im ganzen Morgenlande, daß aus Judäa und zu dieser Zeit der große König aufstehen werde, der die bessere, die goldene Zeit wiederbringen würde.

Und siehe, das Verlangen und die Hoffnung der Menschheit wurde erfüllt. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Joh. 3, 16. Zu der von Daniel bestimmten Zeit, an dem von Micha genannten Orte (Mich. 5, 1.), von einer Jungfrau geboren, wie Jesaias vorausgesagt (Jes. 7, 14.), aus Davids königlichem Blut als Mensch entsprossen, trat er in diese Welt ein.

Merket nur das noch zuvor, meine Leser, wie jetzt die Welt recht vorbereitet war auf sein Kommen. Denn die armen Menschen hatten nun alles versucht, um zu einem befriedigenden Wohlsein zu gelangen; aber die glänzendste Wissenschaft, die herrlichste Kunst, die weisesten Staatsverfassungen, die größten Reichthümer, die schmeichelndsten Sinnengenüsse

hatten ihnen doch im Grunde ihres Herzens keine Genüge verschaffen können. Selbst der göttliche Bund vom Sinai mit dem ernsten drohenden Gesetze konnte nur dazu dienen, den Menschen ihre Sünde und Verdammlichkeit zu offenbaren und so ein Zuchtmeister auf Christum zu sein. Alle noch bessern, für ein höheres Heil empfänglichen und nach göttlicher Gnade sich sehnenden Herzen mußten dem Wort von der wahrhaftigen Gnade, dem Worte des ewigen Lebens zufallen, wenn sie es nun vernahmen.

Und sehet auch darauf noch hin mit Anbetung des göttlichen Waltens, daß gerade damals in dem ungeheuren römischen Reiche, das fast die ganze bekannte Erde umfaßte, der Verkehr unter den Menschen so leicht geworden war und das Evangelium von Christo überallhin offenen Weg hatte.

§ 2.

Die Menschwerdung des ewigen Gottessohns.

Aus dem Volke der Wahl, in welchem die nähern Vorbereitungen und Voranstalten auf sein Kommen getroffen waren, sollte Der hervortreten, mit dessen Erscheinen eine neue Zeit der Welt und darum auch mit Recht eine neue Zeitrechnung beginnt.*) „Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes," Ps. 50, 2. Doch auch noch aus einem höhern, aus dem ewigen Zion bricht er an.

Es war eine kleine, unwerthgeachtete Stadt, Namens Nazareth in Galiläa, dem nördlichen Theile des damaligen Palästina's, welcher wie der südliche Theil desselben, Judäa, von Juden bewohnt wurde; zwischen beiden Provinzen lag Samaria, das Land der Samariter. In Nazareth lebte eine züchtige, demü-

*) Wir zählen die Jahre nun immer von Christi Geburt an; also: Christi Geburt J. 1, Gang des h. Knaben zum Fest nach Jerusalem J. 12 rc.

thige, innigfromme Jungfrau mit Namen Maria, von König David stammend, aber arm und gering. Einst in ihrem Gemache trat plötzlich der Engel Gottes Gabriel zu ihr und sprach: „Gegrüßet seist du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Weibern." Und wie sie erschrack über der himmlischen Erscheinung und dem hohen Gruße, meldete ihr der Bote Gottes, daß sie, die Jungfrau, wunderbarerweise, durch Kraft des heiligen Geistes, den Sohn des Höchsten empfangen und gebären werde, der den Stuhl des Ahnherrn Davids besteigen und über ein ewiges Königreich herrschen sollte. Maria sprach: „Siehe ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast."

Maria war die Verlobte eines Zimmermanns, des Joseph von Nazareth, welcher gleichfalls zu Davids Geschlecht gehörte; und vom Engel des Herrn belehrt nahm er die Schwangere doch als seine Ehefrau zu sich.

Es hatte aber der römische Kaiser Augustus ein Gebot ausgehen lassen, daß alle Unterthanen seines Weltreichs nach Köpfen und Vermögen aufgeschrieben würden; zu dieser Schatzung mußten beide nach ihrer Geschlechtsstadt Bethlehem in Judäa reisen. So fügte Gott alles, wie es sein sollte. Dort fanden sie keinen Raum in der Herberge als einen Stall; und in diesem gebar Maria in der Nacht das Heilige, das unter ihrem Herzen geruht, J. 1. Und sie wickelte es in Windeln und legte es in eine Krippe. Da stehet und sehet! „Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein ꝛc." wie unser Luther singt. So tief hat sich der Sohn Gottes gleich anfangs erniedrigt. Aber doch war seine Geburt hinwiederum herrlicher, als die eines andern Menschenkindes. Denn zu Hirten draußen auf dem Felde, die des Nachts ihre Heerde hüteten, trat ein leuchtender Engel und verkündigte ihnen die große Freude für sie und alles Volk, daß ihnen der Heiland geboren sei, Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und zu ihm gesellte sich ein Heer von Engeln, die den

Lobgesang anstimmten: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Als die himmlische Erscheinung vorüber war, eilten die Hirten, das wunderbare Kind aufzusuchen und sie fanden es, nach dem vom Engel gesagten Zeichen, und sie breiteten die Kunde von ihm aus und gingen hinweg mit Lob und Preis Gottes.

Nach acht Tagen wurde das h. Kind wie die andern jüdischen Knäblein beschnitten, zum Zeichen, daß der menschgewordene Sohn Gottes sich dem göttlichen Gesetz unterwerfe, Gal. 4, 4., und dabei empfing er den von oben bestimmten Namen: Jesus, d. h. Seligmacher.

Vierzig Tage nach seiner Geburt brachten ihn Maria und Joseph nach dem nahgelegenen Jerusalem, um ihn als erstgebornen Sohn nach dem jüdischen Gesetz im Tempel Gotte darzustellen. Da erkannte ihn, erleuchtet vom h. Geiste, der alte fromme Simeon und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben den von dir bereiteten Heiland gesehen! Und die uralte Prophetin Hanna trat auch hinzu und pries Gott über ihm und redete von ihm zu Jerusalems auf die Erlösung wartenden Bewohnern. Die Eltern aber kehrten mit dem Kinde zunächst nach Bethlehem zurück, denn sie hielten dafür, daß „der Sohn Davids" in der Davidsstadt aufwachsen müsse.

Wie das erschienene Heil sofort den Juden bekannt gemacht worden, so sorgte die alle Menschen umfassende Gottesgnade, daß auch Heiden gleich sich sein freuen möchten. Im fernen Morgenlande lebten Weise, in allerlei Weisheit, namentlich in der Sternkunde erfahrene Männer, die auch (vielleicht von Daniel her) von einem aus den Juden kommenden großen Könige und Weltheilande wußten. Sie erblickten einen wundersamen Stern am Himmel und erkannten daran die erfolgte Geburt desselben. Und sie machten sich auf gen Kanaan und suchten ihn in der Königsstadt Jerusalem. Dort fanden sie wohl einen König, Herodes den Großen, der, ein

Edomiter von Stamm, unter der Oberhoheit des röm. Kaisers Palästina beherrschte; — das war aber der rechte nicht. Doch hörten sie dort die Weissagung des Propheten, daß er zu Bethlehem sollte geboren werden. Und Herodes selbst wies sie hin und sprach: Forschet fleißig nach dem Kindlein, und wenn ihr's findet, so saget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete. Um seinen Thron besorgt wollte er es morden. Er war ein falscher, wollüstiger, grausamer, blutdürstiger Mensch, der seine eigene Gemahlin, seine eignen Kinder und unzählige Andere tödtete. Die Weisen zogen gen Bethlehem, und der Stern ließ sich zu ihrer hohen Freude wieder sehen, nur näher gekommen, und er leitete sie zu dem Hause, wo das heilige Kind lag. Und sie sahen es und fielen anbetend vor ihm nieder, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Dann kehrten sie, von Gott im Traume belehrt, auf einem andern Weg in ihr Vaterland. Als Herodes umsonst auf sie wartete und merkte, daß er von ihnen betrogen war, wurde er zornig; aber den gefürchteten neugebornen König wollte er dennoch finden. Er ließ alle Kinder zu Bethlehem und in der Umgegend vom zweiten Jahre abwärts tödten. Aber doch traf sein Mordstahl das göttliche Kind nicht; denn schon waren die Eltern auf Gottes Geheiß mit ihm nach Egypten geflohen. Daselbst blieben sie, bis ihnen Gott den Tod des alten Herodes verkündigen ließ. Er starb an einer schauerlichen Krankheit; von innen Feuer, von außen Würmer verzehrten ihn. Jetzt kehrte Joseph mit den Seinen in's Land Israel zurück. Wiederum zog er auf die Davidsstadt Bethlehem zu; als er aber vernahm, daß nun der seinem Vater an Gesinnung ähnliche Herodessohn Archelaus über Judäa herrschte, begab er sich, von Gott berathen, nach seinem Wohnort Nazareth in Galiläa zurück.

Da wuchs das heilige Kind heran, in nichts von andern Kindern verschieden, als daß es nie etwas Unrechtes that und ungewöhnlich früh im Geist erstarkte.

Als der Jesusknabe 12 Jahre alt war, durfte er seine Eltern auf ihrem alljährlichen Gange nach Jerusalem zum Osterfeste begleiten. Seine Lust war oben im Tempel, im Hause Gottes seines Vaters. Nach vollendetem Feste gingen die Eltern ohne ihn von Jerusalem weg, denn sie meinten, er sei schon voraus mit den Gefährten. Als sie ihn aber nach einer Tagereise unter diesen nicht trafen, kehrten sie ängstlich besorgt nach Jerusalem zurück. Sie fanden ihn nach dreitägigem Suchen im Tempel oben mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, sie fragte, ihnen antwortete und alle sich seines hohen Verstandes verwunderten. Die Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, wir haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Er aber erwiederte: „Warum habt ihr mich doch gesucht! Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Und er ging mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen unterthan. Und er nahm, ohne menschliche Bildung zu bedürfen, immer an Weisheit zu, und man sahe, wie Gottes Gnade bei ihm wohnte, und die Menschen hatten ihn lieb.

Weiter wissen wir aus der Jugendzeit Jesu nichts. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß er bis zum Mannesalter seinem Pflegvater Joseph beim Handwerk half oder seine, wie es scheint, früh verwittwete Mutter mit seiner Hände Arbeit ernährte.

§ 3.
Christus der Prophet.

Es läßt sich nicht näher davon reden, wie die göttliche Natur in Jesu sich entfaltete. Auch bei ihm, nachdem er in den Stand der Menschheit eingetreten war, ging es allmälig. Aber im unabläßigen Umgange mit seinem himmlischen Vater und ohne im mindesten von der Sünde getrübt und gehemmt zu sein, strahlte das ewige Licht immer heller und heller und endlich völlig helle in ihm auf. Und das namentlich auch über sich

selbst; er wußte, ehe er vor dem Volke hervortrat, auf's Allervollkommenste, daß er Gottes einiger ewiger Sohn und der im Alten Testamente geweissagte Messias oder Christus, der Heiland aller Menschen sei, und wie er ihre Erlösung bewerkstelligen müsse.

Nachdem er bis zu seinem 30. Jahre in stiller Verborgenheit gelebt, trat er dann zur Vollbringung seines ihm vom Vater befohlenen Werkes öffentlich hervor, J. 30. Damals regierte nicht mehr Archelaus, sondern Pontius Pilatus als Procurator (Landpfleger, Statthalter) des röm. Kaisers über Judäa, während des Erstern Bruder, Herodes Antipas, mit dem Titel „Vierfürst", den er gern in „König" verwandeln ließ, noch über Galiläa herrschte.

Christo voraus ging aber ein Mann in Geist und Kraft des Elias, der ihm den Weg bereiten sollte, wie die Propheten Jesaias (40, 3.) und Maleachi (4, 5.) geweissagt hatten. Das war Johannes, der Täufer, der Sohn des frommen Priesters Zacharias und seines Weibs Elisabeth, auch wunderbar, den Eltern erst in ihrem Alter, geboren. Ein ernster, strenger Mann, ärmlich bekleidet mit einem Rock von Kameelshaaren, den ein lederner Gürtel zusammenhielt, die geringste Lebensweise führend, denn er aß Heuschrecken und wilden Honig. Er zog am Jordan umher und predigte Buße; denn nur die Bußfertigen könnten ins Messiasreich eingehen, das jetzt nahe herbeigekommen sei. Und alles Volk lief zu ihm hinaus. Wer nun seine Sünden bekannte und seinen Sinn ändern wollte, um zur Aufnahme ins Messiasreich geschickt zu sein, den taufte er. Indessen bekannte er, daß er nur mit Wasser taufe, was dem Menschen blos die nöthige Reinigung von Sünden versinnbildlichen sollte. Es käme aber, sprach er, ein Stärkerer nach ihm, dem er die Schuhriemen aufzulösen nicht werth sei, der werde sie mit dem heil. Geist und mit Feuer taufen. Wer diesen verschmähe, über den werde derselbe schrecklich Gericht halten; wer ihn aber

aufnehme, der werde wahrhaftig rein von allen Sünden. Denn wenn Johannes Jesum wandeln sahe, zeigte er auf ihn und sprach: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!"

Einstmals geschah es, daß Jesus selbst zu ihm an den Jordan kam, um sich von ihm taufen zu lassen. Johannes wehrte ihm; er bedürfe das ja von ihm. Aber Jesus sprach: Laß es sein; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit (alles Rechte, dem Willen des Vaters Entsprechende) zu erfüllen. Was sollte aber diese Taufe des schon ganz Reinen und Heiligen? Es wurde damit seine Leidenstaufe angedeutet (Matth. 20, 22. Luk. 12, 50.), der er sich für die Menschheit zu ihrer Reinigung von Sünden unterziehen wollte. Und als er getauft war und aus dem Wasser stieg, da that sich der Himmel über ihm auf, und der Geist Gottes schwebte gleich als eine Taube auf ihn herab, und eine Stimme vom Himmel sprach: Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Also ist Jesus beim Antritt seines irdischen Lebens durch die Engel, beim Antritt seines Mittleramtes aber durch die Stimme des himmlischen Vaters selbst und die Erscheinung des h. Geistes noch stärker beglaubigt worden.

Doch noch mußte der zweite Adam (Christus, der vollkommene Mensch) Satans Versuchung bestehen, die der erste nicht bestanden hatte. Dreimal nacheinander reizte ihn der Versucher zum Ungehorsam gegen Gott, seinen Vater (Matth. 4, 1—11.); aber standhaft wies er ihn ab; der Fürst dieser Welt hatte nichts an ihm.

Und nun zog Jesus umher in Judäa und Galiläa, wobei er manchmal auch Samaria und die heidnische Grenze berührte, als der von Mose (I. 18, 15.) verkündigte große Prophet, der Mann mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.

Gleich im Anfang sammelte er sich Jünger oder Schüler, die er zu seinen Dienern in Aufrichtung seines Reiches bilden wollte. Zwölf davon sollten ihm am

nächsten stehen und seine besondern Apostel (Gesandte) an die Menschheit werden. Er nahm sie nicht aus den Vornehmen und Weisen dieser Welt; es waren Fischer, Zöllner u. dgl. Ihre Namen sind: Simon Petrus, Andreas, Jakobus der Aeltere, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus der Jüngere, Simon von Cana, Judas Thaddäus und Judas Ischarioth. Diese vornehmlich unterrichtete Jesus in der göttlichen Wahrheit; dann aber auch alles Volk. Doch hören wir zuerst von seinen großen Thaten, die er in Gotteskraft verrichtete; seine Lebensbeschreiber (die Evangelisten) haben nur einen Theil davon aufgezeichnet (Joh. 21, 25.), und von den aufgezeichneten mögen hier nur wenige folgen:

Es war eine Hochzeit im Städtchen Cana in Galiläa, und sie luden auch Jesum und seine Jünger dazu. Es gebrach an Wein. Da wendete sich Maria, die den Mangel und die bittre Verlegenheit der Hochzeitleute bemerkte, hilfesuchend an ihren göttlichen Sohn. Und Er, der die schöne Freude des Tages nicht getrübt sehen und im Bilde zeigen wollte, wie er den edelsten Freudenwein für die betrübten Seelen spenden könne, er hieß die Diener sechs dastehende Wasserkrüge mit Wasser füllen, dann davon dem Speisemeister schöpfen, der es als den besten Wein erfand. Das war das erste Zeichen Jesu und offenbarte seine Herrlichkeit.

Einstmals war ihm eine große Menge Volks in eine Wüste nachgezogen. Er hielt ihnen eine lange Predigt vom Reiche Gottes und machte ihre Kranken gesund. Am Abend wollte er auch ihren leiblichen Hunger stillen; es waren aber nur fünf Gerstenbrode und zwei Fische vorhanden. Er aber ließ das Volk sich auf das Gras lagern, nahm die Speise und dankte darüber, und gab sie seinen Jüngern zur Vertheilung unter das hungrige Volk. Und sie aßen alle und wurden alle satt, 5000 Mann ohne Weiber und Kinder, und blieb noch mehr übrig, als zuvor da war. Und sein Brod des Lebens,

sein göttlich Wort, wie unscheinbar in den Augen der Weltkinder, nährt Millionen Seelen und wird nie verzehrt, wird uns desto mehr, jemehr wir davon genießen.

Ein andermal fuhr er mit seinen Jüngern auf dem Galiläischen Meere (dem See Genezareth), und es erhob sich, während er schlief, ein großer Sturm, der das Schifflein mit Wellen bedeckte. Seine Jünger weckten ihn mit dem Angstgeschrei: Herr, hilf uns, wir verderben! Und er stand auf und bedrohte den Wind und das Meer, da ward es ganz stille. Die Menschen aber sprachen verwundert: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind?" Ja, es ist der Herr der Natur.

Insonderheit offenbarte er seine Herrlichkeit an Kranken und Elenden aller Art. Ein am Wege bei Jericho sitzender blinder Bettler rief den Vorüberziehenden an: Jesu, du Sohn Davids (d. h. du Messias), erbarm dich meiner! Der Herr steht still, läßt ihn zu sich führen, spricht: Was willst du, daß ich dir thun soll? Er fleht: Herr, daß ich sehen möge! Jesus spricht: Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen! — und sogleich ward er sehend, folgte ihm nach und pries Gott.

Jesus war zu Kapernaum. Es wurde bekannt und eine große Menge füllte und umlagerte das Haus, da er sich aufhielt. Da trugen sie einen Gichtbrüchigen auf einem Bette her, und weil sie vor dem Volke nicht zur Thüre herein konnten, stiegen sie mit dem Kranken auf das (platte) Dach des Hauses, deckten es auf und ließen ihn mit dem Bette vor Jesum hinab. Da der Herr ihren Glauben sah, sprach er zu dem Elenden: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und weiter sprach er zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim! Und er that's. Die Leute aber entsetzten sich und sprachen: Wir haben heute seltsame Dinge gesehen.

Etliche Tage vorher war ein Mann zu Jesu gekommen mit der eckelhaften und furchtbar ansteckenden Krankheit

des Aussatzes behaftet. Der fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen! Und Jesus streckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich wills thun, sei gereinigt! Und alsobald fiel der Aussatz von ihm.

Wieder einmal heilte er einen Taubstummen, den sie zu ihm brachten. Er legte ihm die Finger in die Ohren und benetzte seine Zunge mit Speichel, blickte zum Himmel auf, seufzte (über des Menschen Elend) und sprach: Hephata! (Thue dich auf!) Und seine Ohren thaten sich auf und das Band seiner Zunge ward los und redete recht. Das Volk aber sprach mit hoher Verwunderung: Er hat alles wohlgemacht!

Auch dem Tode konnte er seinen Raub nehmen. Es begab sich, daß er mit seinen Jüngern und vielem Volk nach der Stadt Nain ging. Eben trug man einen Todten aus dem Thore, den einzigen Sohn einer Wittwe. Und sie wankte hinter dem Sarge her. Da sie Jesus sahe, jammerte ihn derselben und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührete den Sarg an, und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Todte auf und fieng an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Es kam aber alle Anwesende eine Furcht an, und priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Nicht mehr solcher mächtiger Thaten Jesu darf ich erzählen, meine Leser, ihr kennet sie ja alle schon; doch etliche durften in einer Geschichte der Menschheit, deren strahlender Mittelpunkt Christus ist, nicht fehlen. Ja, Er konnte sagen: „Die Blinden um mich her sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf." Matth. 11, 5. Er setzt aber hinzu: „und den Armen — das sind alle sündigen Adamskinder — wird das Evangelium — die frohe Botschaft von einem Erlöser und Seligmacher — ge-

predigt. Seine Wunder standen in genauer Beziehung zu seiner Predigt; er that sie wohl auch, weil ihn auch der zeitlichen Noth der Menschenkinder jammerte, vornehmlich aber darum, daß sie ihn erkenneten als den Helfer aus der Höhe für alle Noth, und seine Hilfe suchten in ihrer Seelennoth und seinem Worte glaubten als dem Mittel der innern Heilung und des ewigen Lebens.

Jesus Christus erschien in der Welt als der Prophet aller Propheten, als der rechte göttliche Lehrmeister der Menschen. Er begann aber seine Predigt mit dem Spruche Marc. 1, 15.: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen; thut Buße und glaubet an das Evangelium.“ Und das führte er weiter aus.

Den alleinigen wahren Gott, der sich schon im Alten Bunde geoffenbaret hatte, offenbarte er noch deutlicher in seiner Vollkommenheit und Herrlichkeit, als den Vater und Herrn Himmels und der Erde, den Allmächtigen, Alleswissenden, Ueberallnahen, Allwaltenden, Allsorgenden, als den Heiligen und Gerechten, vornehmlich aber als die allerbarmende Liebe. Und offenbarte seinen ewigen Liebesrathschluß zur Wiederaufrichtung der gefallenen Welt. Denn alle Menschen sind in einem gottentfremdeten, unglückseligen Zustande, der in ewiges Elend auszugehen droht, Sünder, geistlich Kranke, Mühselige und Beladene, für sich selber Verlorene. Darum zeigte Jesus auch das göttliche Gesetz, vom Sinai gegeben, nach seinem tieferliegenden Inhalt und in seiner ganzen Schärfe, damit die Menschen desto mehr ihre Uebertretung einsehen und ihre Sündennoth fühlen möchten und um so empfänglicher würden für das Evangelium von ihrer Errettung und Seligkeit. Denn Gott von unermeßlicher Liebe und Gnade sendet seinen eignen Sohn in die Welt, um das Reich des Fürsten dieser Welt zu zerstören und Gottes Reich wieder aufzurichten. Das thut er durch sein ganzes Leben, Lehren, Wirken, besonders

aber durch sein Leiden und Sterben zur Versöhnung der sündigen Welt. Denn wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß Christus am Kreuz erhöhet werden; da läßt er sein Leben zu einer Erlösung für die Vielen. Die Frucht dieser Versöhnung ist die Vergebung der Sünden und damit die Gerechtigkeit des Sünders vor Gott, welche Friede und Freude giebt. Und das ist zunächst Gottes Reich, ein inwendiges, im Innern des Menschen bestehendes, Gerechtigkeit, Friede und Freude im h. Geiste. Das Reich Gottes kommt also in und mit Christo und ohne ihn nicht, darum er sagt: bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen — den Frieden laß ich euch, meinen Frieden geb' ich euch — ich bin das Brod des Lebens, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe; — und aber hinwieder: so ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euern Sünden.

Darum, will man theilnehmen am seligen Gottesreiche, so muß man sich auch wie durch Buße vom Reich des Bösen scheiden, so durch den Glauben mit Dem verbinden, der dieses Reich bringt und ohne den niemand zum Vater kommt. Durch den Glauben ergreift man das Heil; wer an den Sohn glaubt, der wird nicht gerichtet, der hat das ewige Leben, Joh. 3, 18. 36. Aus dieser seligen Gemeinschaft mit dem Lebensfürsten geht aber in Kraft seines heiligen Geistes jetzt schon ein neues Leben hervor, das in der Nachfolge Christi oder nach seinem Vorbilde geführt wird. Und dieses neuen Lebens Wesen ist die Liebe — zuerst zu Gott, dem großen, ewigen Erbarmer und dann zu den Menschen, seinen von ihm so werthgeachteten Geschöpfen. An der Liebe soll man Christi Jünger erkennen.

Wer nun aber nicht an Christum glaubt, der ist schon gerichtet; er bleibt außerhalb Gottes Reich, er bleibt in seinem verlorenen unglückseligen Zustande und sinkt nach göttlichem Gericht immer tiefer hinein und wird einst

völlig verworfen. Es kommt ein Tag, wo Christus wieder erscheint, nicht in Niedrigkeit, wie das erste Mal, sondern in Majestät als Richter der Lebendigen und der Todten. Und alle seine Verächter verurtheilt er zur ewigen Pein. Aber denen, die ihm mit rechtschaffenem, in der Liebe thätigem Glauben anhangen, bescheidet er das vollendete Gottes- oder Himmelreich, wo sie in der Freudenfülle vollkommener Seligkeit und sonnenhaft leuchtender Herrlichkeit ewig mit ihm leben sollen. Das ist die Summa der Lehre Christi.

Er predigte mit unverhüllten Worten; häufig redete er auch in Gleichnissen. Um die Köstlichkeit des göttlichen Reiches zu schildern, die von so Vielen nicht erkannt wird, vergleicht er es mit einem im Acker verborgenen Schatze, den ein Mensch findet und um dessen Besitz er mit Freuden Alles opfert. Um die alles durchdringende, in Gährung setzende und umwandelnde Kraft seines Wortes darzustellen, vergleicht er es mit einem Sauerteige, den ein Weib unter drei Scheffel Mehl menget. Um zu zeigen, wie sein Heil leider nicht von allen Menschen angenommen wird, vergleicht er es mit einem großen Abendmahle, zu welchem gerade die Erstgeladenen, die Juden, nicht kommen mögen, weil ihnen zeitlich Gut und fleischliche Lust wichtiger ist, während die Leute auf den Landstraßen und an den Zäunen, die armen fremden Heiden, dem Rufe dazu besser folgen und das Haus voll machen u. s. f.

So in Gleichnissen wie ohne Bild predigte der Herr Jesus unermüdlich, bald in den Schulen (Bethäusern), bald in des Tempels Hallen, jetzt in den Häusern, dann unter freiem Himmel, auf dem Berge zum herablagernden Volk, vom Schiff aus zu der Menge am Ufer herüber. Häufig umgaben ihn große Schaaren; er verschmähte es aber auch nicht, Einzelne zu lehren, wie den Rathsherrn Nikodemus in der stillen Nachtstunde, die Maria zu Bethanien, die heilverlangend zu seinen Füßen saß.

Seine Rede war einfach, nach dem Verständnisse des

Volkes eingerichtet, überall an das menschliche Leben anknüpfend; sie war hell und klar wie das Sonnenlicht und doch so tief bis in's Unergründliche und so hoch bis über den Himmel hinaus; und sie drang mit einer wahrhaftigen Gotteskraft an die Herzen. Alles Volk entsetzte sich darüber, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten; und alle heilbegierigen Seelen sprachen in sich und auch laut: Herr, wohin sollen wir von Dir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!

Großen Nachdruck gewann seine Rede noch durch sein ganz fleckenloses, heiliges Leben. Da stand unter allen Menschen der Einzige, der sprechen konnte: welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und er beruft sich darauf als auf ein Zeugniß für seine Glaubwürdigkeit, indem er hinzufügt: So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?

Sein Leben war nicht nur rein von allem Bösen, sondern auch das Ausströmen einer unendlichen Liebe, welche die offenen Seelen, insonderheit die reumüthigen Sünder so wunderbar mächtig anzog. Als er einst in einem Hause zu Tische saß, kam ein Weib, das früher in groben Sünden gelebt, mit einem Glas voll Salbe herein, trat hinten zu seinen Füßen und weinte, fieng an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küßte seine Füße und salbte sie. Sie hatte schon seine Erbarmung erfahren und liebte viel, weil ihr viel vergeben war. Und Jesus tröstete sie auf's neue: Dir sind deine Sünden vergeben; dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden!

Bei allem Gottesglanze, der aus seinen Thaten und Worten und seinem ganzen Wesen und Leben leuchtete, blieb Jesus doch immer in unscheinbaren zeitlichen Verhältnissen. Er für sich wollte der arme geringe Menschensohn sein. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Er hatte Mühe und Arbeit, oft nicht Ruhe zum Essen ob dem Ueberlaufen des Volks, und neben dem Beifall der Menge viel Widerspruch, Schmähung und Verfolgung

von den jüdischen Obern zu leiden. Und nun nahte die Zeit seiner tiefsten Erniedrigung.

Vorher aber fällt noch der Schleier ganz weg, der auf Erden seine göttliche Gestalt (Phil. 2, 6.) umhüllte; freilich nur auf einen Augenblick und vor einigen seiner Jünger. Er führte Petrum, Jakobum d. Ae. und Johannem mit sich auf einen hohen Berg (wahrscheinlich war es der Hermon), und da wurde er verklärt vor ihnen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider waren lichtweiß. Und zwei Bewohner der obern Welt, Moses und Elias, erschienen bei ihm und redeten mit ihm. Ein unaussprechlich seliges Gefühl durchzog die Herzen der Jünger; Petrus sprach: Herr, hier ist gut sein, willst du, so wollen wir Hütten machen! In dem überschattete sie eine lichte Wolke und eine Stimme aus ihr sprach: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! Bei dieser Stimme fielen die Jünger auf ihr Angesicht und erschracken sehr. Als sie aber, von Jesus angerührt und angeredet, wieder aufblickten, sahen sie sich mit ihm wieder allein, und das himmlische Gesichte war vorüber; doch nicht in ihren Seelen.

§ 4.

Christus der Hohepriester.

Nachdem Jesus drei Jahre lang als Prophet gewirkt, sollte er sein Heilswerk als Hoherpriester der Menschheit vollenden. Er gieng mit seinen Jüngern zum jüdischen Oster- oder Passahfeste hinauf nach Jerusalem, J. 34; und wie er im Geist erkannte, daß die Zeit seines Abschiedes vorhanden sei, so sagte er ihnen unterwegs, daß nun vollendet werden müsse, was die Propheten des A. T. von seinem Ausgange geweissagt hätten (Ps. 22. Jes. 53); er werde in die Hände der Heiden geliefert, verspottet, geschmäht und verspeit, gegeißelt und getödtet werden, aber am dritten Tage wieder auferstehen. Er sah seinen ganzen Kampf voraus; aus freier Liebe zu unserem ewigen Heile gieng er hinein.

Wie kam's aber dahin von Seite der Menschen? Das Volk staunte wohl über seine großen Thaten und gewaltigen Predigten, und an Lob und Ehre von demselben fehlte es ihm nicht. Aber es war bei den Allermeisten doch nur äußerlicher Beifall und das Innere ihrer Seele nicht ergriffen. Und da Jesus immer keine Anstalt machte, ein Messiasreich nach ihren Begriffen aufzurichten, wurden sie in ihrem Warten auf ihn verdrossen, und ihre Anhänglichkeit an ihn konnte leicht in das Gegentheil umschlagen. Die vornehmen Juden aber waren ihm gram von Anbeginn; die Pharisäer verletzte und erbitterte er, indem er ihre Werkheiligkeit bei unbekehrtem sündenvollem Herzen strafte, die Sadducäer, die fleischlichgesinnten Weltmenschen, stieß er mit seiner Forderung der Weltverleugnung und eines himmlischen Wandels zurück. Die eiteln Obern zusammt neideten ihn um seine Gunst beim Volke. Bei solcher Gesinnung und Stimmung der Juden machte Jesus seine letzte Reise nach Jerusalem.

Indessen ließ es sich Anfangs gar anders an, als es darnach kam. Jesus hatte kürzlich erst den Lazarus zu Bethanien, einem Flecken nahe bei der Hauptstadt, von den Todten auferweckt, nachdem er schon vier Tage im Grab gelegen war, und mit dieser Wunderthat ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Als es nun hieß, er ziehe des Weges nach Jerusalem her, strömten sie ihm von dort zum Empfang entgegen. Es war 6 Tage vor seinem Tode.

Da ritt er auf dem Füllen einer Eselin — sanftmüthig und demüthig — zur Königsstadt. Seine Jünger umringten ihn und die Menge des Volks umwogte ihn. Der geringe Aufzug Jesu störte sie nicht; es war als ob etwas von oben über sie gekommen wäre. Viele breiteten ihre Kleider wie einen Teppich auf den Weg, Andere streuten grüne Zweige auf den Weg, das Volk aber, das voranging und nachfolgte, rief: Hosianna (Heil) dem Sohne Davids. Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Sie bewillkommten ihn als den verheißenen großen König Israels.

Unter solchem Jubel und königlicher Ehre zog Jesus daher, ernst und mit schweren Gedanken, und als er nahe an die Stadt kam, sah er sie an und weinte über sie. Und er verkündigte den schrecklichen Untergang, den die verblendete 37 Jahre nachher nahm, wie sie von Feinden umlagert, an allen Orten geängstigt, endlich erobert und von Grund aus zerstört werden sollte, darum daß sie nicht erkannt hätte die Zeit, darin sie mit Gnade heimgesucht war.

Vom Sonntag bis zum Donnerstag hielt sich Jesus des Tags in Jerusalem auf, des Nachts in Bethanien oder sonst in der Nähe. Und er wendete diese Tage noch besonders eifrig an, das Volk zu lehren und um Seelen zu werben für Gottes Reich.

Aber der sein Brod aß, trat ihn mit Füßen. Einer der Zwölfe, Judas Ischarioth, der sich auch in seiner fleischlichen Messiashoffnung bei Jesu getäuscht sah und noch einen letzten Gewinn von seiner Jüngerschaft ziehen wollte, gieng zu den Hohenpriestern und sprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verrathen, d. i. unbemerkt von der Menge, die sich seiner Gefangennehmung widersetzen konnte, in die Hände liefern. Und sie boten ihm 30 Silberlinge, nach unserem Geld 15 Thaler, den geringsten Preis eines Sklaven! Von dem an suchte Judas Gelegenheit, wie er Jesum in ihre Hände brächte ohne Rumor.

Am Abende des Donnerstags hatte sich der Herr mit seinen Jüngern in einem befreundeten Hause Jerusalems versammelt, nach jüdischer Weise das Passahlamm mit ihnen zu essen. Das war eine ganz eigenthümliche Versammlung, die er mit den Worten begann: „Mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide!“ Und mit Schmerz sagte er ihnen, daß einer von ihnen selbst ihn verrathen werde, was alle sehr betrübt machte bis auf den, der es war, das Kind des Verderbens mit ruchlosem Herzen und frecher Stirne.

Vor dem Abendessen stand Jesus auf, legte seine

Kleider ab, umgürtete sich mit einer Schürze, goß Wasser in ein Becken und hob an seinen Jüngern die Füße zu waschen und trocknete sie mit dem Schurze. Und er sprach zu ihnen: Ich, euer Herr und Meister, habe euch hier ein Beispiel gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wir Christen sollen uns unter einander und allen Menschen mit williger Erniedrigung Dienste thun.

Darauf setzte er das Sakrament des Abendmahls ein. Das Passahmahl des Alten Bundes hört auf; ein Neuer Bund beginnt mit neuen Sakramenten. Er nahm das Brod, danket, und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Und er gab ihnen den Kelch und sprach: Trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Und er ermahnte sie, daß sie oft dieses Mahl halten sollten zu seinem Gedächtniß.

Darnach sprach er noch viel mit ihnen, hehre, tiefe und trostvolle Worte, — von seinem Hingang zum Vater, in dessen himmlischem Haus er ihnen die Stätte bereiten wolle, von dem Tröster, dem heiligen Geiste, den er ihnen zum Ersatz seiner sichtbaren Gegenwart senden werde, von dem Frieden, den er ihnen bescheren würde, den die Welt nicht gebe zc., und ermahnte sie zum festen Bleiben an Ihm und zur innigen Liebe unter einander. Und alles beschloß er mit dem wunderbaren Gebete Joh. 17, welches sein hohepriesterliches Gebet genannt wird.

Es war schon tief in der Nacht, da gieng er mit seinen Jüngern hinaus über den Bach Kidron an den Oelberg zu einem Hofe mit Namen Gethsemane, daselbst war ein Garten, in den er eintrat. Er hieß seine übrigen Jünger sich setzen, Petrum aber, Jakobum und Johannem, die Zeugen seiner Verklärung, nahm er weiter mit sich hinein zu Zeugen seines tiefen Leidens. Denn hier — welch ein seltsamer Anblick? — hier fieng der starke Löwe aus Juda, der nie eine Furcht gezeigt, zu trauern an, zu

zittern und zu zagen. Es war, daß er nun in's göttliche Gericht trat an der sündigen Menschen Statt. Er sprach: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Auch auf seine Seele nahm er die Last unsrer Sünden. Dreimal warf er sich in unnennbarer Bangigkeit zur Erde nieder vor Gott, seinem Vater, und betete, daß der Leidenskelch von ihm gehen möge, so es möglich wäre, daß er ihn aber mit aller Ergebung trinken wolle, so es des Vaters unabänderlicher Wille sei. Ein Engel erschien und stärkte ihn vor dem härtesten Kampfe. Denn nun kam es, daß er mit dem Tode rang, und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.

Dann stand er auf und gieng zum Garten hinaus, der bewaffneten Schaar entgegen, die von den jüdischen Obern zu seiner Festnehmung abgesandt und von dem Verräther hergeführt war. Auf sein Wort: Ich bin es, den ihr suchet! fielen sie erschrocken zu Boden. Aber er stand ihnen als opferwilliges Lamm gegenüber; sie ermannten sich und griffen ihn, und er ließ sich ihren Händen. Sie führten ihn gebunden nach der Stadt zu dem regierenden Hohenpriester Kaiphas, bei dem sich der hohe Rath (die höchste, aus 70 Beisitzern bestehende, jüdische Behörde) versammelte.

Sie hielten Gericht über ihn. Gedungene Zeugen traten gegen ihn auf; mancherlei Beschuldigungen brachten sie vor, aber sie widersprachen sich immer unter einander, und Jesu Unschuld leuchtete hell. Endlich ward er auf sein ihm vom Hohenpriester abgefordertes Bekenntniß, daß er Gottes Sohn sei, — und er war es doch! — als Gotteslästerer zum Tode verurtheilt. Darauf schlugen sie ihn, verspieen ihn, verspotteten ihn schändlich.

Der hohe Rath durfte damals kein Todesurtheil mehr vollziehen; es bedurfte der Bestätigung und Vollstreckung der römischen Obrigkeit. Darum führten sie Jesum am frühen Morgen des Freitags vor den Landpfleger Pontius Pilatus. Hier verklagten sie ihn aber nicht als einen Gotteslästerer, darum sich der Landpfleger wenig bekümmert

haben würde, sondern als einen Rebellen gegen den römischen Kaiser. Er mache das jüdische Volk vom Kaiser abwendig, indem er selbst dessen König sein wolle. Sie beschuldigten ihn hart. Pilatus verhörte Jesum, der ihm sagte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; er erkannte bald des Verklagten völlige Unschuld. Er wollte ihn los lassen, doch freilich ohne Gefahr für sich selbst. Darum dachte er, das Volk sollte ihn selber losbitten; und da er gewohnt war, am hohen Feste gleichsam zu dessen Beehrung einen gefangenen Juden freizugeben, so stellte er ihnen dießmal die Wahl zwischen dem reinen Jesu und einem absonderlich verruchten Missethäter, einem wirklichen Aufrührer und Mörder, Namens Barabbas. Allein das wankelmüthige, elende Volk, von den Hohenpriestern und Aeltesten überredet, begehrte Barabbam los und Jesu Kreuzigung. Und sie schrieen immer ungestümer: kreuzige, kreuzige ihn! da wusch zwar Pilatus seine Hände vor ihnen zum Zeichen, daß er unschuldig sein wolle am Blute dieses Gerechten; aber er wich ihrem Ungestüm und sprach das Todesurtheil über ihn aus.

Der Hinrichtung eines Verbrechers pflegte die Geißelung voraus zu gehen. Die römischen Kriegsknechte nahmen Jesum, entkleideten und geißelten ihn. Und um den zerfleischten Rücken legten sie ihm darauf einen alten Purpurmantel und setzten ihm eine von Dornen geflochtene Krone auf's Haupt, gaben ihm auch einen Rohrstab als Scepter in die Hand, fielen vor ihm nieder und sprachen: Gegrüßet seist du, der Juden König! Und sie spieen ihn an, nahmen das Rohr und schlugen damit sein Haupt.

In diesem mitleiderregenden Zustande führte ihn Pilatus vor das Volk heraus und sprach: Sehet, welch ein Mensch! Er machte noch einen Versuch, die Juden zu Gunsten seiner Freilassung umzustimmen: aber sie schrieen: Weg, weg mit ihm! und drohten Pilato, ihn als Feind des Kaisers zu verklagen, wenn er diesen Rebellen losgäbe. Da ließ er ihn aus Menschenfurcht zur Kreuzigung hinführen.

Der Weg gieng durch die Stadt nach dem nahen Hügel Golgatha, das ist verdollmetscht „Schädelstätte“; denn es war der gemeine Richtplatz. Und Jesus trug selbst seines Kreuzes schwere Bürde. Auf dem Platze angekommen reichten sie ihm den betäubenden Essig- und Myrrhentrank, aber er nahm ihn nicht an; mit vollem Bewußtsein wollte er Alles leiden. Daselbst kreuzigten sie ihn nun in der Mitte zweier Missethäter.

Es war Vormittags 9 Uhr. Da hieng der Gottmensch zwischen Himmel und Erde am Holz des Fluches. Und die Obersten des Volks und die Kriegsknechte lästerten ihn und spotteten sein. Jesus sah auf seine Peiniger und Mörder herab und zum Himmel hinauf und sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Seine arme Mutter stand unter dem Kreuze und der Jünger daneben, den er besonders liebte, und er sprach zu ihr: Siehe, das ist dein Sohn! und zu Johannes: Siehe, das ist deine Mutter! Auch einer der Mitgekreuzigten lästerte ihn; der andere aber strafte diesen, und wunderbar vom Geist erleuchtet bat er Jesum in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner zu gedenken, wenn er in sein Reich komme; und der Herr tröstete ihn: Heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein.

Um Mittag ward plötzlich eine Finsterniß über das ganze Land, die 3 Stunden währte, — ein Abbild von dem innern Zustande Jesu in dieser Zeit. Denn abermals kämpfte seine Seele mit der Macht der Finsterniß und des ewigen Todes. Gegen 3 Uhr Nachmittags rief er: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Da war er entblößt von jeglichem Gefühl des Trostes; da empfand er die Schrecken und Schauer der Verdammniß an unserer Statt. Aber nun war auch der Kelch geleert bis auf die letzten Tropfen. Er sprach: Mich dürstet! und sie hielten ihm einen mit Essig gefüllten Schwamm an einem Rohre zum Munde und tränkten ihn damit. Darnach sprach er, selig über die versöhnte Welt hinschauend: Es ist vollbracht! und gleich darauf: Vater, ich befehle

meinen Geist in deine Hände! neigte sein Haupt und verschied.

So hat Jesus Christus sein Hohenpriesteramt vollzogen und sich selbst für die Menschheit geopfert als das heilige unbefleckte Gotteslamm, das die Strafe für die Sünde der Welt trägt. „Es ist vollbracht!" — o großes Wort! Wer das fasset mit gläubigem Muth, Friede, seliger ewiger Friede, ewiges seliges Heil ist sein Gewinn.

Als Jesus verschied, zerriß der Vorhang im Tempel, der das Allerheiligste verschloß, mitten entzwei; denn durch unsern Hohenpriester hat nun jeder freien Zutritt zum Gnadenthron im Allerheiligsten der Höhe. Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen. Da schlug das Volk an seine Brust und wandte von Golgatha wieder um. Der römische Hauptmann aber, der die Wache am Kreuz hatte, sprach: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen!

Noch öffneten die Kriegsknechte dem Verschiedenen die Seite mit einem Speer, um jeden etwa übrigen Lebensfunken vollends auszutilgen. Dann kamen zwei vornehme Juden und heimliche Freunde Jesu, nahmen mit Pilati Erlaubniß den Leichnam vom Kreuz und legten ihn in einem nahen Garten in ein neues Felsengrab. Und sie wälzten einen großen Stein vor des Grabes Thüre, damit er nicht im Tode noch von seinen Feinden mißhandelt werden möchte. Die Hohenpriester und Pharisäer dagegen erbaten sich von Pilato eine Wache an's Grab, auf daß Jesus nicht von seinen Jüngern weggenommen und fälschlicherweise von ihnen behauptet werde, er sei nach seiner Vorhersagung auferstanden. Die Jünger aber hielten sich den Sabbath (Samstag) über stille nach dem jüdischen Gesetz.

§ 5.

Christus der König.

Im Grauen des Sonntagsmorgens erschütterte ein

Erdbeben das Land, und ein Engel in blitzender Gestalt kam vom Himmel und stieß den Stein von des Grabes Thür, da Jesus geschlafen. Die Hüter befiel Todesschrecken; dann entflohen sie.

Schon aber nahten von Jerusalem her fromme Weiber, die Jesu aus Galiläa nachgefolgt waren, mit Specereien und Salben, den Leichnam ihres Meisters einzubalsamiren. Und sie sprachen bekümmert unter einander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Als sie darkamen, sahen sie mit Verwundern den großen Stein schon weggethan, und als sie hinzu und in die Gruft eintraten, sahen sie keinen Leichnam mehr darin, wohl aber den Engel als glänzendweißen Jüngling sitzen, der ihnen die unverhoffte Meldung that, daß Jesus auferstanden sei und lebe. Und sie eilten hinweg mit Furcht und großer Freude.

Und Er selbst, der auferstandene Siegesheld zeigte sich noch an diesem Tage den Seinigen im Drang der Liebe, damit er sie geliebet hatte bis zum Tode und über den Tod hinaus liebte. Zuerst erschien er da der Maria Magdalena, die mit dem Ausruf: O mein Meister! zu seinen Füßen niedersank; dann auch andern Frauen, die seine Füße umfaßten. Auch dem Petrus erschien er, dann Zween, die nach dem Flecken Emaus wanderten; zuletzt am Abende den Aposteln zusammen. Bei verschlossenen Thüren, die seinem neuen Leibe kein Hinderniß boten, trat er plötzlich unter sie. Und er grüßte sie: Friede sei mit euch! und zeigte ihnen seine durchbohrten Hände und Füße und seine geöffnete Seite; da wurden die Jünger so froh, daß sie den Herrn sahen. Und abermals sprach er: Friede sei mit euch! denn es war kein leerer Gruß; er brachte ihnen den durch sein Leiden und Sterben erwirkten und durch seine Auferstehung versiegelten Frieden mit Gott (die Alten sagten so schön: den Osterfrieden) wahrhaftig und wesentlich entgegen. Und diesen Frieden sollten sie den unruhvollen und gequälten Menschenkindern in's Herz sprechen, nämlich den Buß-

fertigen und Gläubigen; er sprach zu ihnen: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen rc.

Nunmehr blieb der Herr noch 40 Tage sichtbar bei seinen Jüngern. In Jerusalem und in Galiläa, bald hier, bald dort, bald Einzelnen, bald den Haufen der Jünger erschien er und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Sie hatten immer noch unklare Vorstellungen davon; sie zweifelten wohl nicht, daß es, als eine Gemeinde von Menschen, eine Gemeinde der Heiligen sein müsse; aber sie wähnten noch, daß es jetzt schon auch in äußerlicher Herrlichkeit werde aufgerichtet werden. Doch damit wies er sie auf des Vaters verborgenen Rathschluß hin. Indessen öffnete er ihnen das Verständniß der Schrift und tröstete sie mit dem verheißenen Beistande, dem heiligen Geiste, den er ihnen vom Vater senden wolle, auf den sie in Jerusalem warten sollten, um dann in seiner Kraft ihren hohen Beruf unter den Menschen zu erfüllen. Er sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Und er verordnete die heilige Taufe, nicht eine Taufe nur mit Wasser, sondern zugleich mit dem heiligen Geiste, als Sakrament der Aufnahme in sein Reich, und sprach: Taufet alle Menschen im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Zuletzt führte er seine Jünger an den Oelberg hinaus. Da hob er seine Hände auf und segnete sie. Und so mit aufgehobenen segnenden Händen schwebte er vor ihren Augen empor, bis ihn eine Wolke ihren Blicken entzog. So gieng er in den unsichtbaren Himmel zurück, von dannen er gekommen war, aber als Mensch zugleich, und der Gottes- und Menschensohn setzte sich zur Rechten

der Majestät in der Höhe und sitzet nun auf dem Thron des Himmels ein ewiger König.

Die Jünger sahen ihm staunend nach. Da standen zwei Engel bei ihnen, die ihnen sagten, daß dieser Jesus einst sichtbar, wie er von ihnen gen Himmel gefahren sei, vom Himmel wiederkommen werde. Und sie fielen zur Erde nieder und beteten ihn an.

§ 6.
Die Stiftung der christlichen Kirche.

Mit großer Freude kehrten die Jünger vom Oelberg nach Jerusalem zurück, und harrten dort auf das Wort ihres verklärten Meisters. Und bald, schon 10 Tage nach seiner Himmelfahrt, erwies er sich ihnen wirksam als der himmlische König.

Es war am jüdischen Pfingstfeste, dem Stiftungsfeste des Alten Bundes, als es plötzlich wie ein gewaltiger Wind vom Himmel brauste und das Brausen und Wehen das Haus erfüllte, wo die Jünger einmüthig bei einander waren. Flämmchen wie feurige Zungen zückten in der Luft und setzten sich über ihre Häupter. Unter diesen äußerlichen Zeichen wurde der heilige Geist in ihre Seelen ausgegossen, — Er, der sie erleuchtete, daß sie nun Wort und Werk Christi recht verstehen und so die untrüglichen Lehrer der Menschheit werden konnten, der sie lebendig, kräftig, feurig für ihres Herrn Sache, welt- und todverachtend und zu ganz neuen Menschen machte, der sie auch mit wunderbaren Gaben und Kräften zur leichtern Ausbreitung des Evangeliums in der Welt ausrüstete.

Auf jene seltsame Erscheinung strömte die Menge in der Stadt zum Hause der Jünger zusammen, Juden und Judengenossen (zum Judenthum bekehrte Heiden) aus allen Theilen der Erde, die sich zum hohen Fest in der Tempelstadt eingefunden hatten. Und die Jünger, voll des hl. Geistes, fiengen an zu predigen mit andern Zungen. In fremden, niegelernten Sprachen, je nach der Heimath der

Zuhörer, redeten sie die großen Thaten Gottes zur Welterlösung, — ein heiliges Vorspiel, wie das Evangelium in allen Sprachen der Welt sollte verkündigt werden. Dann trat Petrus noch besonders auf und hielt eine gewaltige Rede von diesem Weben und Leben des hl. Geistes, das schon durch den Propheten (Joel) geweissagt, und von Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, daß er wahrhaftig von Gott zu einem Herrn und Christ gemacht sei.

Die Hörer waren anfangs bestürzt. Darnach drang das Wort der ewigen Wahrheit und Erbarmung Vielen durch's Herz; sie ergaben sich Jesu Christo, ihrem Heilande, und ließen sich taufen zu Gliedern seines seligen Reichs. Und es wurden an diesem Einen Tage zu dem Haufen der Gläubigen, welcher erst etliche Hunderte zählte, bei 3000 Seelen hinzugethan, J. 34.

So richtete der erhöhte Christus sein Reich auf, das als Gemeinde von Menschen die christliche Kirche heißt. Kirche bedeutet: eine Versammlung, sie ist ein Haus von lebendigen Steinen. Von jenem Pfingsttage schreibt sie sich, die werthe christliche Kirche; denn sie ist erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist (Ephes. 2, 20.), die Apostel sind es aber erst mit diesem Tage recht geworden durch die ihnen da widerfahrene göttliche Erleuchtung und Kräftigung.

Die Glieder der neuen Kirche hielten fest an der Apostel Lehre, pflogen untereinander eine innige Liebesgemeinschaft, stärkten sich durch die Feier des heiligen Mahles, beteten ohne Unterlaß einsam und gemeinsam und lobten Gott mit Freuden und redlichem Herzen. Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine.

II. Die alten Deutschen und ihr Befreiungskampf.

Wir haben begrüßet den Aufgang aus der Höhe, der uns durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes besucht hat, zu erleuchten, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes und ihre Füße zu richten auf den Weg des Friedens. Wir haben Hosianna gerufen Dem, mit welchem eine neue und bessere Weltzeit beginnt. Gelobet sei Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gott des Trostes!

Ehe wir nun aber in der Geschichte des Reiches Gottes und in der Geschichte überhaupt vorwärts gehen, wenden wir unsern Blick herüber zu dem Volke, in welchem das Christenthum einen besonders fruchtbaren Boden fand und das der Hauptträger desselben, wie man sagt, werden sollte, — zu dem Volk unsrer Väter, und erzählen hier Gleichzeitiges mit dem vorhergehenden Abschnitte.

§ 1.

Die alten Deutschen.

Zu den Ureinwohnern Europas gehörten, außer den Griechen und Römern (Italern) im Süden des Welttheils noch drei Hauptmenschenstämme: die Kelten, westlich in Frankreich wohnhaft, von denen sie sich über Spanien und Großbritannien ausbreiteten, — die Slaven, östlich in Rußland sitzend, von wo sie sich nach Polen herein vorschoben, — und in der Mitte zwischen beiden die Germanen, „der vorzüglichste und begabteste Stamm."

Das ursprüngliche Germanien dehnte sich vom Rhein

bis zur Weichsel und von den Alpen oder richtiger von der Donau bis zur Nord- und Ostsee aus; die Römer nannten dieses Großgermanien. Frühe schon, noch vor Christi Geburt, waren deutsche Völkerschaften jedoch auch auf das linke Rheinufer hinübergezogen, und das Land, das sie dort einnahmen, nannten die Römer Kleingermanien. Deutsche waren es aber auch, welche die Scandinavische Halbinsel, d. i. Schweden und Norwegen bevölkert hatten. — Ein Dänemark entstand erst später (s. Abschn. VI. § 3); in der Vorzeit gehörte das jetzige Königreich dieses Namens zu Großgermanien. — Wir halten vorzugsweise das letztere im Auge.

Dieses Land sah damals anders aus als jetzt mit seinen offenen fröhlichen Gefilden; es war voll düstrer Wälder und nebelbedeckter Sümpfe, rauh und kalt. Mitten durch dasselbe vom West- bis zum Ostende lief ununterbrochen der große Hercynische Wald hin. Da standen, wie auch sonst im Süd und Nord, die starken riesigen Eichen. Deutschland ist heute noch das Land der Eichen; aber die mächtigen, himmelhohen sind seltner geworden.

In und zwischen diesen Wäldern wohnte das Volk der Germanen, das in grauer Vorzeit aus Persien eingewandert war (B. 1. S. 137) und, weil die alten Perser ein Zweig des Urstamms der Arier gewesen, noch weiter hinauf von jenen „Ehrwürdigen, Trefflichen" (B. 1. S. 72) abstammte. [Weil ein Theil der Arier sich auch nach Indien gezogen und Inder und Germanen die vornehmlichsten unter den Völkern sind, zwischen denen eine nähere Verwandtschaft in Gesichtsbildung und Sprache stattfindet, so redet man neuerlich auch von einer „Indo-Germanischen Völkerfamilie."]

Der vielfachgedeutete Name „Germanen" bedeutet wohl „Brüder". „Brüder" hießen sich untereinander die verschiedenen eigensbenannten Völkerschaften des Einen großen Volks, das sonst keinen gemeinschaftlichen Namen führte; das gaben die Römer mit ihrem Lateinischen:

germani, und dieses Wort scheint denn von ihnen selbst frühzeitig angenommen worden zu sein. Der Name „Deutsche" kommt erst viel später vor, und Deutsch (Diotisk) soll bedeuten „zum Gesammtvolk" (Diot) gehörig im Gegensatz zu den einzelnen Stämmen.

Das ganze Volk bestand aber aus sehr vielen Stämmen oder Völkerschaften, als da sind: am Niederrhein: „Sigambern, Ubier, Usipeter, Tenchterer, Bructerer, Chamaven; am Mittelrhein: Chatten, Mattiaker, Bataver; in Thüringen: Hermunduren; die niederdeutschen Cherusker, Angrivarier (Engern), Marsen, Angeln, Cimbern, Teutonen, Ambronen, Friesen und Chauken; im Süden: Markomannen, Quaden; Semnonen, Sueven; Lygier, Langobarden, Burgunden; im Südosten und Osten: Gothen, Bastarnen, Gepiden, Heruler, Rugier, Vandalen. — Ueber dem Rheine drüben in Kleingermanien saßen die suevischen: Rauracher, Triboker, Nemeter, Vangionen. Mehrere Völkerschaften traten zu Zeiten in ein engeres Bündniß zusammen und nahmen dann einen Vereinsnamen an; so erscheinen: Alamannen (meist Sueven), Franken (Sigambern u. s. w.) ꝛc.

Den Menschenschlag haben wir schon im 1. B. S. 371 kennen gelernt, — die hohen starken Leute mit dem hochblonden langen Haare, mit den großen blauen schrecklichblickenden Augen. Auf der weißen Haut des Angesichts lag schöne Wangenröthe. Sie standen da ein Bild der Gesundheit und Kraft, und des Muthes und Trotzes. Der röm. Geschichtschreiber Tacitus (III. 5) hat sie uns genau beschrieben sammt ihren Sitten, Bräuchen ꝛc.

Die alten Germanen — sie waren wohl die edelsten unter den Heiden, aber doch in mehrer Hinsicht noch erstaunlich wild und roh. Betrachten wir zuerst die schönen Züge an ihnen. Diese sind: ihre Gastfreundlichkeit, welche der der bessern Uralten in Asien gleichkam, noch mehr ihre Redlichkeit und Treue, die kein gegebenes Wort brach, am meisten ihre Züchtigkeit

und Schamhaftigkeit, durch welche sie sich vor allen Völkern auszeichneten. Unkeuschheit war ihnen eine Schande, Ehebruch eine todeswürdige Sünde. Das weibliche Geschlecht empfieng bei ihnen seine ganze Ehre; ja die Ehrung desselben gieng in Verehrung über. Die Frauen dagegen, welche getreust zu ihren Männern hielten, thaten alles gerne, um rechte Gehilfinnen derselben zu sein. — Aber nun müssen wir auch die wüsten Züge an ihnen betrachten. Da sehet ihre Völlerei; sie brauten aus Gerste und Hafer ein starkes Bier (auch bereiteten sie aus Honig Meth), das sie aus den Hörnern der Ure (Auerochsen) tranken und unmäßig in sich hineinschütteten; selbst ihre Rathsversammlungen hielten sie beim Trinkgelage, wobei sie sich häufig so sehr berauschten, daß sie mit den Schwertern über einander herfielen. Sehet ihre Spielwuth; sie liebten namentlich das ihnen schon bekannte Würfelspiel, und da spielte ein mancher fort, bis er alle seine Habe verloren hatte, dann setzte er noch seine Person auf den letzten Wurf, und verlor er wieder, so war er redlich genug, dem Gewinner als Sklave heimzufolgen. Sehet ihre Streitsucht; es war ihnen nicht lange wohl im Frieden, wenn's nur Händel gab, wenn's nur hinaus, hinein in den Kampf gieng, sei's mit Fremden oder mit ihren Brüdern! Sehet ihre Rachsucht; Beleidigung konnte nicht vergeben werden, der Feind mußte büßen; die entsetzliche Blutrache war bei ihnen Sitte und Pflicht, wie bei so vielen Heidenvölkern alter und neuer Zeit. Sehet endlich ihre Ruhmsucht; hervorthun wollten sie sich, für Tapfere und Tapferste gelten, als Helden kämpfen und fallen; von ihren Sängern lebend oder todt ob ihrer blutigen Großthaten verherrlicht zu werden, das war ihnen das Höchste.

Daß auch ihre Kinder stark, daß sie Helden würden, das war ihre Hauptsorge um sie. Gleich nach der Geburt wurde das Kleine in's kalte Wasser gestoßen und so fort und fort abgehärtet. Frühzeitig mußte der Knabe mit dem Vater auf die Jagd hinaus; von jung auf wurde

er in den Waffen geübt. Der Jüngling bestand den Schwertertanz, er mußte nackt durch vorgehaltene Schwerter furchtlos hindurchtanzen. Statt für „mündig" wurde er im feierlichen Kreise der Alten für „wehrhaft" erklärt.

Die Männer beschäftigten sich außer dem Kriege vornehmlich mit der Jagd. Damals gab es in unsern Wäldern auch noch Eber, Wölfe, Bären, das schnelle Elen (eine Art große, 7 Fuß hohe Hirsche) und den wilden Ur. Auf diese jagten, mit diesen kämpften, unter diesen würgten sie. Heimgekehrt lagen sie dann tagelang müßig auf der Bärenhaut (daher das Wort „Bärenhäuter", d. i. fauler Mensch), oder sie kamen zu Trunk und Spiel zusammen.

Für das Hauswesen, für Stall, Garten, Feld sorgten die Frauen mit ihren Knechten und Mägden (Sklaven). Sie saßen am Webstuhl und bereiteten Leinwand, färbten sie roth und fertigten sich Gewänder daraus, in denen sich die hohen Gestalten mit ihrem goldschimmernden langhinabwallenden Haare gar stattlich ausnahmen. Ihren Männern machten sie Kleider aus den Fellen wilder Thiere. Doch sahen sie selbst diese am liebsten in Stahl und Eisen. Das war der Lieblingsschmuck der Männer und ihre Freude — mächtige und schöngearbeitete Waffen.

Wackere Schmide mag es früh unter den Germanen gegeben haben. In andern Gewerben, mit denen sich ja die Männer überhaupt wenig oder nicht befaßten, hatten sie es damals noch nicht weit gebracht. Auch nicht in Wissenschaft und schönen Künsten mit Ausnahme etwa der Dichtkunst, des Harfenspiels und Gesanges; es klang ihnen wenigstens gar herrlich, wenn ihre Sänger (im Norden „Skalden" geheißen) ihnen Lieder zur Harfe sangen. Die Buchstabenschrift war ihnen jedoch nicht unbekannt. Ihre Buchstaben nannten sie Runen und schnitten sie in Holzstäbe, gruben sie in Steine ein. Solche Runenstäbe und Runensteine sind noch vorhanden und man versteht sie auch zu lesen.

Die alten Deutschen lebten fast durchgängig nicht in Städten, nicht einmal in Dörfern zusammen, sondern auf einzelnen Höfen, um welche das dazugehörige urbargemachte Land herumlag. Solch ein Besitzthum als freies Eigenthum hieß ein Allod. Eine Zahl nahe beisammenliegender Höfe bildete eine Markung; mehrere Markungen zusammen machten einen Gau.

Das Allod vererbte vom Vater auf den erstgeborenen Sohn. Dieser hatte dann aber seine Geschwister zu ernähren, so lang sie in seinem Gehöfte lebten, dafür sie unter seinem Gebote standen. Die ganze Familie, Mann, Frau, Kinder, Geschwister und andere Verwandte, hieß Sippschaft auch Magschaft, und sie theilte sich in Schwertmagen und Spill- (Spindel) magen, d. i. männliche und weibliche Glieder. Außer diesen Freien fanden sich aber auch, wie schon berührt, Sklaven im Gehöfte, welche gewöhnlich aus gefangenen Feinden und ihren Nachkommen bestanden. (Das Wort Sklaven kommt von den Slaven her, aus denen die Germanen die meisten Gefangenen machten). Das waren die gezwungen Dienenden, welche jedoch milder behandelt wurden als bei den Römern.

Es gab aber auch freiwilligen Dienst. Freie Mannspersonen, die selbst kein Allod besaßen, begaben sich nicht selten aus dem heimathlichen Hofe weg und zum Besitzer eines andern Allods in Dienst, und diese wurden Hörige (Gehorchende) genannt. Oefters erhielt dann solch ein Höriger von einem reichen Herrn gegen gewisse Abgabe und Dienstleistung, namentlich im Kriege, ein Besitzthum geliehen. Ein solches hieß ein Feod oder Leihgut, und die beliehenen hießen Dienstmannen oder Leute. Und hieraus entwickelte sich das nachmals so berühmtgewordene Feudalwesen.

Hatte einer ein starkes Gefolge von Hörigen und Dienstmannen und vielleicht noch einen freien Anhang kleinerer Allodbesitzer, so nannte man ihn Edeling (Edler, Adeliger) im Gegensatz zum Friling oder Gemeinfreien;

und so sehen wir, daß also auch unter den Deutschen der frühesten Zeit ein *Adel* vorkommt. Gewöhnlich wurden aus diesen Edelingen die Obersten im Krieg und Frieden gewählt.

Im Krieg mußte Einer der Führer sein; er hieß der vor den Streitern *Herziehende* oder der *Herzog*. Führte er ein *großes* Heer, so nannte man ihn wohl auch *König*. Doch war es gemeiniglich eben nur ein *Heerkönig*, ohne richterliche Gewalt. Die letztere lag in den Händen der Aldermänner (z. B. unter Sachsen, Friesen) oder *Grafen* (die sich zuerst bei den Franken finden). Der *Gaugraf* richtete im Gau mit Beisitzern oder *Schöffen* die Händel der Einzelnen untereinander, während die allgemeinen Angelegenheiten, und auch die schwersten Verbrechen Einzelner, vor die *Volksversammlung* gebracht wurden, welche *aus allen freien Männern* bestand.

Die Volksversammluug hielt man unter freiem Himmel, meistens bei der Nacht, an einem geweihten Orte, „unter der heiligen Eiche" — „am heiligen Stein". Der Ort hieß „*die Dingstätte*"; es wurde „gedingt", bedeutet: es wurde verhandelt.

Zur Ermittlung der Wahrheit wurde der *Eid* und mit großem Ernste gebraucht. Der Beklagte hatte Eideshelfer, welche ihre Hand unter der seinigen auf ein Heiligthum legten, wenn er den Schwur brach. In sehr schwierigen Fällen ließ man das *Ordal* (angelsächsisch für Gottesurtheil) entscheiden. Die Gegner kämpften mit dem Schwerte gegeneinander und der Unterliegende galt für den Schuldigen. Weiber und Unfreie hatten *die Feuer-* und *Wasserprobe* zu bestehen. Sie giengen mit bloßen Füßen über eine glühendgemachte Pflugschaar oder holten mit entblöstem Arm einen Stein aus einem Kessel mit kochendem Wasser heraus ꝛc.; nahmen sie dabei keinen Schaden, so waren sie unschuldig.

Dem Schuldigen wurde zur Strafe meistens eine Bezahlung, Buße, wie das Wergeld (d. h. Preis des erschlagenen Mannes) aufgelegt. *Landesverrath*, *feige*

Flucht, Ehebruch, und Diebstahl ward mit dem Tode bestraft; Todtschlag dagegen konnte mit Geld gebüßt werden. — Wir handeln nun noch

Von der Religion der alten Deutschen.

Ich bemerke voraus, daß sie in Süd- und Norddeutschland, so wie bei den Scandinavischen Germanen dieselbe und nur bei den letztern am meisten ausgebildet war.

Diese Religion, welche sich in Runenschrift bis in's Mittelalter erhielt, liegt in zwei Büchern vor uns; das eine heißt: die ältere Edda, welche ein gewisser Sämund um 1100 gesammelt, das andere: die jüngere Edda, welche ein Snorre Sturleson um 1300 verfaßt hat.

Sie ist nun freilich sehr verwunderlich und ungeheuerlich, diese Religion unsrer alten Väter; doch läßt sich wahrnehmen, daß darin die Naturkräfte zu persönlichen Wesen gemacht sind, dann daß sie noch erfreuliche Züge eines sittlicheren Sinnes enthält und endlich daß noch große Wahrheiten von der Urreligion des Menschengeschlechtes aus ihr hervorschimmern. Ich kann nur das Hauptsächlichste von ihr mittheilen:

Vor Allem, von Ewigkeit her, war der unsichtbare, unveränderliche Alfadir (Allvater). Er schuf die Welt, die anfangs ein Chaos (s. B. 1. S. 1.) war. Sein Blick spaltete sie in zwei Hälften, ein Lichtreich, Muspellheim, und ein Nachtreich, Niflheim. Ueber die Lichtwelt setzte er den Surtur, über die Nachtwelt die grimme Hela (daher unser: Hölle). Aus der von ihm gebotenen Verbindung beider kam jetzt der böse Riese Ymer und die gute Kuh Audhumla hervor. Ymer verband seine Füße miteinander und so ward eine Nachkommenschaft von Riesen. Audhumla leckte aus einem Salzfelsen den Gott Buri, den Stammvater der guten Götter heraus. Seine Enkel, Odin voran, erschlugen

den herrschsüchtigen Ymer, und aus dessen Körpertheilen entstand erst diese irdische Welt, aus seinem Schädel das Himmelsgewölbe, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinem Blute das Meer rc. Den guten Göttern wurde von Alfadir das Regiment über die sichtbare Welt verliehen.

Die obersten dieser Götter heißen Asen (deutsch: Ansen). Wuotan (im Norden Odin genannt) ist der höchste von allen; er wurde von den Germanen am meisten verehrt, als Vater der Götter und Menschen, der Allwaltende, er hat nur Ein Auge, mit welchem er aus einem Fenster seiner Himmelsburg auf die Erde herabschaut; manchmal aber jagt er auch auf grauem Roß im schwarzen Mantel durch die Lüfte. Seine Frau hieß Frea oder Hulda, die Göttin der Ehen, die für Haus und Hof sorgt. Zwei Söhne Odins sind mit ihm die Höchsten: Tyr, unser Ziu (im Zistag, Dienstag) auch Er genannt, der einhändige Gott des Kriegs, und Thor oder Donar, der Donnergott, welcher bei Gewittern seinen Streithammer Miöllner auf die Erde herabschleudert, der aber gleich wieder in seine Hand zurückfliegt. Nerthus oder Hertha ist die Göttin der Erde, und die zwei folgenden: Freir, der Gott des Ackersegens, und Freia, die Göttin der Liebe, welche die Milchstraße als Halsschmuck trägt, sind ihre freundlichen Kinder. Baldr, der Gott des Lichts, ist der schönste unter allen Asen, ähnlich dem griechischen Apollo. Braga, der Gott der Dichtkunst, singt seine göttlichen Lieder zum Spiel der goldenen Harfe. U. s. f.

Außer den hohen Asen gab es noch andere göttliche Wesen, z. E. die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen, die Walkyren, oder die jungfräulichen Göttinnen des Schlachtentodes; dann zwei feine Wesen: Snotra, die Göttin der Schamhaftigkeit, und Gefiona, die Göttin der Unschuld, welche beide die holdselige Freia begleiten.

Die Menschen stammen von Einem Par, welches Alfadir aus einem Eschen- und Erlenklotz bildete. Das

Böse kam in die Menschen von den sie regierenden Göttern her, welche sich durch thörichte Vermischung mit den Riesen verdarben und namentlich von dem lug- und trugvollen Loki, der sich selbst als Gott unter sie eindrängte, mehr und mehr verderben ließen.

Außer dem Geschlechte der Riesen, in denen sich die Germanen wohl „die großen Naturgewalten" persönlich machten und die sie sich als lauter feindliche, furchtbare Wesen vorstellten, hatten sie auch ein Geschlecht der Elfen (Alp), welche wohl ursprünglich „die kleinern Regungen in der Natur" bedeuteten; diese schieden sich aber in Schwarzelfen, verschmitzte häßliche Zwerge, welche das Gold und Silber in den Bergen hüten, und Lichtelfen, die den Menschen wohlwollen und den Armen und Kindern Gutes thun.

So besteht nun das Weltall aus 6 Reichen oder Heimen: Asaheim (auch Asgard), die Heimath der Götter, — Mannaheim, die der Menschen, — Jötunheim, die der Riesen, — Alfheim, die der Elfen, — dann Muspellheim, das Lichtreich hoch oben, — und Niflheim, das Nebel- und Nachtreich, die Hölle, tief unten.

Droben in Asaheim, wohin von Mannaheim die Regenbogenbrücke führt, steht die große prachtvolle Burg Odins, welche Walhalla heißt. Dahin steigen die Seelen der im Kampfe gefallenen Helden, wo sie ein ewiges Freudenleben genießen, nämlich ewig fortkämpfen, forttrinken und ihre Heldenthaten singen hören. Die ordentlichen Weiber und Kinder kommen zwar auch in den Himmel, sie haben jedoch ihre Wohnung neben der Walhalla. Die nicht im Kampf gefallenen Männer aber, so wie insonderheit die Feigen und Ehrlosen, und alle Schlechten müssen nach dem Tode in den Abgrund von Niflheim, wo Schlangen um sie zischen und ihr Gift über sie ausspritzen.

Die 6 Heime werden nun ganz seltsamerweise durch einen ungeheuren Baum, die Weltesche Ygdrasyll, zusammengehalten, an deren Wurzeln ein Drache liegt

und auf deren Gipfel ein Adler sitzt, zwischen welchen ein haderstiftendes Eichhörnlein immer auf- und abläuft. Der Drache nagt an den Wurzeln des Weltbaumes. Mittlerweile werden Götter und Menschen und alle geschaffenen Wesen immer schlechter. Der Drache nagt grimmig fort, und wenn er die Wurzeln abgenagt hat, dann kommt, wie wir sagen, der jüngste Tag. Der Baum sinkt; es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Riesen und Göttern; alles braust durcheinander. Der Baum fällt, und von Muspellheim fällt Feuer herab; die ganze Welt verbrennt und bleibt nur noch ein großer Rauch übrig. „Das wird seyn Ragnaruk (Götterrauch)". Darnach aber schafft Alfadir eine neue Welt, in der es kein Uebel mehr giebt. — Das ist in etwas die Religionslehre der alten Germanen.

Wir finden unter ihnen weise Frauen, die Wolen oder Seherinnen, die sie als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt betrachteten, auf deren Aussprüche sie als auf Götteraussprüche merkten. Besondere Priester aber scheint es bei ihnen nicht gegeben zu haben. Jeder Hausvater war Hauspriester, und den Gemeindegottesdienst leiteten auserwählte Edle als Oberpriester. Man hieß einen solchen Ewart, Gesetzbewahrer.

Den gemeinsamen Gottesdienst hielten sie in heiligen Hainen (Wäldern). Tempel hatten sie in frühester Zeit nicht und nur wenige Bilder. Sie opferten ihren Göttern, wie die andern Heiden, und man sieht noch hin und wieder z. B. in der Nähe von Pappenheim ihre Opfersteine. Sie brachten auch Menschenopfer, gewöhnlich waren es Gefangene und Verbrecher, die sie den Göttern schlachteten. Auf der Insel Rügen in der Ostsee wurde jährlich das Bild der Erdmutter Hertha aus seiner Verborgenheit auf einem Wagen von Kühen zum See gefahren; Sklaven mußten es darin waschen, wurden aber gleich nach verrichtetem Werk in den See gestürzt.

§ 2.

Befreiungskampf der alten Deutschen.

Wir haben im 1. B. S. 442 gehört, daß die Römer unter Kaiser Augustus im Nordwesten Deutschlands vom Rhein bis zur Weser hin festen Fuß faßten, aber — wurde gesagt — „nicht auf lange", und auf diesen zweiten Band unsrer Geschichte verwiesen, wo erzählt werden sollte, wie „sehr schlimm" es ihnen da ergangen sei. Das soll jetzt geschehen.

Die Römer hatten sich am Rheinstrome und von diesem nach der Weser hin eine Menge Kastelle (Festungen) gebaut, und hielten ihre Herrschaft in diesem Gebiete für ganz gesichert. Sie nannten die unterjochten Germanen Bundesgenossen, giengen aber damit um, sie ganz zu römischen Unterthanen (B. 1. S. 323) zu machen.

Ein neuer Statthalter, Quinctilius Varus, wollte unklugerweise die Sache allzurasch durchführen. Er drang ihnen namentlich das fremde Gerichtswesen ohne Schonung auf; nach römischem Rechte mußten sie sich richten, von römischen Sachwaltern (Advokaten) sich vertheidigen lassen; sie wurden wegen Vergehen mit Ruthen gezüchtigt, was bei ihnen für eine entehrende Strafe galt, und er, der Einige, verhängte die Todesstrafe über solche, die sonst nur durch allgemeine Volksversammlung dazu verurtheilt werden konnten.

Das erbitterte die ehrliebenden, freiheitgewohnten und der väterlichen Weise anhangenden Germanen allzusehr. Und es war namentlich Einer, der die Schmach im Innersten empfand, Armin, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, ein junger Mann edel, kühn, feurig, voll Vaterlands- und Freiheitsliebe. Er hatte, wie viele Deutsche, schon im römischen Heere gedient und da die bessere Kriegskunst der Römer gelernt; das Erlernte wollte er im Vereine mit Germanischer Kraft nun gegen die Meister selbst brauchen. Heimlich schloß er mit den

Häuptern der Deutschen einen Bund, das unerträgliche Fremdlingsjoch abzuschütteln. Alles wurde vorbereitet in tiefer Stille.

Varus merkt nichts. Er sitzt behaglich mit seinen Legionen in einem Sommerlager. Da empfängt er Kunde, daß die Marsen im Süden der Weser sich empört hätten. Das war nur zum Schein, um ihn weiter weg von seinen befestigten Plätzen zu locken. Die Deutschen, die um ihn sind, rathen ihm ungesäumt den Aufstand zu unterdrücken, was mit leichter Mühe geschehen könne; sie versprechen ihm, selbst dabei behilflich zu sein. Varus geht in die Schlinge; er bricht mit seinen Legionen auf; die deutschen Fürsten begleiten ihn eine Strecke und verabschieden sich dann, um mit ihren daheim aufgebotenen Mannschaften schnell wieder zu ihm zu stoßen. Sie eilen heim und rufen ihre Leute auf, — aber zur Freiheit! Von Gau zu Gau erschallt der Freiheitsruf und alle Wehrhaften erheben sich „zum heiligen Kampfe".

Indessen zieht Varus sorglos durch den langen und schaurigen Teutoburger Wald (im heutigen Westfalen) nach Süden hin. Der Weg muß oft erst durch's Dickicht gehauen werden; es fällt Regen in Strömen herab und macht den Boden weich oder schlüpfrig; das Heer wird sehr ermattet. Plötzlich erscheinen die Deutschen, einzeln zuerst, dann in Schaaren, aber nicht freundlich und zur Hilfe; sie fallen mörderisch über die matten, ungeordnet sich hinschleppenden Römer her. Unter stetem Gefechte erreichen diese am Abend eine freie Stelle zum Lager, das geschlagen wird und sie birgt. Am andern Morgen schließen sich die Legionen eng zusammen und Varus, der jetzt die ganze Gefahr erkennt, ändert den Marsch und zieht in gerader Richtung auf die westlich gelegene Festung Aliso an der Lippe zu. Aber kaum ist der Marsch begonnen, so erscheinen die Deutschen wieder, von allen Seiten dringen sie aus dem Gebüsche zu wüthendem Angriff hervor, und die Legionen müssen den ganzen Tag unter hartem Kampfe vorwärts streben; kaum können sie

Abends sich nothdürftig verschanzen. Am dritten Tage wiederholt sich das Schicksal des vorigen und der Verlust der Römer wird immer größer. Endlich erreichen sie, furchtbar geschwächt, den südwestlichen Abhang des Teutoburger Waldgebirges; aber siehe, hier erwartet sie erst die Hauptmacht der Deutschen, die sich ihnen brüllend entgegenwirft. Die erschrockenen Römer gerathen in Verwirrung; es erfolgt ein entsetzliches Gemetzel unter ihnen; ihre Adler werden ihnen entrissen; Varus stürzt sich darüber verzweiflungsvoll in sein Schwert. Fast alle Römer sinken hin; einige werden gefangen, nur wenige entrinnen.

Die meisten der Gefangenen wurden noch an den Altären der Germanischen Götter geschlachtet, und die römischen Richter und Sachwalter, denen man besonders grollte, mußten zuvor erst grausame Martern ausstehen, wie man z. E. einem die Zunge mit den Worten ausriß: „Nun zische, du Natter, wenn du noch kannst!" Die übrigen Gefangenen wurden als leibeigene Knechte weggeführt und stolze römische Ritter misteten die Ställe auf den deutschen Höfen bis zu ihrem Verscheiden.

Es war das Jahr 9 nach des Herrn Geburt, da die Teutoburger Schlacht geschlagen ward. Durch sie wurde Deutschland für immer vom Römerjoche befreit. Auf einem Hügel dort, der Grootesburg, hat man in diesem Jahrhundert erst ein Denkmal jenes Befreiungskampfes zu errichten angefangen; es soll ein kolossaler Armin von Erz werden. Er hat seinen Namen unter den Deutschen groß gemacht für alle Zeiten. Damals sangen die Skalden sein unsterbliches Lob.

Unter Armin's Führung ging es jetzt über alle römischen Festungen zwischen Rhein und Weser her. Sie wurden alle genommen und zerstört. Das Vaterland ward von seinen Unterdrückern und ihren Werken gesäubert.

Die Nachricht von diesen Vorgängen verursachte in

Rom ein außerordentliches Erschrecken. 50,000 Römer waren im Teutoburger Walde gefallen; und es war das beste der römischen Heere. Der Kaiser Augustus selbst verlor alle Fassung; er stieß seinen Kopf gegen die Wand und schrie einmal ums andere: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Ja, wie einst zur Zeit des Cimbrischen Schreckens (B. 1. S. 372) sah man schon die entsetzlichen Germanen über die Alpen steigen und gegen Rom anstürmen. Daran aber dachten diese nicht; nachdem sie ihr liebes Vaterland von allen Zeichen der erlittenen Knechtschaft gereinigt hatten, kehrten sie befriedigt auf ihre Höfe heim.

Unter dem folgenden Kaiser (Tiberius) drang zwar der treffliche römische General Germanicus, ein Sohn des Drusus (B. 1. S. 442) wieder in das Land der Chatten, Marsen und Cherusker vor. Armin ließ jedoch einen begeisternden Aufruf durch die deutschen Gauen ertönen, und es versammelte sich abermals ein großes Volk von Germanen, und wiewohl es ihnen heiß ward — auf der Ebene Idistavisus — am Steinhudersee — und Ströme deutschen Blutes floßen, Germanicus muß zuletzt den Rückzug antreten und das gerettete Vaterland bleibt frei.

Viel Größeres noch hätten die Deutschen freilich ausrichten können, wären sie nur nicht so uneinig untereinander gewesen. Das war der Jammer bei diesen „Brüdern" von Anfang an. Aus Feindschaft entzog sich ein Stamm dem andern zum gemeinschaftlichen Kampfe für's Vaterland. Vereinigt, hinderte ein Führer den andern aus Eifersucht in seinen Unternehmungen. Und wieder schlugen sie grimmig auf einander selbst los.

Wir wollen noch etwas von dem Schicksal und Ausgang Armins hören. Der ruhmvolle „Befreier Germaniens", wie ihn schon Tacitus nennt, wurde von andern deutschen Fürsten und namentlich seinen eignen Verwandten, beneidet, gehaßt und bitter gekränkt. Sein Oheim, der Cheruskerfürst Segestes, dessen schöne

Tochter Thusnelda er sich, freilich wider des Vaters Willen, zur Gattin angetraut, nahm sie ihm nicht nur, während er zu Felde lag, wieder weg, sondern übergab sich sogar mit derselben in die Hände der Römer, und niemals mehr sah Armin sein edles trautes Weib, das damals die erste Frucht von ihm unter dem Herzen trug. Späterhin beschuldigten sie ihn — ohne allen Grund —, er strebe nach der Alleinherrschaft in Deutschland, überfielen und tödteten ihn!! Er starb 37 Jahre alt a. 21 n. Chr.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche bis zu ihrem völligen Siege.

§ 1.

Die Nachfolger des Kaisers Augustus aus seinem Hause.

Wir schauen, liebe Leser! nun wieder nach Rom und auf den römischen Kaiserstuhl hin.

Augustus, d. i. der Hehre wurde nach seinem Tode gar zu hoch erhoben, er wurde als Gott verehrt; man baute ihm Tempel und bestellte ihm Priester. Dazu mag bei ihm die Dankbarkeit viel beigetragen haben, daß man unter seinem Regimente nach so schrecklichen Nothzeiten wieder Ruh und Friede hatte. Es blieb aber von dem an Sitte, die römischen Kaiser nach ihrem Abscheiden zu vergöttern. Und bald geschah es noch bei ihren Lebzeiten. So wurde die dem einigen wahren

Gotte gebührende Ehre den Menschen gegeben, und was für Menschen oft!

Wir handeln in diesem § von den vier ersten Nachfolgern Augusts, die noch zu seinem Geschlechte (dem Julisch-Claudischen) gehören. Da haben wir 4 Herrscher nacheinander, von denen das Auge mit Abscheu und Schauder sich wegwendet.

Augustus nächster Nachfolger war sein schon genannter Adoptivsohn Tiberius. Er herrschte von 14—37; während seiner Regierung ist also Christus gestorben und auferstanden. Zuerst heuchelte er, zeigte Bescheidenheit, Mäßigkeit, Wohlwollen, um nicht allzusehr hinter seinem trefflichen, von Volk und Heer gleichgeliebten Brudersohne, dem Germanicus (S. 45.), zurückzustehen, zu dessen Gunsten entthront werden zu können er besorgte. Als er aber denselben, der sich doch eher das Leben als seines Onkels Krone genommen hätte, zu seiner gänzlichen Beruhigung vergiftet hatte, trat das Ungeheuer in seiner eigentlichen Gestalt hervor. Menschenhaß und Verachtung, Ingrimm und Mordlust, dazu Argwohn und Tücke tief im Busen peinigte er jetzt seine Unterthanen, besonders die Vornehmen, auf entsetzliche Weise. Alle, welche im Geringsten etwas gegen ihn äußerten, viele auf blosen leeren Verdacht hin, nicht selten solche, die er erst freundlichst angeblickt, ließ er greifen, grausam foltern, langsam hinrichten und ihre Leiber mit eisernen Hacken durch die Stadt in die Tiber schleifen. Eine Mutter mußte sterben, weil sie über die Hinrichtung ihres Sohnes Thränen vergossen. Wiewohl Tiberius seine Leibgarde, die Prätorianer, auf 10,000 Mann vermehrt hatte, hielt er sich doch zuletzt in Rom nicht vor Nachstellungen sicher; darum schloß er sich auf der wohlverwahrten Insel Caprea bei Neapel ein. Dort lebte er in schändlicher Völlerei und Unzucht seine Tage hin und quoll eine Bosheit um die andere. Je älter, desto ärger wurde er. Männer und Frauen, die in seinen Zorn gefallen zu sein fürchteten, tödteten sich selbst, um einer

martervollen Hinrichtung zu entgehen. Endlich in seinem 78. Jahre befiel ihn eine tödtliche Krankheit. Er lag schon wie todt; da beglückwünschten die Hofleute seinen Adoptivsohn Caligula als Kaiser. Aber der Alte erwachte wieder, und nun wehe ihnen allen! Da warfen sie schnell so viel Betten und Decken auf ihn, daß er darunter erstickte.

Caligula, des edeln Germanicus entarteter Sohn — reg. v. 37—41 — trieb es indessen nicht besser, ja noch schlimmer als der vorige. Er gesellte zu aller Bosheit noch die unsinnigste Verschwendung, so daß er in Einem Jahre mit dem vorgefundenen Staatsschatze von 140 Millionen Thalern fertig ward. Er ließ seinem Lieblingspferd einen Marmorpalast bauen und es aus einer goldenen Krippe fressen. Ueber eine stundenbreite Bucht baute er eine Schiffbrücke mit einer doppelten Häuserreihe darauf, um einmal hinüberzufahren u. s. w. Seinen Beutel wieder zu füllen trieb er falsches Spiel und noch Aergeres. Er war so grausam, daß er Menschen vor seinen Augen lebendig auseinandersägen ließ. Wenn bei den Thierkämpfen im Circus keine Sklaven und Verbrecher mehr da waren, ließ er ohne weiters die Zuschauer ergreifen und vor die wilden Thiere werfen. Um Lieb und Haß der Menschen kümmerte er sich nicht das mindeste; er sprach: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ Ja er wünschte, daß das römische Volk nur Einen Kopf haben möchte, damit er es auf einmal köpfen könnte. Und dieser Mensch erklärte sich selbst für einen Gott, und es mußte ihm noch bei Lebzeiten in eignen Tempeln geräuchert und geopfert werden. Endlich nach 4 Jahren wurde der Gott sammt Frau und Kind von den Hofbedienten ermordet.

Ihm folgte Claudius, sein Oheim, — reg. v. 41—54. Er wurde von den Prätorianern, welche immer mehr Macht gewannen, aus einem Versteck, dahin er sich beim Morde seines Neffen vor Angst geflüchtet, her-

vorgezogen und jubelnd als Kaiser ausgerufen. Das war ein ganz schwacher und unfähiger Mensch. Statt seiner regierten seine zwei heillosen Frauen, zuerst Messalina, das unzüchtigste Weib des Erdbodens, und nach deren Tod Agrippina, das herrschsüchtigste Weib des Erdbodens. Wer dieser widerstand, mußte sterben. Zuletzt schaffte sie den Kaiser, ihren Gatten, selbst durch vergiftete Pilze fort, um ihren Sohn aus erster Ehe, Nero, auf den Thron zu bringen. — Unter dem elenden Claudius wurde doch Südbritannien von den Römern erobert.

Nero — v. 54—68 — ist als das vollendete Muster eines Tyrannen in aller Welt bekannt. Und es erzog ihn einer der besten Römer seiner Zeit, der Stoiker Seneca. Der erst 17jährige Kaiser ließ sich auch anfangs von seinem Lehrer leiten, ja er wollte sogar ein zweiter Augustus werden; allein nur kurze Zeit hielt er den Zwang aus und bald brach sein innres Wesen, seine Wollust, Rohheit und Blutgier, gewaltsam hervor. Er mordete seinen eignen Bruder (Britannicus), seine Mutter (Agrippina, welcher freilich nach Verdienst bezahlt ward), seine erste Gattin (Octavia) und seine zweite (Poppäa), letztere durch einen Fußtritt, und zahllose Andere, selbst seinen Lehrer Seneca. Dieser Kaiser sagte nicht: „Es ist mir gleich, geliebt oder gehaßt" — sondern er sagte: „Es ist mir lieber, gehaßt als geliebt zu werden". Aber auch solch ein Mensch hat doch noch einen innern Richter; die Schrecknisse des bösen Gewissens verfolgten ihn. Allein er suchte sie nicht durch Reue, sondern durch die unerhörtesten Schwelgereien und Ausschweifungen zu verscheuchen. Da drängte ein Fest das andere, Aufzug, Wagenrennen, Spiel und Sang 2c. Und der eitle Mensch zeigte sich selbst vor dem Volk als kunstreicher Wagenlenker, Sänger und Schauspieler, und wer ihn nicht beklatschte, der büßte es. Er war ganz wahnsinnig in Lust und Wuth. a. 64 zündete er selbst die Stadt Rom an allen Enden an, „um sich an der Flammen Pracht zu ergötzen" und dann eine schönere

Hauptstadt zu bauen. Sieben Tage brannte es, und Nero sah von einem Thurme herab das schauerlich prachtvolle Schauspiel an und deklamirte dabei aus Homer im Spotte, was bei dem Brande Carthagos (B. 1. S. 355) der jüngere Scipio unter herabstürzenden Thränen gesprochen: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt ꝛc.“ Wirklich sank auch fast die ganze ungeheure Stadt mit ihren Tempeln, Palästen, Häusern und Hütten in Asche hin. Wie aber Nero nun seiner Bosheit die Krone aufsetzte dadurch, daß er die Brandstiftung von sich ab auf Schuldlose schob und eine Menge der edelsten und besten Menschen dem grausamsten Martertode überantwortete, davon reden wir später noch (§ 7). Rom wurde wieder aufgebaut und allerdings regelmäßiger und schöner, als es war. Und für sich baute Nero darin einen Palast von unsäglicher Pracht, das goldene Haus genannt, der mit seinen Gärten, Lusthäusern, Teichen, Wildgehegen ꝛc. einen ganzen Stadttheil einnahm. Um die erstaunlichen Kosten dieses Werkes bestreiten zu können, raubte er von allen Seiten zusammen, wodurch er sich denn einen großen Haß zuzog, während sonst das elende Römervolk wegen seiner Speisungen und Schauspiele sich unter ihm befriedigt fühlte. Es entstand eine Verschwörung gegen ihn. Selbst die Prätorianer fielen von ihm ab. Verlassen fast von jedermann reitet er in einer schaurigen Gewitternacht aus Rom, um sich auf einem Landgute zu verbergen. Als er hört, daß ihn der Senat seiner Würde entsetzt und zum Tode verurtheilt habe, wehklagt er wie ein furchtsames Weib. Seine wenigen Getreuen ermahnen ihn, sich selbst zu tödten, um die Schande einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Er hat den Muth nicht; er nimmt einen Dolch und schreckt vor der mit dem Finger geprüften Spitze zurück. Da hört man den Hufschlag von den Pferden der Reiter, die ihn suchen; und jetzt setzt er den Dolch

an die Kehle und ein Freigelassener hilft ihm denselben hineindrücken.

Wir sind mit den Nachfolgern Augusts aus seinem Hause zu Ende. Sehet aber, meine Leser! solche Herrscher gab's. O danket Gott für die eurigen!

§ 2.

Das Wachsthum der jungen Kirche in Lieb und Leid. Christenverfolgung von Seiten der Juden.

Wir richten unsern Blick wieder in's h. Land herüber, wo wir (I. 6) die Kirche Christi haben erstehen sehen.

Seit jenem Pfingsten predigten die Apostel das Evangelium fort und fort mit großer Freudigkeit. Furchtlos bezeugten sie vor dem Volk und den Obern der Juden, daß in keinem Andern Heil sei als in dem von ihnen verworfenen Jesu. Und der Herr bekräftigte ihr Wort durch staunenerregende Wunder, die sie in seinem Namen verrichteten. Und die Zahl der Gläubigen wuchs und wurde immer größer. Sie waren aber Ein Herz und Eine Seele. Die Wohlhabenden betrachteten ihre Güter als die der Armen mit; sie hielten alles unter einander gemein. Und sie setzten sieben Diakonen oder Almosenpfleger, welche aus gemeinschaftlichen Mitteln für die Armen gleichmäßige Sorge tragen mußten.

Eine Zeitlang hatten die Gläubigen Gunst und Ehre beim Volk, das sich einer Hochachtung gegen sie um ihres lautern Wandels willen nicht erwehren konnte. Allein die jüdischen Obern sahen doch mit tiefem Grolle das Aufkommen einer Gemeinde Dessen, den sie als einen Gotteslästerer zum Tode überantwortet hatten. Sie griffen die Apostel, setzten sie ein, stäupten sie, die edeln Menschen, welche fröhlich waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Und das wetterwendische Volk stimmte bald wieder mit seinen Führern ein. Wir sehen die Kirche Christi zuerst von den Juden bedrängt.

Etliche Juden stritten mit Stephano, dem Diakon, über dem Evangelio; und sie konnten seiner Weisheit und Geisteskraft nicht widerstehen. Da bewegten sie das Volk und die Aeltesten und Schriftgelehrten wider ihn, und sie rißen ihn vor den hohen Rath hin als einen Lästerer Mosis und Gottes. Er verantwortete sich in der Salbung des h. Geistes und sein Angesicht leuchtete dabei als eines Engels Angesicht. Als er ihnen aber zuletzt ihre Halsstarrigkeit vorhielt, da bissen sie im Grimm ihre Zähne über ihm zusammen. Er blickte in die Höhe und sprach: Ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zu der Rechten Gottes stehen! Sie aber schrieen laut vor Wuth, stürmten einmüthig auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Er sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! kniete nieder und rief nach dem Exempel seines gekreuzigten Meisters: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! sank hin und entschlief. Stephanus war also der erste Märtyrer oder Blutzeuge Christi.

Es erhob sich nunmehr, a. 35, eine große Verfolgung über die ganze Gemeine zu Jerusalem, wodurch ihre Glieder nach allen Seiten hin zerstreut wurden, auch über das h. Land hinaus bis Phönicien und Cypern, bis Damaskus und Antiochia in Syrien. Indessen blieben die Apostel selbst in Jerusalem. Die Verstörten aber trugen das Evangelium überall hin, und so mußten auch die bösen Anschläge der Menschen zur Förderung der Sache Gottes dienen. Doch wurde überall erst noch nur den Kindern Israels das Wort von Christo verkündigt.

Aber hat denn Gott der Heiden vergessen? Sind sie nicht auch seine Geschöpfe, noch im Busen seiner Erbarmung getragen? Im folgenden Jahre, 36, erweckte Gott den großen Heidenapostel Saulus oder Paulus. Er war ein sehr gelehrter Jude, ein strenger Pharisäer und einer der heftigsten Eiferer gegen das Christenthum. Mit Wohlgefallen hatte er der Hinmordung

Stephani zugesehen, und schnaubte selbst mit Drohen und Morden gegen die Jünger. Er ging mit Vollmacht des Hohenpriesters nach Damaskus, die dortigen Gläubigen gefangen zu nehmen und zur Abstrafung nach Jerusalem zu führen. Aber — siehe! — auf diesem Wege ergriff ihn der Herr. Nahe bei Damaskus umleuchtete ihn plötzlich ein großes Licht vom Himmel, und da er vor Schrecken niederfiel, hörte er die Stimme: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Er sah nun auch die Gestalt des Redenden und sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: „Ich bin Jesus, den du verfolgst; es wird dir schwer werden wider den Stachel zu löcken“ (du wirst dir nur selbst schaden, wenn du fortfährst wider mich zu streiten). Da sprach Paulus mit Zittern und Zagen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? — So ergab er sich dem gekreuzigten Könige des Himmelreichs, welcher ihn durch unmittelbare Erleuchtung und Kräftigung zu einem auserwählten Rüstzeug machte, seinen Namen vor die Heiden zu tragen.

Daß auch die armen Heiden am Heile Gottes theilhaben sollten, das hatten ja schon die alttestamentlichen Propheten geweissagt (Jes. 60. ꝛc.), das hatte ja der Herr seinen Aposteln mit dem Auftrage kundgegeben: Gehet hin in alle Welt ꝛc. Und daß sie in seine Kirche eingehen könnten, ohne erst Juden werden zu müssen, wie die Jünger anfangs meinten, das lehrte er den Petrus auf überzeugende Weise bei der merkwürdigen Bekehrungsgeschichte des Hauptmanns Cornelius zu Cäsarien, Ap. Gesch. 10. Denn als der Apostel, durch ein himmlisches Gesichte und des Geistes Stimme bewogen, in das Haus dieses heilsuchenden Heiden eingetreten war und ihm und den Seinen das Wort von Christo predigte, da fiel auch auf diese heidnischen Zuhörer der heil. Geist (mit jenen, der ersten Kirche gewordenen, außerordentlichen, auch äußerlich wahrnehmbaren Gaben), gleichwie ihn die Gläubigen aus dem Judenthume empfiengen, so daß Petrus keinen Unterschied mehr machen

konnte zwischen Juden und ihnen, sondern ließ sie sogleich taufen in dem Namen des Herrn, 37.

Es hatte nun die Gemeine Jesu eine längere Zeit, gegen 8 Jahre, Frieden durch ganz Judäa und Galiläa und Samaria. Und sie bauete sich, äußerlich durch stete Zunahme ihre Glieder, innerlich durch treuen Gebrauch der göttlichen Gnadenmittel, und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Trost des heil. Geistes.

Dann aber erhob sich neue Verfolgung. Der König Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen (I. 2), dem vom röm. Kaiser wieder das ganze Land seines Großvaters untergeben war, legte, wahrscheinlich auf Verleumdung von Christusfeinden hin, die Hände an Etliche von der Gemeine zu peinigen. Und er ließ den Apostel Jakobus den Aeltern mit dem Schwerte hinrichten. Dieser ist also der Erste unter den 12 heiligen Boten, der seine Botschaft von dem Heilande der Welt mit seinem Blute besiegelte. Eine alte glaubwürdige Nachricht erzählt zu Ap. Gesch. 12 noch dieses. Als Jakobus zur Todesstätte geführt ward, kam seinem Verkläger die Reue. Er fiel zu des Apostels Füßrn nieder und rief: „Ich beschwöre dich, vergieb mir und laß mich theilnehmen am Bekenntniß des Namens des Heiligen!" Jakobus erwiederte: „Glaubst du, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist?" Er: „Ich glaube." Da sah ihn Jakobus schweigend an; dann sprach er: „Friede sei mit dir!" und gab ihm den Bruderkuß. Nun giengen sie vereint fröhlich zum Tode, 44.

Da der König sah, daß diese Hinrichtung den Juden gefiel, griff er auch Petrum und legte ihn in's Gefängniß, um ihn nach den Tagen des eben eintretenden jüdischen Osterfestes gleichfalls zu tödten. Aber die erschütterte Gemeine betete ohne Aufhören für ihn zu Gott. Und siehe in der Nacht trat der Engel des Herrn zu Petro, weckte ihn, löste seine Fessel und führte ihn mitten durch die Wachen hinaus. Der Apostel grüßte die staunende Gemeine, und begab sich auf einige Zeit von

Jerusalem weg, was nur andern Orten zum Segen sein konnte.

Aber jetzt war auch schon jener vom Herrn nach seiner Erhöhung berufene Apostel Paulus, in voller Thätigkeit. Ein ganz anderer Mensch geworden predigte er den Herrn Jesum, den er verfolgt hatte, mit heiligem Eifer und gewaltiger Kraft. Er hat zur Ausbreitung des Reiches Christi mehr gewirkt als alle, doch nicht er, sondern die Gnade Gottes, die in und mit ihm war. Sein Hauptaufenthalt war die große Stadt Antiochia in Syrien; hier arbeitete er ein ganzes Jahr mit Barnabas, einem frommen Manne voll heiligen Geistes und Glaubens, und durch ihre Arbeit wuchs die dortige Gemeinde zu einer sehr großen Menge. In Antiochia wurden die Gläubigen zuerst „Christen" genannt. Von hier aus machte Paulus drei Missionsreisen, auf denen er Cypern besuchte, Kleinasien durchzog, auch schon nach Macedonien und Griechenland und Europa herüberkam. Anderthalb Jahre hielt er sich in der großen griechischen Stadt Korinth auf, wo der Herr ein großes Volk hatte, zwei Jahre in dem herrlichen Ephesus in Kleinasien, wo die Majestät der Göttin Diana vor dem Lichte des Lebens zu erbleichen begann. Ueberall gieng er treuen Herzens mit seiner Friedensbotschaft zuerst zu seinen Brüdern nach dem Fleische, zu den Juden; da aber die allermeisten derselben sie feindselig zurückwiesen, so wandte er sich rein an ihrem Blute damit zu den Heiden, von denen Schaaren sie mit Begierde und großer Freude aufnahmen. Paulus bethätigte mit ganzem Ernste seinen Beruf als Apostel der Heiden, und der außerordentliche Erfolg seines Wirkens unter ihnen bestätigte denselben.

Er war es auch, welcher die Freiheit der Christen nicht nur vom Fluche des Gesetzes, sondern auch von der Beobachtung der jüdischen Ceremonialgebote auf's Entschiedenste und Nachdrücklichste lehrte. Das gereichte aber doch manchen Gläubigen, die vorher

eifrige Juden und Pharisäer gewesen, bei ihrer annoch mangelhaften christlichen Erkenntniß zu einem Anstoße; sie behaupteten, alle Christen müßten auch äußerlich beschnitten sein und Mosis Gesetz in allen Stücken halten, sonst könnten sie nicht selig werden. Als nun Etliche mit solcher Lehre nach Antiochien kamen, entstand darüber eine heftige Erregung und traurige Verwirrung in der dortigen Gemeinde. Da giengen, im Auftrage derselben, Paulus und Barnabas nach Jerusalem, den Aposteln und Aeltesten daselbst die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Und so sehen wir — es war im J. 50 — die erste Synode oder Kirchenversammlung in der Christenheit. Es kamen die Apostel und Aeltesten zusammen nebst der ganzen Muttergemeinde zu Jerusalem, und sie besahen die hochwichtige Frage. Wiewohl nun aber Einige für die nothwendige Unterwerfung aller Gläubigen unter das Ceremonialgesetz eifrig stritten, so wurde doch nach einer kräftigen Rede Petri, darin er siegreich auf die Geschichte Cornelii hinzeigte und die von Jakobo d. J. durch Hinweisung auf die Aussprüche der Propheten unterstützt ward, feierlich beschlossen, die Heidenchristen mit dem Joche nicht zu beschweren. „Und wir auch" (wir Judenchristen) — so hatte Petrus gesprochen — „glauben durch die Gnade des Herrn Jesu selig zu werden, gleicherweise wie auch sie." Da denen in Antiochia der Beschluß gebracht ward, wurden sie des Trostes froh.

Augensichtlich trug diese Erste Kirchenversammlung viel bei, die Juden- und Heidenchristen, zwischen denen doch anfangs eine merkliche Unterscheidung stattfand, näher miteinander zu vereinigen. Noch enger knüpfte sich das Band dadurch, daß die Heidenchristen, dankbar für das Heil, das von den Juden kam, von allen Seiten reiche Almosen den größtentheils armen Gläubigen in Jerusalem sandten. Diese Liebe empfanden ja die Judenchristen alle. Sie verloren auch durch die fortgehende Belehrung des h. Geistes je mehr und mehr ihre ange-

erbten Vorurtheile gegen die Leute aus der Heidenwelt. Und so schloßen sich Beide immer inniger zu Einer Heerde unter dem Einen guten Hirten zusammen.

Außer dem eben schon bemerkten Irrthum bezüglich des levitischen Gesetzes traten wohl noch andere Irrlehren so frühe schon in der Kirche auf, z. B. daß Christus zwar der vollkommenste, aber doch nur ein bloser Mensch sei, — daß es keine leibliche, sondern nur eine geistliche Auferstehung gebe &c. Aber solche Irrthümer wurden alle durch die übereinstimmende Apostellehre ausgeschieden und es blieb „Ein Herr, Ein Glaube".

Fröhlich arbeitete Paulus in der Einigkeit mit den andern Aposteln und unterstützt von trefflichen Gehilfen, Timotheo, seinem rechtschaffenen Sohne im Glauben &c., auf dem Heidenfelde fort und erfüllte alles bis an Illyrien hin mit dem Evangelio. An unzählig vielen Orten blühten im Segen seines rastlosen Wirkens schöne Christengemeinden auf. Und nicht nur mündlich, auch schriftlich nahm er sich der theuererlösten Seelen an; er schrieb Briefe voll Geist und Leben, von denen uns vierzehn im Neuen Testamente bewahrt sind. Unter diesen zeichnen sich vor allen die Briefe an die Römer und Galater aus, welche den einigen Trost des Sünders, die Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum mit aller Macht treiben.

Unsägliches stand der herrliche Mann in seinem Apostelamte aus; er wurde verhöhnt und gelästert, geschleift, gesteinigt, gestäupt, eingekerkert, er fiel auf seinen Reisen in die Tiefe der Fluthen, in die Hände der Räuber, er litt Hunger und Durst, Frost und Blöße, — aber das alles irrte ihn nicht, seinen Lauf als Diener Jesu mit Freuden zu vollenden. Im Jahr 58 griffen ihn bei einem Aufenthalte zu Jerusalem die Juden, die ihn zu Tode geschlagen haben würden, hätte ihn nicht die römische Schaar ihrer Wuth entrissen. Da er aber von den Juden auf den Tod verklagt und vom Landpfleger immer fest-

gehalten und nicht zum Rechte seiner Unschuld gebracht ward, so sah er sich endlich genöthigt an den Kaiser zu appelliren, und so wurde er dahin, wohin frei zu gehen er immer schon ein mächtiges Verlangen spürte, nach Rom, der Hauptstadt der Welt, gefangen abgeführt. Doch hatte er bei der Kette, die er trug, ein sogenanntes „freies Gefängniß", er konnte in seinem Quartiere Besuche annehmen und in Begleitung eines Soldaten überall herumgehen; und er benützte seinen längern Aufenthalt daselbst treulich, auch hier recht viele Seelen zur Erkenntniß des Sohnes Gottes zu bringen und im Glauben zu stärken. Aus seiner ersten Gefangenschaft zu Rom ist er wieder frei geworden und wohl nach dem Zuge seines Herzens (Röm. 15, 24) bis an's westliche Ende der damals bekannten Welt, bis nach Spanien, mit der Heilsbotschaft vorgedrungen. Er kam aber wieder nach Rom und wurde dort, 67, um des Zeugnisses von Jesu willen enthauptet.

Die andern Apostel blieben miteinander eine lange Zeit in der geistlichen Hauptstadt der Welt, zu Jerusalem. Sie boten dieser einst von Gott so hochgeliebten Tochter Zion mit vereinter Stimme fort und fort seine Gnade und Erbarmung an, bis sie sich zuletzt an ihrer hartnäckigen Verstockung und wachsenden Verbitterung gegen das Evangelium überzeugten, es sei nun an der Zeit, daß auch sie sich von dem Israel nach dem Fleische wendeten und den Auftrag des scheidenden Herrn Matth. 28, 19. vollzögen. Und sie giengen alle hin, bis auf Einen, zu lehren alle Völker, Bartholomäus — so sagen alte Nachrichten — nach Indien, Thomas nach Persien und Parthien, Judas nach Arabien, Andreas nach Scythien, Matthäus nach Aethiopien ꝛc. Sie haben gewiß alle viel Frucht des Lebens geschafft, sollen aber auch alle, bis wieder auf Einen, Gott mit dem Märtyrertode gepriesen haben. Hören wir noch etwas mehr von den drei Aposteln, welche nächst Paulo das höchste Ansehen in der jungen Christenheit genoßen, also

daß sie „Säulen der Kirche" genannt wurden, von Petrus, Johannnes und Jakobus dem Jüngern.

Petrus predigte nach seinem Weggange von Jerusalem zunächst noch in Palästina herum; dann begab er sich nach Syrien und Kleinasien, und er soll auch nach Babylonien gekommen sein. Später erscheint er in Rom, ohne daß man jedoch über seine Stellung zur dortigen Gemeinde etwas Gewisses weiß. Er starb aber dort zugleich mit Paulo des Märtyrertodes, wie ihm der Meister zuvorverkündigt (Joh. 21, 18.), und nach seinem Vorgange am Kreuze, 67. Petrus hat uns zwei Briefe hinterlassen, in denen vornehmlich die Hoffnung auf das ewige Zion sich ausspricht.

Johannes nahm in spätern Jahren seinen ständigen Sitz zu Ephesus und sorgte von da aus für die kleinasiatischen Gemeinden. Unter dem Kaiser Domitian (um 90) wurde er auf die wüste Insel Patmos verbannt, wo ihm die Offenbarung gegeben ward, die wir im letzten Buche des N. T's. lesen. Er durfte aber wieder nach Ephesus zurückkehren. Als er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich in die Christenversammlung tragen; und als er nicht viel mehr reden konnte, sagte er doch jedesmal dieß zu den Versammelten: „Kindlein, liebet einander!" Er starb in sehr hohem Alter, um's J. 100, eines natürlichen Todes. Von ihm besitzen wir außer dem Evangelium und der Offenbarung noch 3 Briefe, in welchen er immer und immer wieder die edle göttliche Liebe empfiehlt. — Darum kann man nach dem, was jeder dieser Apostel besonders hervorhebt, Paulum den Prediger des Glaubens, Johannem den der Liebe, Petrum den der Hoffnung nennen.

Jakobus d. J. blieb, als Haupt der dortigen Christengemeinde, zu Jerusalem. Er hielt sich für seine Person noch strenge nach dem jüdischen Gesetze, nur daß er das nicht als Bedingung der Seligkeit betrachtete; er beobachtete es wohl hauptsächlich deßhalb so genau, um den Juden, daß er sie gewinne, soviel zu sein,

als er konnte. Er stand auch außerhalb des Christenkreises in großer Achtung und führte um seines ganz unsträflichen Wandels willen allgemein den Beinamen: „der Gerechte". Gleichwohl wurde er endlich auch verfolgt. Man griff ihn, stellte ihn auf die Zinne des Tempels und gebot ihm, von da herab gegen Christum zu predigen. Er aber legte ein freudiges Zeugniß für Christum ab. Da stürzten sie ihn hinunter. Unten auf seinen Knieen liegend betete er, während Steine auf ihn flogen, für seine Mörder. Selbst ein jüdischer Priester wird davon ergriffen und schreit: „Höret auf, der gerechte Mann betet für euch!" Allein die Juden fallen wüthend über ihn her und einer zertrümmert ihm den Kopf mit einer Keule, 66. Jakobus schrieb einen Brief, worin er vor todtem Glauben warnt; Werke muß der rechte haben.

§ 3.

Endliche Rache über Jerusalem und das jüdische Volk.

Die Ermordung „des Gerechten" machte das Schuldmaß der Juden voll. Es kam die Zeit, wo ihr eigenes vermessenes Wort bei dem Morde des vollkommenen Gerechten eintreffen sollte: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! und die Weissagung des ewig Wahrhaftigen (Luk. 19, 41—44.) wurde erfüllt.

Die folgende Geschichte hat uns ein gleichzeitiger berühmter Schriftsteller, Josephus, selbst ein Jude, erzählt. Er sagt aber im Vorwort: Jener Zeitabschnitt war unter den Juden sehr reich an Verderbniß aller Art, so daß keine Schandthat ungethan blieb. Ja, wenn jemand mit Ueberlegung hätte etwas Böses aussinnen wollen, hätte er nichts Neues entdecken können; so waren alle im öffentlichen und im Privat-Leben angesteckt und wetteiferten sich zu übertreffen in Verbrechen gegen Gott und Menschen. Also nicht blos Jerusalem, wenn schon dieses vorzüglich, sondern das ganze jüdische Volk war reif zum Gerichte.

Die Juden empörten sich in ihrem Hochmuth einmal um's andre wider ihre römischen Oberherren, dafür wurden sie nur immer härter gedrückt. Ueber die Maßen hart behandelte sie zuletzt der Landpfleger Gessius Florus, worüber aber der Aufstand gegen die Römer an allen Orten und Enden ausbrach, 66. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit unerhörter Grimmigkeit und Metzelei geführt. Anfangs siegten die Juden, jagten die Römer ganz aus dem Lande hinaus; da wurden sie nur um so trotziger und toller.

Jetzt sandte der Kaiser Nero seinen vortrefflichen Feldherrn Vespasianus mit einem starken Heere wider sie, 67. Dieser zog sengend und mordend durch Galiläa daher. Er berannte und erstürmte die festen Plätze nacheinander; wollte erst ganz Palästina erobern, ehe er sich an die Hauptstadt machte. Unterdessen wurde Nero entthront (§ 1.) und darauf Vespasian von seinen Legionen selbst als Kaiser ausgerufen; da überließ er, nach Rom eilend, das Kommando seinem Sohne Titus, der an Kriegstüchtigkeit dem Vater glich.

Titus rückte vor Jerusalem und schlug eine Wagenburg herum. Es war gerade zur österlichen Festzeit und hatten sich nach alter Sitte her zahlreiche Festgäste eingefunden, so daß die Stadt gegenwärtig bei 1,200,000 Menschen in sich faßte. Diese sind jetzt eingeschlossen zum schrecklichen Gericht.

Aber wie? Müssen denn nicht auch die Tausende von frommen Christen in der Stadt mitleiden? Nein, die Christen sammt und sonders, vom Herrn gewarnt, hatten schon vor der Belagerung sich entfernt und nach der Stadt Pella, jenseits des Jordans, geflüchtet, wo sie während der furchtbaren Heimsuchungstage Jerusalems ruhig lebten.

Wohl gieng es mit der Eroberung desselben nicht so leicht. Es war, auf einer Höhe mit vier Hügeln liegend, auf drei Seiten durch abschüssige Felsen und tiefe Thäler unzugänglich und nur nach Norden hin unbeschirmt von

der Natur, dafür aber mit einer dreifachen starken Mauer befestigt. Und die Juden, wie uneins untereinander, vereinigten sich doch alle im angestrengtesten Kampfe gegen die Belagerer. Fünf Monate mußte Titus ausharren, bis er zum Ziele kam. Aber wie sah es derweilen in der armen, unglücklichen Stadt aus! Es gab drei Parteien darin, die sich selbst bekämpften und untereinander wie wilde Bestien zerfleischten. Und bald entstand bei der Ueberfüllung mit Menschen eine gräßliche Hungersnoth. Man aß Heu, Schuhe, das Leder von Schilden ꝛc. Wer noch ordentliche Nahrung hatte, war ihrer nicht sicher; die hungrigen Soldaten liefen suchend in die Häuser und raubten sie weg. Alle natürliche Liebe in den Familien selber weicht; Eltern reißen den Kindern, Kinder den Eltern die Speise vom Munde weg; ja eine Frau kocht ihr eigenes Kind, verzehrt die Hälfte und beut die andere Hälfte den suchenden Räubern dar. Hunger und Schwert würgten fürchterlich in der elenden Stadt. Es sollen gegen 600,000 Leichen über die Stadtmauer geworfen worden sein. Andere Todte wurden in leere Häuser aufgeschichtet; andere blieben frei auf der Straße liegen. Die Haufen unbeerdigter Leichname hauchten pestilenzialische Dünste aus, welche zu allem Jammer noch eine Seuche erzeugten. Von der Hungerqual getrieben flohen viele Juden in's römische Lager hinaus; da schnitten die röm. Soldaten einigen Tausenden den Bauch auf und durchwühlten ihre Eingeweide, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, sie hätten Gold verschluckt, um es auf diese Weise zu retten. Solchem Gräuel that endlich Titus durch ein Machtgebot Einhalt, auch ließ er den Ausgehungerten Speise geben. Diejenigen aber, welche bei Ausfällen gefangen wurden, ließ er zum abschreckenden Beispiele für die Hartnäckigen auf einer Anhöhe nebeneinander kreuzigen, einmal an Einem Tage 500. Josephus sagt: „Keine Stadt hat je soviel erlitten, — es war aber auch kein lasterhafteres Geschlecht auf Erden als dieses."

Titus bot den Belagerten mehrmals Gnade an, wenn

sie sich ergeben würden. Allein mit der Noth wuchs die Wuth der Juden, und niemand durfte von Uebergabe reden. Sie hofften im Wahnvertrauen zu Jehovah immer noch auf den Sieg; ja sie glaubten sogar, eben jetzt werde der rechte Messias kommen und sie herrlich erhöhen.

Titus durchbrach die erste Mauer, er durchbrach die zweite und dritte. Nun hatte er schon den untern Theil der Stadt erobert und stand vor dem Tempelberg, auf dem sich die Menge der Juden gelagert und verschanzt hatte. Noch einmal bot er ihnen Begnadigung an; die Halsstarrigen wiesen sie zurück. Da wurde der Tempelberg gestürmt. Die röm. Soldaten dringen schreiend hinauf, die Juden vertheidigen heulend ihr Heiligthum. Welch ein Geschlachte! Ströme von Blut fließen die breiten Stufen herab, daß die nachfolgenden Soldaten bis zum Knöchel darin waten. Aller Todesmuth der Juden ist umsonst; sie werden überwältigt, der Tempel wird genommen.

Diesen Tempel hatte erst Herodes der Große neuerbaut. Aus weißem Marmor und Cedernholz, innen und außen mit blitzendem Golde bedeckt, ungeheuer groß und über alles herrlich war er ein wahres Wunderwerk der Welt. Titus wollte ihn durchaus erhalten; er hatte seine Schonung den Soldaten scharf geboten. Aber er mußte zu Grunde gehen, denn der Herr hatte es gesagt, Matth. 24, 2. Etliche Soldaten warfen Feuerbrände hinein, die Vorhänge fangen, das Holz entzündet sich, er brennt. Titus eilt selbst hinzu, befiehlt zu löschen, droht den Säumigen; es ist umsonst, niemand gehorcht. Er muß vor Gluth und Qualen schleunig zurück; der Tempel geht in Flammen auf. Als das die Juden sehen, stürzen sich viele mit entsetzlichem Schmerzgebrülle theils in die Flammen, theils in die Schwerter der Feinde. 6000 verbrennen in einer Halle, dahin sie sich verborgen hatten.

Es war der 10. August 70, da der Tempel erobert

ward und damit nun auf leichte Weise auch die noch übrige Oberstadt in der Römer Hände kam. Titus ließ die ganze Stadt niederbrennen und das Gemäuer schleifen; denn es sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Und der Gräuel der Verwüstung stand an der heiligen Stätte.

Umgekommen von Jerusalems Bevölkerung waren 1,100,000; gefangen wurden 97,000, welche theils in Bergwerke geschickt, theils als Sklaven verkauft, theils zu den öffentlichen Schaukämpfen mit wilden Thieren verwendet wurden. Etliche Vornehme mußten den Triumphzug der Sieger in Rom verherrlichen, wobei auch die erbeuteten heiligen Tempelgeräthe (der goldene Leuchter, die goldenen Schalen rc.) mit aufgeführt wurden. Noch heute steht in Rom der Triumphbogen des Titus, auf welchem dieselben abgebildet sind.

Ein so furchtbarschreckliches Ereigniß, wie der Untergang Jerusalems, ist sonst in der Weltgeschichte nicht vorgekommen. Aber auch außerhalb der unglückseligen Stadt verloren Hunderttausende der Juden das Leben. Und die Uebriggebliebenen wurden jetzt schon unter alle Reiche und Völker der Erde zerstreut, wie der Herr ihnen bereits durch Mose (5 Mos. 28, 25. 64.) gedroht hatte. Das jüdische Volk hat von dem an aufgehört, eine Nation zu sein.

§ 4.

Die Reihe der bessern römischen Kaiser.

Als nach Nero's Tode drei Kaiser — Galba, Otho und Vitellius — nacheinander schnell erhoben und gestürzt waren (68. 69.), gelangte der schon genannte Vespasianus wieder zu dauernder Herrschaft. Wir erblicken aber jetzt eine Reihe besserer Gestalten auf dem römischen Throne, die nur von einer einzigen den vorigen ähnlichen unterbrochen ist.

Vespasian regierte von 69—79. Ein guter Regent, der mäßig lebte, gerecht richtete, seinen Unterthanen sich

freundlich erwies. Mit Verstand ordnete er nach der Neronischen Wirrsal das Staatswesen, führte wieder allgemeine Zucht unter den Soldaten ein, pflegte Kunst und Wissenschaft. Er ließ Rom vollends vom Brandschutt reinigen und ganz wieder herstellen. Er baute darin unter anderm einen Friedenstempel und ein ungeheures Amphitheater, das Colossäum genannt, das über 100,000 Zuschauer faßte und sogar zur Aufführung von Seegefechten mit Wasser gefüllt werden konnte. Dieses Riesengebäude ist noch in seinen Ueberresten vorhanden. Als Vespasian im 70. Jahre seinen Tod nahen fühlte, sprang er von seinem Lager auf mit den Worten: Ein Imperator muß stehend sterben! und damit sank er todt zurück.

Ihm folgte sein Sohn Titus, der Eroberer Jerusalems; reg. v. 79—81. Eine der schönsten Erscheinungen auf dem römischen Kaiserstuhle. Er verwaltete sein Herrscheramt mit hoher Gewissenhaftigkeit und bezeigte gegen alle, selbst gegen Feinde, eine Leutseligkeit, Milde und Erbarmung, daß man sich bei ihm, wie bei dem spätern Antoninus Pius, zur Annahme bewogen fühlt, er habe diese ächte Schönheit des Wesens und Lebens den Christen abgesehen. Er sprach: „Von eines Kaisers Throne muß niemand traurig weggehen.“ Als er sich eines Abends an kein Werk der Wohlthätigkeit während des Tages erinnern konnte, sprach er zu seinen Freunden: „Heute habe ich einen Tag verloren!“

Gleich im ersten Jahre seiner Regierung, 79, gab es in Unteritalien ein großes Erdbeben, wobei der feuerspeiende Berg Vesuv solch einen furchtbaren Ausbruch hatte, daß die in seiner Nähe liegenden Städte Herkulanum und Pompeji unter Aschenregen und Lavaströmen ganz begraben wurden. Man sah nichts mehr von ihnen, sie ruhten tief unter der Erde, zu welcher die Lava sich verhärtete. Erst 16 Jahrhunderte nachher begann man ihnen nachzugraben, und es wird noch fortwährend an ihnen ausgegraben, so daß jetzt schon ganze

Straßen davon bloßliegen. Man findet in den Häusern alle möglichen damaligen Geräthschaften, doch wenig Menschengerippe, ein Zeichen, daß die Leute müssen die Gefahr gemerkt und sich durch die Flucht gerettet haben, während nur einige Kranke und Schwache zurückgeblieben sind.

Titus unterstützte die durch dieses vulkanische Ereigniß Unglücklichgewordenen, so wie die Armen und Elenden aller Art nach seinen besten Kräften. Er wurde wegen seiner ungewöhnlichen Güte „die Wonne des menschlichen Geschlechts" geheißen. Schade, daß dieser Kaiser schon nach zwei Jahren starb.

An seine Statt trat nun jene Ausnahme, sein Bruder Domitianus, v. 81—96. Ein schändlich übermüthiger Mensch, der sich in allen seinen Erlassen selbst „Herr und Gott" nannte. Dabei war er verschwenderisch im höchsten Maße und in Folge davon eben so raubsüchtig; er belustigte sich mit Fliegenspießen, wie er auch Menschen mit satanischer Lust quälte und mordete. Nach 15jährigem gräuelhaftem Despotenregiment wurde er von Verschworenen in seinem Palaste erwürgt. — Unter ihm vollendete übrigens der röm. Feldherr Agricola die Eroberung Britanniens mit Ausnahme des nördlichsten Theils, Kaledoniens, des Landes der Hochschotten.

Gleich besteigt wieder ein andersgestalteter Fürst den Thron, Nerva, der v. 96—98 regiert. Ein rechtlicher und wohlgesinnter Greis, der den schweren Abgabendruck unter seinem Vorgänger minderte, Aecker an die Dürftigen austheilte ꝛc. Nach seiner kurzen Herrschaft folgte

Trajanus, ein geborner Spanier, reg. v. 98—117. Ein einsichtiger, wachsamer, gerechter, wohlthätiger, auch mannhafter, kräftiger Herrscher. Er stellte wieder eine freiere Verfassung her, so weit sie sich mit der Monarchie vereinbaren ließ und vom Volke bei seiner Sittenlosigkeit ertragen werden konnte. Es dauerten ihn die wild herumlaufenden Kinder; er ließ 5000 derselben erziehen und versorgen. Er stiftete eine öffentliche Bibliothek, von

seinem Vornamen „die Ulpische" genannt, wie Rom noch keine solche besaß. Er schuf die großartigste Prachtanlage, welche Rom je aufzuweisen hatte, das „forum Trajani", einen von den erhabensten und schönsten Gebäuden umgebenen Marktplatz. Auch war er ein tüchtiger und glücklicher Krieger; er eroberte das große im Norden der Donau gelegene Land Dacien (Ostungarn, Moldau, Wallachei) und machte es zur röm. Provinz. Wäre nur dieser sonst löbliche Fürst nicht gegen das Christenthum so verblendet gewesen! Er hielt es für einen dem Wohle des Staates und der Seelen schädlichen Aberglauben und verfolgte es hart, wie wir weiter unten hören werden.

Ebenso löblich, wenn auch eitler und launenhafter als sein Vorgänger, war Hadrianus, reg. v. 117—138. Kenntnißreich, voll guten Willens, unermüdlich thätig im Regimente. Er verbesserte die Gesetze, sicherte die Rechtspflege, sah auf den geordnetsten Verwaltungsgang, stiftete und erweiterte wohlthätige Anstalten ꝛc. Er durchreiste, und meist zu Fuß, zehn Jahre lang die Provinzen seines weiten Reiches, um überall selbst nachzusehen und die beste Hilfe zu schaffen. „Ein Kaiser, sagte er, muß wie die Sonne alle Theile seines Reichs beleuchten." Er that auch sehr viel für Kunst und Wissenschaft; selbst auf seinen Reisen hatte er immer Bauleute, Künstler und Gelehrte um sich. Besonders lag es ihm an, in allen Gebieten seines großen Reiches den Frieden aufrecht zu erhalten, was ihm auch fast durchweg gelang. Nur mit den Juden hatte er einen schweren Krieg.

Die Juden, welche jetzt in allen Ländern, besonders aber in denen um Palästina herum lebten, deren viele aber auch aus der Zerstreuung allmählig wieder in's heilige Land gekommen waren, hatten selbst aus dem entsetzlichen Gottesgerichte (§ 3) nichts für die Dauer gelernt. Sie waren das alte, unruhige, störrige und wider ihre Herren die Römer ergrimmte Geschlecht. Schon unter Trajan erhoben sie sich zu einer neuen großen Empörung und

vergoßen Ströme von Bluts, die sie mit dem ihrigen zweifach bezahlen mußten. Als nun aber Hadrian an der wüsten Stätte des hingesunkenen Jerusalems eine Heidenstadt mit dem fremden Namen Aelia Capitolina baute, als an der Stelle, wo Jehovahs Haus stand, ein Tempel des Capitolinischen Jupiters sich erhob, da zuckte in allen Juden eine grimmigere Wuth als je. Und siehe, es steht ein falscher Messias unter ihnen auf, Barcochba, 132, und er wird von ihnen als der ächte große Davidssohn anerkannt und gekrönet. Die Juden laufen von allen Seiten, aus den fernsten Gegenden nach dem heiligen Lande herbei, fallen rasend vor Wuth über die Heiden darin her und würgen und schlachten sie hin. Sie erobern unter der Anführung ihres Messias Jerusalem und ganz Palästina. Hadrian sandte seinen tüchtigsten Feldherrn, den Julius Severus, mit seinen besten Legionen dahin; aber es gab schwere Arbeit mit dem tollkühnen Volke, und erst im dritten Jahre vermochten die Römer der Rebellion Meister zu werden. Das wieder eingenommene Jerusalem wurde bis in den Erdboden hinein zerstört und das ganze heilige Land so verheert, daß es wie eine große Wüste dalag. Eine Million Juden — darunter wahrscheinlich auch Barcochba, welcher verkam — war wieder und theilweise martervoll getödtet worden. Und nun gieng ein kaiserlicher Befehl aus, daß kein Jude in Zukunft Judäa betreten, geschweige gar der Stätte Jerusalems sich nahen dürfe. Dieses Verbot wurde eine geraume Zeit streng aufrecht erhalten, bis Israels Kinder späterhin Milderung und die Erlaubniß erhielten, gegen eine Geldabgabe des Jahres einmal den Ort, wo ihre heilige Stadt stand, besuchen und über die verblichene Herrlichkeit derselben trauern zu dürfen.

„Da sah man jedes Jahr am Tage der Zerstörung Jerusalems ein ganzes Volk in Trauer stehen, von Kummer erschöpfte Weiber, mit Lumpen bedeckte Greise darunter; aber während ihnen Thränen über die Wangen rinnen und sie die Arme sehnsüchtig ausstrecken, erscheint

der römische Soldat und verlangt einen Tribut von ihnen, wenn sie noch länger weinen wollen." (Hieronymus.)

Nach Hadrian regierte Antoninus Pius, v. 138—161. Pius, d. i. der Fromme hieß er wegen seiner Anhänglichkeit an jenen seinen Adoptivvater. Das war der beste heidnische Kaiser Roms. Ein Menschenfreund und Landesvater, wie uns kaum ein andrer unter allen heidnischen Herrschern begegnet; geräuschlos aber unablässig wirksam in allen Zweigen der Regierung; sparsam für sich, freigebig gegen das unbemittelte Volk und meist aus seinem eignen reichen Privatvermögen. Unter andern wohlthätigen Anstalten errichtete er auch ein weibliches Waisenhaus. Den Frieden des Reichs zu bewahren, bestrebte er sich wie sein Vorgänger und mit um so besserem Erfolge, da sein Name selbst bei den barbarischen Völkern hohe Achtung genoß. Sein Grundsatz, den man noch auf aufgefundenen Römermünzen um sein Bild her lesen kann, war: „Lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten." Er hätte gern alle die Millionen seines Reiches glücklich gemacht, und hütete sich auf's Aeußerste, einem Einzigen Unrecht zu thun. Auch die Christen behandelte er gerecht und so mild und gütig, daß sie ihn hoch rühmten und desto brünstiger für ihn beteten.

Ihm folgte Marcus Aurelius mit dem Zunamen: Philosophus, reg. v. 161—180. „Ein Weltweiser auf dem Throne." Er hatte sich in seiner Jugend mit voller Neigung dem Studium der stoischen Philosophie hingegeben und übte nach dem Maße der natürlichen Erkenntniß und Kraft die stoische Tugend, Gerechtigkeit, Gleichmüthigkeit, Enthaltsamkeit von sinnlicher Lust in seinem ganzen Leben. Mit hoher Regentenweisheit verband er eifrige Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, und mit männlicher Kraft hielt er dasselbe aufrecht in unglücklicher Zeit, da es Pest, Hungersnoth und schwerer Krieg zerrütteten und an den Rand des Verderbens brachten. Er war nicht nur gerecht, er war auch gütig und schonend; eher ver-

kaufte er in der Noth die kostbaren Geräthe des kaiserlichen Palastes, als daß er seine Unterthanen mit neuen Abgaben beschwerte. Aber seltsam! — gerade gegen den besten Theil seiner Unterthanen war er weder mild noch gerecht, sondern erschrecklich ungerecht und hartmüthig, gegen die Christen, die er blutig verfolgte, wie wir weiter unten vernehmen werden.

Während seiner Regierung brachen Germanische Völkerschaften, die Markomannen an der Spitze, mit Ungestüm in's römische Reich ein. 15 Jahre lang hatte er mit diesen zu kämpfen und kam dabei in die äußerste Bedrängniß, die den großen Philosophen zu der Schwachheit verleitete, selbst zu abergläubischen Hilfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Ein Egyptischer Wahrsager rieth ihm, zwei Löwen über die Donau treiben zu lassen, vor deren Anblick und Gebrülle die Barbaren sich entsetzen und all' ihren Kriegsmuth verlieren würden. Allein die Deutschen hielten die Löwen für große, eigens bellende Hunde und schlugen sie mit Knitteln todt, und würgten gleich darauf 20,000 Römer hin. Nur mit großer Mühe konnte sich Marc Aurel der furchtbaren Feinde erwehren. Er starb auf dem letzten Zuge gegen sie zu Vindobona (Wien). Sein Nachfolger brachte sie nur dadurch zur Ruhe, daß er ihnen einen schimpflichen Frieden abkaufte.

Mit dem Imperator Philosophus schließt sich die Reihe der bessern römischen Kaiser. Unter ihnen, und namentlich unter Antoninus Pius, war die Blüthezeit des Kaiserreichs und noch das silberne Zeitalter der römischen Literatur.

§ 5.

Kunst und Wissenschaft in den ersten zwei Jahrhunderten nach Christo.

Sie erreichte im Allgemeinen die des goldenen Zeitalters (B. 1 S. 445) nicht mehr. Häufig trat an die Stelle der edeln Einfachheit und innrer Kraft eine prunkende und lärmende Wortmacherei. Doch zeichneten

sich einige Männer rühmlich, ein Paar rühmlichst aus.

Zwei Dichter (A. P.) Flaccus und Juvenalis sind vornehmlich deßhalb des Gedächtnisses werth, weil sie mit dem bittersten Ernste das gräuelvolle Lasterleben ihrer Zeitgenossen strafen. Beide lebten noch im 1. Jahrhundert n. Chr.

Ein mit Recht hochangesehener Redner ist Quinctilianus, geb. 42, † 118. Er schrieb in 12 Büchern eine „Anweisung zur Redekunst", in welcher er auch schon die Einrichtung des ganzen Schulunterrichts behandelt.

Plinius der Aeltere, g. 23, † 79, der größte Gelehrte Roms, legte sich besonders auf die Naturgeschichte. Er schrieb in 37 Büchern „eine Darstellung der gesammten Welt, des Himmels wie der Erde, mit allen ihren Erscheinungen, Kräften, Reichthümern der belebten und unbelebten Natur." Dieses inhaltsreiche, schätzenswerthe Werk enthält viel Richtiges, aber auch noch viele Fehler. Mangel an Ernst und Eifer, in die Natur hineinzuschauen, war an den letztern nicht Schuld. Bei dem im vorigen § berührten Ausbruche des Vesuvs wagte sich der Mann, um das merkwürdige Naturereigniß recht genau zu beobachten, so nahe daran hin, daß er im Dampf und Aschenregen erstickte.

Plinius der Jüngere, der Neffe des Vorigen, g. 62, † 117, gehört nahe zu den besten Schriftstellern Roms und kann für den Meister der Briefsteller gelten. Wir haben nämlich von ihm außer einem goldglänzenden „Panegyricus (Lobrede) auf den Kaiser Trajan" eine Sammlung von „Briefen" manchfachen Inhalts, welche ein wahres Muster sind, wie man fein und gefällig schreibt. Einer dieser Briefe ist besonders interessant (theilnahmeerregend), weil er „von der verrufenen Sekte der Christen" handelt.

Der bedeutendste Philosoph war der uns schon be-

kannte Seneca, g. 3, † 66. Ein Stoiker. In seinen Schriften: „Ueber die Selbstbeherrschung im Zorn und in der Leidenschaft“ — „über die Seelenruhe“ — „über die Wohlthätigkeit“ — „über die Kürze des Lebens“ — u. s. f. lehrt er viel Wahres und Gutes. Manchmal streift er an die christliche Sittenlehre hin, die ihm ohne Zweifel nicht unbekannt blieb, weicht aber freilich auch wieder sehr stark von ihr ab; denn, meint er, wenn man Widerwärtigkeit erfährt, soll man sich in den Mantel seiner Tugend hüllen, und wenn das Unglück zu groß wird, soll man sich die Kehle abschneiden. Seneca wurde, wie schon bemerkt, von seinem eigenen Zögling Nero dem Tode geweiht, doch mit der Vergunst, sich selbst auf beliebige Weise zu tödten; er öffnete sich die Adern.

Nun tritt uns aber ein Geschichtschreiber vor Augen, der nach allgemeinem Urtheile zu den besten Historiographen der Römer und des ganzen heidnischen Alterthums zu zählen ist, der von manchen sogar dem Cäsar und Livius (B. 1. S. 445) noch vorgezogen wird. Es ist Tacitus, geb. um 50, † 135. Er schaut die menschlichen Verhältnisse und Begebenheiten mit scharfeindringendem Blicke an, berichtet mit Wahrhaftigkeit und Treue und mit edlem Zorne wider das Schlechte seiner Zeit, und führt die körnigste, bündigste Sprache. Unter seinen nachgelassenen Werken befindet sich eine ganz vortreffliche „Lebensbeschreibung des Agricola“, seines Schwiegervaters. Noch preiswürdiger, namentlich uns, sind seine 3 Bücher „Von der Lage, den Sitten und Völkern Germaniens“, das er selbst bereiste und erforschte. Diesem Tacitus haben wir das Meiste von dem zu danken, was wir von unsern Urahnen wissen. Er kehrt die gute Seite dieser annoch rauhen, aber einfachen Naturmenschen besonders stark heraus, um damit seinen verbildeten und entarteten Römern einen Spiegel vorzuhalten.

Noch ein namhafter römischer Geschichtschreiber lebte

zu selbiger Zeit Suetonius, von welchem wir eine vorzüglich geschriebene „Biographie der zwölf ersten römischen Kaiser" besitzen.

Nehmen wir endlich hinzu einen ebenfalls gleichzeitigen griechischen Historiographen, den Plutarch aus Chäronea in Böotien, geb. 50, † 130. Er verfaßte ein wegen seiner lebendigen und treffenden Darstellung sehr hochgehaltenes Werk, „Vergleichende Lebensbeschreibungen" betitelt, darin er fast immer einen berühmten Griechen und einen berühmten Römer nebeneinander stellt.

Mit dem 2. Jahrhunderte geht heidnische Kunst und Wissenschaft allmählig zu Grabe und überläßt es der christlichen aufzuleben.

§ 6.

Die christliche Kirche in ihrer Blüthezeit.

Schon gegen das Ende des ersten Jahrhunderts war das Evangelium bekannt von Indien bis Spanien und von der Wüste Afrika's bis zum Donaustrom. Es mochte damals wohl bereits eine halbe Million Christen geben. Und ihre Zahl wuchs immer mächtiger.

Der Mund der Apostel war verstummt, aber ihr Wort blieb in den gestifteten Christengemeinden, dieselben fester zu gründen und von ihnen weiter zu dringen. Sie redeten fort und fort in ihren hinterlassenen heiligen Schriften, wegen welcher wir noch insbesondere die göttliche Fürsorge zu preisen haben. Denn wie Gott durch die von seinem h. Geist außerordentlich erleuchteten Propheten das Alte Testament, so ließ er die Apostel und Evangelisten auf Eingebung desselben Geistes das Neue Testament schreiben, auf daß in der Bibel für alle Zeiten das sichere und untrügliche Wort der seligmachenden Wahrheit vorhanden wäre.

Und die Apostel hatten ja auch ihre Nachfolger im christlichen Predigtamte, welche zum Theil ihre unmittelbaren Schüler, und wenn auch alle nicht

einer solchen Gabe des Geistes wie sie selbst theilhaftig, doch reichlich mit demselben zu ihrem heiligen Berufe gesalbt waren. Es gieng eine Kette herrlicher Lehrer durch die ersten Jahrhunderte hin. Wollen wir hier einige der leuchtendsten von den Aposteln an bis in's 3. Jahrhundert hinein mit Namen anführen: Clemens, Bischof von Rom, † 100, Ignatius, Bischof von Antiochien, † 115, Polycarpus, Bischof von Smyrna, † 169, Justin der Märtyrer, † 165, Irenäus, Bischof von Lugdunum (Lyon in Frankreich), † 202, dann Tertullian, Presbyter in Karthago, † 220, Origenes, öffentlicher Lehrer in Alexandrien, der größte Gelehrte seiner Zeit, † 254, Cyprian, Bischof von Karthago, ein besonders treuer Seelenhirte, † 258. Diese und viele andere Gottesmenschen sind theils durch mündliche Predigt, theils auch durch Schriften für die Bewahrung und Weiterverbreitung des göttlichen Lichtes auf Erden ausnehmend wirksam gewesen.

Hunderte und Tausende erweckte Gott zu trefflichen Boten, welche in allen Gegenden immer weiterhin das theuerwerthe Evangelium verkündigten, und allenthalben in der weiten Heidenwelt fielen ihnen Schaaren Glaubender zu. Es waren ja doch aller Orten gar viele des trostlosen Götzendienstes müde und der elenden Lust heidnischen Fleischeslebens satt und kehrten sich sehnlich zu dem ihnen verkündigten wahren Gotte und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, der der armen Seele den Frieden und wahre, tieferquickende, ewige Freuden bot. Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, am meisten aber freilich die Geringen und Verachteten in dieser Welt, drängten sich zu der Kirche Jesu herzu.

Hören wir nun etwas von der Einrichtung, dem Gottesdienste, der Gemeinschaft und gemeinschaftlichen Arbeit der damaligen Kirche und von dem Leben ihrer Glieder.

Die Christen eines Ortes oder eines kleineren Um-

kreises bildeten eine Gemeinde. Diese hatte geistliche Vorsteher, welche Aelteste (griechisch Presbyter) oder Bischöfe (deutsch Aufseher) hießen, und war im Anfang noch kein Unterschied zwischen Bischöfen und Aeltesten. Sie besorgten die Lehre und die Regierung der Gemeine. Zuerst wurden sie von den Aposteln oder Apostelgehilfen gesetzt, darnach wählte die Gemeinde sie sich selbst. Außer ihnen gab es noch Diakonen (Diener), denen zunächst die Pflege der Armen und Kranken vertraut war, die aber auch frühzeitig schon als Gehilfen der Aeltesten geistliche Verrichtungen vornahmen. Bald gab es auch Diakonissen (weibliche Diakonen), welche die Armen- und Krankenpflege auf weiblicher Seite besorgten und dabei geistlichen Zuspruch spendeten.

Im 2. Jahrhundert trat aber Einer der Vorsteher den andern an Ansehen vor, der nun ausschließlich den Namen „Bischof" führte und dem die andern in Ausrichtung des Kirchenamtes sich unterwarfen und Gehorsam leisteten. Es war auch der Fall, daß Bischöfe auf dem Lande und in kleinern Städten sich hinwiederum den Bischöfen der Hauptstädte, von welchen aus auch gewöhnlich die Gemeinden der Umgegend gegründet wurden, unterordneten. Solche Oberbischöfe hießen dann Metropoliten (Bischöfe der Muttergemeinde), auch Erzbischöfe. So kam eine Gliederung in's Kirchenregiment und es entstanden Diöcesen oder kirchliche Bezirke. Indessen fand im 2. und 3. Jahrhundert noch keine andere als eine freiwillige Unterwerfung der Bischöfe unter einander statt! von Haus aus hatte jeder gleiches Recht. Die angesehensten Bischöfe übrigens mit dem weitesten Amtskreise waren in dieser Zeit und auf lange hinaus die zu Antiochia, Rom und Alexandrien, an welche sich in der Folge der zu Konstantinopel reihte. Der Bischof von dem allmählig wieder erstehenden Jerusalem genoß wegen der Ehrwürdigkeit seiner Stadt gleichfalls besondere Achtung. Diese fünf wurden später Patriarchen genannt.

Zum gemeinschaftlichen Gottesdienste versammelte man sich vornehmlich am Sonntage, dem Tage des Herrn (wo er als Sieger über Sünde, Tod und Hölle auferstand), und an den Festtagen, von denen Ostern und Pfingsten früher als Weihnachten gefeiert ward. Die Versammlung fand anfänglich meistens in den Sälen der Vornehmen statt; erst im 3. Jahrhundert begann man besondere Häuser dazu oder Kirchen zu bauen. Der damalige Gottesdienst war unserm evangelischen sehr ähnlich, — es wurde ein Abschnitt der h. Schrift vorgelesen, daran der Bischof oder ein Aeltester eine erbauliche Rede knüpfte; darauf folgte das allgemeine Gebet; dann wurden die Opfer (Gaben) für Lehrer und Kirchendiener (welche dazumal noch keine fixe Besoldung hatten), für Arme, Wittwen und Waisen gespendet; hierauf gaben sich alle, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen, den Kuß der geschwisterlichen Liebe, die schließende Krone des Gottesdienstes, allsonntäglich, war die Feier des hochheiligen Abendmahls; Gesang, besonders von Psalmen, durchzog das Ganze.

Gleich heilig wie das Abendmahl wurde die Taufe gehalten, auf welche diejenigen, die um Aufnahme in die christliche Kirche gebeten hatten, durch Unterricht vorbereitet wurden. Diese hießen darum Katechumenen (Unterrichtetwerdende). Zu gewissen Zeiten in feierlicher Versammlung wurde dann das h. Sakrament an ihnen vollzogen. Vor dem Empfange der Taufe mußten sie das christliche Glaubensbekenntniß (die drei Artikel im zweiten Hauptstücke unsres Katechismus) ablegen, welches schon aus der Apostel Zeit herrührt und bis auf diesen Tag das allgemeine Glaubensbekenntniß der Christenheit geblieben ist.

Außer der Taufe und dem Abendmahl hatte man kein Sakrament.

Die christlichen Gemeinden standen unter einander in regem Verkehr, den sie durch Briefe und Reisende

unterhielten. Von der Mitte des 2. Jahrhunderts an hielten sie auch öfters Synoden, da die Geistlichen, namentlich die Bischöfe aus einem weitern Umkreise (einer ganzen Provinz) zusammenkamen, kirchliche Angelegenheiten miteinander beriethen und gemeinsame Beschlüsse faßten, die sie daheim gleichmäßig in Ausführung brachten. Das waren also Provinzialsynoden und sind von den Oekumenischen (s. w. u.) zu unterscheiden. Alle Christen betrachteten sich nur als Einen Leib an dem himmlischen Haupte, Christus, dessen heiliger Geist sie alle durchdringe. Sie glaubten „Eine heilige christliche Kirche", die sie auch „die katholische", d. h. allgemeine nannten, und hatte das Wort „katholisch" da einen guten Sinn.

Mit größter Sorgfalt wurde auf Einheit und Reinheit der Lehre gesehen. Es thaten sich auch im 2. und 3. Jahrhundert mancherlei Irrthümer auf; es kamen z. E. die Gnostiker zum Vorschein, welche mit dem schlichten Christenglauben nicht zufrieden waren, sondern noch eine viel höhere und tiefere Erkenntniß haben wollten, Leute, die in seltsame Spekulationen (Vernunftgrübeleien) und damit aber auch häufig in grobes Fleischesleben verfielen; — später die Manichäer, welche sogar die alte Persische Lehre (B. 1 S. 73) zweier von Ewigkeit nebeneinander bestehenden Reiche des Lichts und der Finsterniß mit dem Christenthum vermischten und den größten Theil der Bibel verwarfen; — die Montanisten ferner, viel ehrenwerthere Leute zwar, als jene beiden, die aber doch schwärmerisch über die Offenbarung der Schrift hinaus noch immer neue Offenbarungen haben wollten, dagegen hinsichtlich des Wandels eine übertriebene, finstere, unbarmherzige Strenge forderten und einhielten u. s. f. Die allgemeine oder katholische Kirche bekämpfte aber dergleichen Irrthümer mit aller Anstrengung und reinigte sich von ihnen, indem sie die Falschgläubigen (Häretiker, Sektirer genannt), wenn sie sich nicht zurechtbringen ließen, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß,

Dabei hielt man aber auch mit der größten Sorgfalt auf wahre Reinheit und Güte des Lebens. Wer ein Lasterleben führte und trotz aller Vermahnung darin verharrte, der wurde gleichfalls aus der Kirche gestoßen, und er konnte nur nach offenbarer Reue und Lebensänderung Wiederaufnahme finden.

Weil nun aber damals doch die Allermeisten aus lautern Absichten zum Christenthum traten, das ihnen ja statt zeitliche Vortheile zu bringen mit Verlust der Ehre, des Vermögens und Lebens drohte, und weil die Kirche über den Wandel ihrer Glieder so ernstlich wachte, so war das Leben der Christen in jener Frühzeit im Ganzen doch ein sehr schönes, liebliches, herrliches und gar ein anderes als heutzutage. Schildern wir es ein wenig.

Die Grundlage ihres Wesens war Demuth. Nun sie den heiligen Willen Gottes recht erkannten und sein gnädiger ihr Herz getroffen, blickten sie mit tiefer Beugung auf ihr vergangenes Leben hin, wie überaus sündlich und verdammlich es sei. Auch fühlten sie es tief, wie unvermögend der Mensch sei, sich selbst aus dem Verderben herauszuhelfen und wahrhaft Gutes zu schaffen; es sagt Irenäus: „Wie die dürre Erde keine Frucht bringt, wenn sie nicht befeuchtet wird, so würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen ohne den gnädigen Thau von oben". Mit sehnendem Verlangen gaben sie sich täglich auf's neue Gott ihrem Heiland und Helfer hin. Das Kreuz Christi, daran er ihre und der Welt Sünde versöhnt, umfaßten sie mit den Armen des Glaubens und aus des Gekreuzigten Fülle nahmen sie Gnade um Gnade, seligen Trost und höhere Kräfte zu allem Guten und Göttlichen. Ihr Leben war so recht ein Leben im Glauben des Sohnes Gottes; alles von Christo, durch Christum, in und mit Christo. Aber in dankbarer Erkennung seines Heils und im Spüren der himmlischen Kräfte strebten sie auch mächtig, dem Bilde ihres Herrn ähnlich zu

werden, ihrem guten Hirten als fromme Schaafe nachzufolgen. In ihrem Wesen und Wandel lag der Ausdruck eines heiligen Ernstes; sie nahmen nicht Theil an den rohen und wollüstigen Freuden der Heiden, an ihren Gastgelagen, Schauspielen, Thierhetzen, Menschenkämpfen ꝛc., sie kannten andere bessere Freuden, Erbauung im göttlichen Wort, inniges Gebet, liebliche geistliche Gesänge, die sie selbst hinter dem Pflug anstimmten, trautes Zusammenleben untereinander, fröhliches Wirken und Schaffen zu ihres Gottes Ehre.

Es war ihnen süß, ihren Gott zu lieben, der sie zuerst so hoch geliebt, und bitter, daß sie ihn nicht so liebten, wie sie gerne wollten. Ein christlicher Greis sah einmal eine sorgfältig geschmückte Schauspielerin nach dem Theater gehen; da fieng er an bitterlich zu weinen, daß er noch keine solche Sorgfalt angewendet, Gott zu gefallen, als diese den Menschen. Weil nun Gott die Nächstenliebe besonders wohlgefällt und Christus mit Wort und Vorbild so dringend zu ihr ermahnt, so übten sie sich auch in dieser mit herzlichem Eifer. Sie nannten sich untereinander Brüder und Schwestern als Kinder des Einen Vaters im Himmel, nahmen gegenseitig an ihren Geschicken den regsten Antheil, speisten die Hungrigen, tränkten die Durstigen, kleideten die Entblößten, beherbergten die Fremdlinge, pflegten die Kranken, besuchten und trösteten die um des Glaubens willen gefangen lagen. Besuch, Tröstung und Pflege der Kranken und Gefangenen galt für Gottesdienst im engern Sinn. Und es war hier kein Unterschied zwischen Hohen und Geringen, Gebildeten und Ungebildeten, Freien und Unfreien, sie fühlten sich allzumal Einer in Christo Jesu. Dieses Einssein im Herrn zeigte sich besonders schön bei ihren Agapen oder gemeinschaftlichen Liebesmalen, die sie oft hielten, da alle ohne Unterschied zusammen und die Armen aus den Schüsseln der Reichen speisten. An ihnen sah man das Zeichen der Jüngerschaft Christi, Joh. 13, 35.; an ihnen jenes sein Ge-

bot Joh. 17, 21. erfüllt. Wenn die Heiden ihr inniges in der Welt nie dagewesenes Verhältniß zu einander wahrnahmen, so riefen sie erstaunt aus: „Sehet, wie sie sich lieben." Ja diese meinten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn auch solche, die sich nie zuvor gesehen, alsbald nach ihrem Zusammenkommen auf das Herzlichste und Traulichste miteinander umgiengen. Aber, theure Leser! sie liebten nicht blos sich untereinander, sondern auch die draußen, ja ihre bittersten Feinde. Wenn sie grausam verfolgt wurden, so beteten sie für ihre Verfolger, daß der Herr sie auch noch erleuchten und selig machen möge, und in Zeiten allgemeiner Drangsal, bei Pest, Hungersnoth rc., wenn die Heiden ihre nächsten Angehörigen verließen, Christen waren es, die sich noch der Elenden annahmen, die Kranken warteten, die Verschmachtenden erquickten, die Todten begruben.

Schön und löblich war insonderheit auch ihr häusliches Leben. Die Ehe wurde heilig gehalten und keusch geführt in der Furcht Gottes. Die Weiber, fast bei allen Heiden verächtlich und sklavisch behandelt, standen geehrt und in den ewigen Angelegenheiten ganz gleichen Rechts an der Seite der Männer, während sie sich hinwiederum in den zeitlichen Dingen nach Gottes Wort ihren Männern von Herzen unterthan bezeigten. Ihre Kinder zogen die Eltern selbst auf mit treuer Sorge in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die Dienstboten, damals Sklaven, erfuhren eine milde, liebreiche Behandlung, auch wenn sie noch nicht zum Christenthum bekehrt waren, zu dem sie erbarmend mit innigem Drange hingeführt wurden.

Die Obrigkeit hatte keine treuere Unterthanen als die Christen; denn sie wußten aus Gottes Wort, daß keine Obrigkeit ohne von Gott sei. Und wenn sie von der, die sie schützen sollte, viel Unrecht und Gewalt leiden mußten, so empörten sie sich doch nie, sondern befahlen's dem Herrn und duldeten.

Die bösen Leidenschaften, Zorn, Grimm, Rachgier rc.

wurden bei ihnen zum Schweigen gebracht, gekreuzigt. Es wehte in ihnen und um sie her ein sanfter stiller Geist. Dabei waren sie aber muthig und stark; mit dem Lammessinne wohnte ein Löwenherz zusammen. Die Trübsale dieser Zeit, auch die schwersten, konnten sie ertragen, denn tief innen quoll ihnen dabei ein voller Born göttlicher Erquickung und seligen Friedens. Dem Tode selbst konnten sie freudig in's Angesicht sehen, denn sie hatten die Bürgschaft in sich, durch ihn erst in's rechte Leben zu dringen. „Wenn die Welt hinstürzt, sagt Cyprian, haben wir unter ihren Trümmern noch ein aufgerichtetes Herz, eine unerschütterliche Stärke, eine immer fröhliche Geduld und eine Seele, die allzeit ihres Gottes versichert ist." Ja, Leid und Lust und alles vergängliche Wesen dieser Welt kümmerte sie wenig; sie sahen über alles hinweg in's Ewige hinüber; ihr Leben war schon auf Erden ein Wandel im Himmel.

Liebe Leser! Es hat mich das Leben jener Christen — so im 2. Jahrhundert angeschaut, wo es wohl am schönsten blühte — hingenommen! Es versteht sich, daß immer noch Mängel und Flecken genug daran waren, daß ich nur im Allgemeinen reden kann. Aber im Allgemeinen schienen jene Christen wirklich „als Lichter in der Welt", Phil. 2, 15.

Und um so strahlender mußte ihr Leben sich ausnehmen, da das der Heiden neben ihnen so unsäglich schlecht war. Unter den abscheulichen Kaisern von Tiberius bis Vitellius wurde das Verderben von oben her in's Ungeheure genährt, und die folgenden bessern Kaiser konnten zur Steuerung desselben und Sittenbesserung wenig ausrichten. Es stand jetzt noch schlimmer als zur letzten Zeit der Republik. Die viehische Schwelgerei, welche schon damals eingerissen, herrschte fort und zum Fressen hatte sich das Saufen gesellt, also daß einer auf Einem Sitze wohl 15 Flaschen Wein in sich hineinschüttete. Unzucht, die feinste und gröbste, wucherte allenthalben; die Schamlosigkeit überstieg alle Begriffe. Damit verband sich eine

unaussprechliche Grausamkeit und Blutlust; öfters mußten sich Tausende von Gladiatoren niedermetzeln, um dem Volk ein Vergnügen zu machen. Vom Schauspielhause, von den Schwelgertischen, aus den Unzuchtskammern lief man weg in die Tempel der Götter, umfaßte die Bildsäulen derselben und raunte ihnen Gebete in's Ohr — um das Verderben der Feinde, um den Tod von Eltern und Verwandten, die man beerben wollte. Niemals hatte es im röm. Staate so viele Verbrechen gegeben als im 2. und 3. Jahrhundert; die vielen Gefängnisse wurden zu klein; einer ihrer Dichter sagt: „Die Schmide haben jetzt mehr mit Verfertigung von Ketten, als von Ackergeräthen zu thun.“ Die (wohlgemerkt: heidnischen) Schriftsteller jener Zeiten „schildern die ganze Masse des röm. Volks als einen Abschaum von Sittenlosigkeit.“

Welchen unter dieser Masse nun aber doch noch etwas Besseres im Herzen rege ward, die wendeten sich mit Eckel und Abscheu, mit Angst und Schrecken von solch' unseligem Gräuelleben und suchten sehnend nach dem Wahren, Guten und Ewigerfreuenden. Und wenn sie dann gegenüber das edle, herrliche und merkbar innerlichselige Leben der Christen wahrnahmen, so wurden sie mit Macht dazu hingezogen. Theophilus, Bischof von Antiochien im 2. Jahrhundert, spricht: „Wie auf dem Meere fruchtbare Inseln hervorragen, wo die Unglücklichen, die auf den tobenden Wellen umherirren, einen Hafen der Ruhe und einen Labequell finden, so hat Gott in der von den Stürmen der Sünde bewegten Welt die christlichen Gemeinden gegründet, wohin alle fliehen, die nach der Wahrheit und dem ewigen Heil verlangen und dem Gericht und dem Zorn Gottes entfliehen wollen.“

§ 7.
Wie die Kirche in Lieb und Leid fortwächst.
Christenverfolgung von Seite der Heiden.

Die Menge derer freilich, welche mit Lust Arges thaten, war den Christen unhold und schon eben um ihres bessern Lebens willen, wie der Herr gesagt: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt.“ Ja, das züchtige heilige Leben der Christen, als eine wenn auch nur stumme Bestrafung des ihrigen, reizte sie nicht selten bis zur Wuth.

Es kamen aber auch noch andere Umstände hinzu, welche die Feindschaft gegen das Christenthum anfachten. Je mehr dasselbe sich ausbreitete, desto leerer wurden die Götzentempel; das sahen die Liebhaber des heidnischen Gottesdienstes mit bittrem Verdrusse. Bei den Priestern, Handwerkern, Kaufleuten, welche vom Götzenthume lebten oder doch Gewinn zogen, regte sich hiebei der Eigennutz und die Sorge um den Verlust ihres Lebensunterhaltes und stiftete sie zum Kampf, zum Vertilgungskrieg gegen das Christenthum an. Die obrigkeitlichen Personen hielten häufig die Christen bei all' ihrer treuen Unterthänigkeit in zeitlichen Dingen wirklich für staatsgefährliche Menschen, weil sie mit ihrer Lehre die Menschen aller Orten so in Aufregung brachten und auch den obrigkeitlichen Verordnungen bezüglich der religiösen Feiern, namentlich der göttlichen Verehrung des Kaisers, nachzukommen sich hartnäckig weigerten.

Es brachen denn auch von Seite der Heiden Verfolgungen gegen die Kirche Jesu aus und noch schwerere, als die von den Juden waren. Sie gingen theils vom Volke, theils von der Regierung aus, in letzterem Falle wurden sie um so allgemeiner und blutiger, weil dann des Volkes Grimm überall losbrach und ungehindert sich austoben konnte.

Wir reden hier nicht von den Plakereien und Quälereien im Einzelnen und Kleineren, denen die Christen an den meisten Orten fort und fort ausgesetzt waren, sondern nur von den größern, allgemeinern, ja wohl durch das ganze römische Reich hin sich erstreckenden Verfolgungen, deren gewöhnlich, wenn auch ungenau, zehn angenommen werden.

Da hatten die armen Christen unsäglich viel zu erdulden. Mit Geschrei und Lästerung, daß sie Rebellen, daß sie Gottesleugner wären, daß sie Blutschande trieben, Menschenfleisch äßen 2c. stürmte man gegen sie aus. Man suchte sie in ihren Häusern, in allen Winkeln auf und mißhandelte sie auf die roheste Weise. Man fiel in ihre h. Versammlungen ein und jagte sie auseinander, daß sie nur des Nachts noch sich zu versammeln wagten und oft kaum in Höhlen und Grüften sich sicher wußten. Schaaren derselben wurden ergriffen, vor die Gerichte gezogen und wenn sie vor den Bildnissen der Götter und den Büsten (Brustbildern) der Kaiser nicht anbeten wollten, in's Gefängniß, zu grausamen Martern, zum Tode geschleppt. Sie wurden geköpft, gekreuzigt, gesteinigt, verbrannt, den Löwen und Tigern vorgeworfen und auf manche andere schauderhafte Weise umgebracht.

Die erste größere Christenverfolgung von heidnischer Seite fand schon unter dem Blutmenschen Nero (v. 64—68) statt. Dieser ließ, wie § 1 bemerkt, ganz Rom in Brand stecken und dann, um den grimmigen Volkshaß von sich abzuwenden, die Christen der Brandstiftung beschuldigen. Jetzt fiel man unmenschlich über diese her; sie wurden jammervoll gequält und gemordet, viele in Thierfelle genäht und von den Hunden zerfleischt, viele lebendig mit Werg und Pech umzogen und des Nachts als Fackeln in den Gärten des Kaisers angezündet, welcher in einem Prachtwagen, an diesem Schauspiele sich erlustigend, durch die langen Flammenreihen hindurchfuhr.

Auch Trajan, dieser sonst löbliche Kaiser, stritt, von

der Finsterniß bethört, wider den Herrn und seine Kirche. Er verbot strenge die Ausübung jeder fremden Religion, womit er es namentlich auf die Unterdrückung des Christenthums abgesehen hatte. Und so konnten denn seine heidnischen Unterthanen und die Statthalter ihren Groll gegen die Christen frei auslassen. Wohl handelten die Befehlshaber einzelner Provinzen milder gegen sie; aber in den meisten Gegenden wurden sie doch arg mitgenommen und unzählige von ihnen hingeschlachtet. Der Kaiser fand sich endlich bewogen, dem ganz willkührlichen grausamen Verfahren gegen sie durch ein Edikt Einhalt zu thun; sie sollten gesetzmäßig angeklagt, von der Obrigkeit ordentlich verhört und erst dann hingerichtet werden, wenn sie beharrlich beim Bekenntnisse Christi blieben.

Noch Aergeres war ihnen unter Marc Aurel, dem Philosophen, beschieden, der doch auch eine bessere Seite hatte; aber der stolze Stoiker ärgerte sich am Kreuz Christi. Nun war damals eine Unglückszeit über das röm. Reich gekommen; außer den verderblichen Kriegen zog Pestilenz und Hungersnoth verheerend durch die Lande. Da schrieen die Heiden, das sei eine Strafe der Götter, deren Dienst vernachläßigt und verachtet werde, und daran seien die Christen schuld, um derentwillen der Zorn der Götter über sie alle komme. Und der Kaiser, statt die blinde Wuth der Heiden zu hemmen, erließ daraufhin selbst Strafgesetze gegen die Christen, in Folge deren sie aller Orten aufgespürt und in zahlloser Menge zur Folter und Schlachtbank geschleppt wurden.

Man sollte meinen, l. Leser, daß durch solche wüthende Verfolgungen, die wir nicht alle anführen, die Kirche Christi hätte vernichtet werden müssen. Allein es konnte ja das Wort des Herrn nicht fallen: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Die Christen mit geringer Ausnahme blieben standhaft bei ihrem Glauben, sie verachteten alle Gefahr, Drohung und Marter, mit Lobgesängen giengen sie in's Gefängniß und in den schaurigsten Tod. Ein Kirchenvater (Chrysostomus) läßt

den Satan sagen: „Ich streute glühende Kohlen hin; sie aber wandelten wie auf Rosen. Ich zündete ihnen Feuer an; sie aber legten sich hinein wie in Quellen kühlenden Wassers. Ich schlug ihre Seiten und machte tiefe Furchen in ihnen und ließ Ströme Bluts herausfließen; sie aber jubelten, als wenn sie rings von Gold umflossen wären. Als wenn sie zum Himmel hinanstiegen, so freuten sie sich, so frohlockten sie; als wenn sie zum Spiel auf einer grünen Wiese sollten, so giengen sie in die Martern, und nicht als Martern erduldeten sie dieselben, sondern als ob sie Frühlingsblumen pflückten, um sich Kränze zu winden." Sehet, da verwunderten sich die Heiden, wie diese Menschen alles so gelassen, so muthig, so freudig, so selig erdulden konnten, und da merkten sie etwas von der hohen Kraft des Christenglaubens und von dem unvergleichlichen ewigen Werthe des Christenheils und wurden unwillkührlich dazu hingezogen. Für Hunderte der edeln Jünger Christi, die hingeopfert wurden, schlossen sich Tausende neuer Bekenner der Kirche an. So wuchs diese mitten unter den blutigsten Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Kirche. Wollen wir nun noch einzelne Exempel des fröhlichen Zeugentodes jener Christen hören, sie sind gar erhebend.

Ignatius,

ein Schüler des Apostels Johannes, Bischof zu Antiochia bei 40 Jahren, starb als hochbetagter Greis unter Trajan. Als dieser Kaiser einst durch Antiochia kam, gieng Ignatius zu ihm, um die Verfolgung von seiner Gemeine abzuwenden. Er bezeugte aber hier freimüthig, daß der Heiden Götter nichts seien, daß es nur Einen Gott gebe, der Himmel und Erde geschaffen, und nur Einen Heiland Jesus Christus, Gottes eingebornen Sohn, den er in seinem Herzen trage. Dieß Letztere konnte Trajan nicht begreifen, hielt darum den Bischof für einen tollen Schwärmer und verurtheilte ihn, gebunden nach Rom

geführt und dort den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Ignatius dankte Gott für solche Ehre, ließ sich freudig fesseln und hinführen. Sein Weg nach Rom war ein Triumpbzug. Aus allen Orten kamen die Christen und begrüßten ihn mit Liebe und Ehrerbietung, und er stärkte sie mit Worten göttlicher Kraft und dem Beispiele seiner Dulderfreudigkeit. Er schrieb auch schöne, herztröstliche Briefe unterwegs. Da er gehört, daß die römischen Christen für ihn den Kaiser bitten wollten, schrieb er ihnen voraus: „Ich fürchte, daß eure Liebe mir schaden möchte. Ich bitte euch, erlaubt mir, eine Speise für die wilden Thiere zu seyn, damit ich bald zum himmlischen Reiche Gottes gelange." In Rom empfiengen ihn die Brüder mit großer Freude und tiefer Trauer zugleich. Er durfte sich noch mit ihnen unterreden. Zuletzt kniete er nieder und betete mit der Gemeinde für alle Gemeinden, daß die Verfolgung bald ein Ende nehmen und daß alle Christen in heiliger Einigkeit und Liebe zusammenhalten möchten. Darauf ward er in's Schauspielhaus gebracht und den Bestien vorgeworfen, die ihn bald zerrissen und verschlungen hatten bis auf wenige Gebeine, welche von den Christen gesammelt und zu Antiochia begraben wurden, 115.

Polycarpus,

der ehrwürdige Bischof von Smyrna, starb 90 Jahre alt in der großen Verfolgung unter Marc Aurel. Das heidnische Volk dort schrie laut um seinen Tod, weil er der Verführer aller Andern wäre. Polycarp wollte ruhig sein Verhängniß abwarten, allein die Christengemeinde drang in ihr theures Haupt, sich ihr durch die Flucht zu bewahren. Er barg sich auf einem einsamen Landsitze, wo er nach seiner Gewohnheit Tag und Nacht betete. Betend sah er einmal im Gesichte, wie sein Kopfkissen brenne; da sagte er zu seinen Freunden: Ich soll lebendig verbrannt werden. Wirklich ward auch sein Aufenthalt verrathen, und die Häscher kamen. Nachdem er sie freund-

lich bewirthet, führten sie ihn in die Stadt zurück. Der Statthalter, von seinem Anblicke gerührt, sprach zu ihm: „Ehre die Götter, schwöre bei dem Kaiser, fluche Christo, und ich lasse dich los!“ Polycarp erwiederte: „86 Jahre hab' ich ihm gedient, und er hat mir nur Gutes gethan; wie könnte ich ihm fluchen, meinem Herrn und Könige?“ Der Statthalter drohte ihm nun mit allen Martern; er aber sprach mit glänzendem Angesichte: „Thue, was dir gefällt!“ Jener, von Ehrfurcht ergriffen, hätte ihn vielleicht losgelassen; allein die ganze Menge schrie: „Dieser ist der Lehrer und Vater der Christen in Asien, der Zerstörer der Götter; hinweg mit ihm!“ Und eiligst trug das Volk einen Scheiterhaufen zusammen. Auf seine Bitte wurde Polycarp nicht, wie gewöhnlich, angefesselt; auch so stand er, mit den Händen auf dem Rücken, fest am Pfahle und pries den allmächtigen Gott und Vater Jesu Christi, daß er ihn gewürdigt, theilzunehmen an dem Kelche seines Sohnes. Aber die Flammen berührten seinen Leib nicht, sondern umgaben ihn rings wie ein vom Winde geschwelltes Segel, und sein Leib strahlte wunderbar wie leuchtend Gold. Da durchbohrte man ihn mit einem Eisen und warf ihn in's Feuer. Die Gemeinde feierte seinen Todestag jährlich als seinen himmlischen Geburtstag. † 167.

Blandina.

Noch ärger als in Kleinasien wüthete die obengenannte Christenverfolgung im südlichen Frankreich, in Lugdunum (Lyon) und Umgegend. Da wurde mit Andern auch eine Sklavin, Blandina, ergriffen, sehr schwächlich am Leibe, daß alle Christen, insonderheit ihre Herrin, fürchteten, sie werde ein standhaftes Bekenntniß ihres Glaubens abzulegen nicht im Stande sein. Aber gerade sie bewies sich stärker als alle. Sie wurde im Verhöre gefragt, ob sie zur verbotenen Sekte der Christen gehöre? was sie freudig bejahte. Nun sollte sie die Verbrechen eingestehen, welche die Christen insgeheim begingen. Sie

bezeugte, daß alle diese Beschuldigungen Lügen seien. Jetzt wurde sie gemartert und immer härter, bis sie diese Schandthaten gestünde und Christum verleugnete. Aber jemehr man sie quälte, desto freudiger rief sie: Ich bin eine Christin und bei uns geschieht nichts Böses! Die Peiniger wunderten sich, daß das zarte Geschöpf nur noch am Leben blieb; sie sagte aber nachher, daß bei jedem Bekenntniß eine süße Labung und neue Kraft sie durchdrungen habe. Nach etlicher Zeit wurde sie zu einer neuen Marter gebracht, welche sie eben so heldenmüthig bestand. Nach derselben war es, als ob sie aus einem tiefen Schlaf erwachte, und aus ihrem Munde ging vor allem wieder ein herrliches Zeugniß von Christo, dem Seligmacher, hervor. Hierauf machte man ihren Kerker zu einer besondern Folterkammer; man warf sie in einen stinkenden Ort, wo man kaum athmen konnte, und spannte sie dabei noch auf die grausamste Weise in den Stock. Als sie einige Zeit nachher aus diesem Fäulnißloche in's Schauspielhaus geführt wurde, dehnte man sie an einem Holze, in der Form eines Kreuzes, aus. Ihr Mund betete laut um Beständigkeit für sich und ihre Leidensgenossen, denen sie noch köstliche Trostworte zurief. Jetzt wurden die wilden Thiere auf sie losgelassen; aber seltsamerweise, als ob diese eine heilige Scheu vor ihr hätten, — keines wollte sie anrühren. Man mußte sie in den Kerker zurückschleppen. Am letzten Tage der Schauspiele führte man sie wieder hervor, um mit ihr den Schluß der Hinrichtungen zu machen; sie ging fröhlich, wie eine Braut zur Hochzeit. Nach zerfleischender Geißelung setzte man sie auf einen glühendgemachten eisernen Stuhl; da saß sie freudig wie an einer Königstafel. Immer neue Lebenskraft von oben durchdrang sie und aller Schmerz war verschlungen von seliger Lust. Die Henkersknechte nahmen den verbrannten und doch noch athmenden Leib und legten ihn den wilden Thieren hin; aber auch dießmal wendeten diese sich weg. Da steckte man sie in ein Netz und warf sie einem wüthend gemachten Büffel vor.

Dieser packte sie mit den Hörnern und stieß sie auf dem Schauplatze herum. Allein Blandina starb noch immer nicht; es war, als ob sie vor Freude des ewigen Lebens, die sie schon empfand, nicht sterben könne. Endlich waren selbst die rohen Henker des Schauspiels müde und tödteten sie vollends mit dem Schwerte. Aber sie selbst bekannten, eine solche Kraft sei noch bei keinem Weibe erfunden worden.

§ 8.

Die Soldatenkaiser.

Ich führe jetzt meinen werthen Lesern die römischen Kaiser nach dem § 4 zuletzt genannten bis zu dem vor, welcher sich zuerst zum Christenthum bekannte. Eine lange Reihe meist schlechter, schändlicher Herrscher wieder, zum Theil leibhaftiger Ungeheuer, die aber auch gewöhnlich ermordet werden. Welch ein Regentenmorden nacheinander fort! Welch ein Sittenzustand bei den damaligen heidnischen Römern! Schnell führe ich sie vorüber, da von ihnen wenig Wichtiges zu sagen ist; nur einiges Merkwürdige von oder unter ihnen muß berichtet werden. Weil es übrigens nur fast immer die Soldaten, Prätorianer oder Legionen waren, welche den Kaiser machten, darum redet die Ueberschrift von Soldatenkaisern.

Auf Marc Aurel folgte sein Sohn Commodus (180—192). Kein Philosoph wie sein Vater; ein ganz roher Mensch, der nur Lust an Thierhetzen und Fechterspielen hatte, der selbst, der Kaiser, mehrere hundert Male als Gladiator öffentlich auftrat. Er wird in einer Verschwörung von seinem Ringmeister erdrosselt.

Nun setzten die Prätorianer den würdigen Pertinax auf den Thron. Weil er jedoch Ordnung im Staatshaushalt herstellen wollte, wurde er schon im andern Jahre von ihnen erwürgt (193).

Nunmehr boten sie die Krone an den Meistbietenden aus, und der reiche Schlemmer Julianus kaufte sie.

Dagegen empörten sich die Legionen in den Provinzen, welche drei Kaiser zugleich ausriefen.

Septimius Severus, von den Illyrischen Legionen gewählt, kam zuerst nach Rom, ließ den Julianus hinrichten und besiegte auch die zwei Nebenkaiser. Er schuf sich eine neue Leibwache, die er auf 60,000 Mann erhöhte, und herrschte nun durch Furcht und Schrecken eine verhältnißmäßig lange Zeit (193—211). Den Christen that er besonders wehe. Doch vertheidigte er den Staat kräftig gegen die Grenznachbarn. Er zog selbst gegen die Kaledonier in Hochschottland und starb zu Eboracum (York) in England.

Ihm folgte sein Sohn Caracalla (211—217). Ein ganz entsetzlich wilder Mensch. Er tödtete seinen bessern Bruder Geta in den Armen seiner Mutter, seine eigene Gemahlin, viele Verwandte und Tausende Andere. Dafür quälte ihn sein böses Gewissen; oft sah er den ermordeten Bruder mit dem Schwerte auf sich eindringen. Auch die Furcht vor lebenden Menschen peinigte ihn, daß er nur unter seiner Leibwache sich sicher glaubte. Dafür erlaubte er dieser alle Bosheit und Schandthat, und plünderte selbst das Reich aus, um sie durch die reichsten Geschenke an sich zu ketten. Er sprach: „Niemand soll außer mir Geld haben, damit ich es meinen Soldaten geben kann.“ Und doch wurde er von seinem Prätorianerobersten erwürgt.

Nach ihm setzten sie einen vierzehnjährigen wunderschönen Knaben, Heliogabalus, auf den Thron (217—222). Derselbe hatte zuvor in Phönicien gelebt und brachte die dortige Religion mit nach Rom. Baal, der Sonnengott, und Astarte, die Mondgöttin, wurden jetzt die höchsten Götter Roms und nach phönizischer Weise mit der ausschweifendsten Wollust verehrt. Heliogabal war ein Mensch, schamlos wie wohl sonst keiner mehr auf Erden. Dazu der unsinnigste Verschwender, der seine Hunde mit Gänselebern und seine Löwen mit Fa-

sanen füttern ließ. Er machte es selbst der Leibgarde zu toll; sie erschlug ihn und warf ihn in die Tiber.

Sein Nachfolger Alexander Severus (222—235) war ein besserer Mann und redlich bestrebt, wieder bessere Zustände herbeizuführen. Aber seine strenge Kriegszucht verdroß die Soldaten, die an Zügellosigkeit gewöhnt waren, so daß sie ihn endlich auch umbrachten. Von ihm ist besonders zu rühmen, daß er sich den Christen freundlich bezeigte. Er hatte sogar in seiner Hauskapelle den Herrn Christus neben dem Gott Apollo stehen und verrichtete vor ihm sein Gebet wie vor Apollo; freilich hielt er den Herrn Christus eben nur für einen der heidnischen Götter.

Während der Regierung dieses Kaisers wurde das Parthische Reich der Arsaciden (B. 1, S. 423) durch einen kühnen Perser, Ardschir Babekan, Sassans Sohn, gestürzt und dafür das Neupersische Reich der Sassaniden gestiftet, mit welchem Rom hinfort nicht weniger als mit dem Parthischen zu kämpfen hatte.

Der Mörder des Alexander Severus, Maximinus der Thracier, welcher sich durch seine Riesenstärke und Kriegstüchtigkeit vom Bauern zum Feldherrn emporgeschwungen hatte, erlangte hierauf selbst die Herrschaft (235—237). Er blieb grob und brutal, wie er gewesen, und übte dabei eine schreckliche Raubsucht, also daß er auch der Tempel nicht verschonte. Unter ihm erreichte der Militärdespotismus die höchste Stufe. Niemand galt mehr etwas als der Soldat. Und den Soldaten galt ihr Kriegsherr nichts mehr, sie schlugen ihn todt.

Darnach erhöhten sie einen gutmüthigen Knaben, Gordianus (238—244), den sie als Jüngling in des Todes Staub hinabwarfen.

Es folgte der Araber Philippus (244—249), Sohn eines Räuberhauptmanns und selbst Räuber und Mörder. Die Römer können wohl einen solchen, aber den Morgenländer nicht für die Länge leiden. Die Legionen

rufen den **Decius** zum Kaiser aus, und im Kampfe mit diesem fällt Philippus.

Es ist noch zu merken, daß unter letzterem **das 1000jährige Jubelfest des römischen Staates** mit dem größten Pompe gefeiert ward, des einst so starken, jetzt aber schon sehr geschwächten und bereits in allen seinen Fugen krachenden Staates. A. 753 vor Christo, wie sich die Leser erinnern, war Rom gegründet worden; 247 Jahre dazu macht 1000.

Decius (249—251) war ein entschlossener Mann und wollte dem Reiche wieder aufhelfen. In seiner heidnischen Blindheit jedoch zerrüttete er es nur noch mehr. Er meinte, wenn's besser werden sollte, müßte das alte Heidenthum in seinem vollen Glanze wiederhergestellt und darum der ärgste Feind desselben, das Christenthum, gänzlich gestürzt werden. **So erhob sich jetzt eine schwerere Verfolgung über die Kirche als je zuvor.** Planmäßig wurde den Christen an allen Orten im großen Reiche nachgejagt, und alle als solche Erfundene und die Rückkehr zum Götzendienst Verweigernde mußten unter schrecklichen Quälungen sterben. Man ersann neue Foltern, um die vermeinte „Halsstarrigkeit" der Christen zu brechen. Wohl war nun — im 3. Jahrhundert — der Zeugenmuth nicht mehr so allgemein als früherhin; allerdings viel mehre verleugneten aus Schmerzscheu und Todesfurcht den heiligen Glauben; die Meisten gingen aber doch auch jetzt noch standhaft und freudig in Qual und Tod, und Decius erreichte seine Absicht nicht. Trotz dieser fürchterlichen Verfolgung, welche lang über seine Zeit hinaus währte, blieb und wuchs die Kirche.

Ihr Dränger aber fand einen frühen Untergang. Damals brachen die Gothen (früher Geten genannt), ein großer germanischer Stamm, verheerend in **Dacien** ein, von dannen sie selbst **Mösien**, **Thracien**, **Macedonien** und **Griechenland** durchstürmten. Decius wollte sie in Thracien aufhalten und fiel in der Schlacht.

Der schwache **Gallus** nach ihm (251—253) ver-

schaffte sich durch Tributversprechen einige Ruhe vor den gefürchteten Fremden. Von seinen Römern ward er erschlagen.

Nach ihm empfängt Valerianus die Krone (253—259). Ein gebildeter Mann und sonst milden Wesens, nur den Christen hart. Dieser muß gegen die wieder eingefallenen und selbst Kleinasien verwüstenden Gothen, gegen die Gallien durchstöbernden Franken, und gegen die Alamannen, welche die Alpenländer heimsuchen, verzweifelnd kämpfen.

Ueberhaupt ist zu merken, daß das römische Reich, nachdem es schon im 2. Jahrhundert schwere Stöße von den Germanischen Völkerschaften auszuhalten hatte, von der Mitte des 3. Jahrhunderts an durch gewaltige Angriffe derselben unaufhörlich erschüttert wurde, worin denn sein künftiger Untergang durch Germanische Macht sich immer lauter ankündigte.

Valerian hatte es auch mit den Neupersern zu thun, in deren Gefangenschaft er gerieth und bis zu seinem Tode blieb. Der erhabene Weltmonarch wurde so elendiglich behandelt, daß der persische König Schapur auf ihm als einem Fußschemel zu Pferde stieg.

Das römische Scepter führte unterdessen sein Sohn Gallienus (259—268). Der bekümmerte sich um den gefangenen und so schändlich mißhandelten Vater nicht das Geringste. Auch ließ er in träger Gleichgültigkeit die fremden Völker im Reiche nach Belieben wirthschaften. Man weiß nicht mehr, wer Herr ist. Die Statthalter der Provinzen werden selbstständig; das Reich scheint in viele Theile auseinandergehen zu wollen. Doch nach Gallien's Ermordung besteigen zwei tapfere Männer nacheinander den Thron, daß er noch nicht zerfällt.

Claudius II. (268—270) weist kräftig die wie Heuschrecken hereinschwärmenden Germanen zurück, stirbt aber frühe an der Pest.

Aurelianus, eines armen Pächters Sohn (271—

275), säubert mit starkem Arme das ganze Reich von den Eindringlingen; nur Dacien, die Provinz oberhalb der Donau, die sich nicht halten läßt, giebt er den Gothen und Vandalen preis. Dagegen bringt er einen abgerissenen großen Theil des Reichs an dasselbe zurück.

In der Syrischen Wüste, östlich hinter Damascus, liegt ein palmenreiches Oasenland. Palmyra hieß die Hauptstadt darin, das Thamar oder Thadmor, welches Salomo baute (1 Kön. 9, 18.). Es war eine prächtige Stadt geworden. Hier hatte sich nach dem Tode des röm. Statthalters Odenatus seine geistreiche und kühne Wittwe Zenobia zur unabhängigen Herrscherin aufgeworfen, 267, und sie hatte ihr Reich vom Euphrat bis nach Bithynien (in Kleinasien) und sogar über Egypten ausgedehnt. Nunmehr aber machte sich Valerian gegen die Rebellin auf und überwältigte sie in zwei harten Schlachten. Er nahm sie selbst gefangen und ließ die schöne Frau in goldnen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen. Palmyra wurde zerstört und liegt noch in seinen großartigen Trümmern.

Auch dieser siegreiche Kaiser ward von seinen Leuten meuchlings um's Leben gebracht.

Als der ihm folgende greise Claudius III. nach einjähriger rühmlicher Herrschaft gleichfalls erwürgt war, 276, gelangte

Probus zur Regierung (276—282), ein sehr löblicher, einsichtsvoller und tapfrer Fürst. Rasch trieb er allerlei abermals eingedrungene Feinde aus dem Reich. Und er baute zur Sicherung desselben gegen Germanien hin einen großen Grenzwall, den schon Trajan begonnen und Hadrian weitergeführt hatte, vollends aus. Derselbe zog sich vom Main bei Aschaffenburg durch das heutige Württemberg und mittelfränkische Bayern bis zur Donau oberhalb Regensburg fort und war mit einer Reihe von Castellen versehen. Diesen Grenzwall sieht man noch heute in seinen Resten; er heißt bei den

Gelehrten vallum Trajani (Trajanswall, von seinem Anfänger), beim Volk: Pfahlgraben, Pfahlhecke, auch Teufelsmauer. Das Land südlich hinter dem Wall, also römisches Gebiet, überließ Probus unter dem Namen „Zehntland" Gallischen und Alamannischen Ansiedlern gegen die Pflicht, die Grenze zu hüten.

Probus war recht ernstlich bemüht, den Wohlstand des zerrütteten Reiches wieder zu heben. Er baute eine Menge zerstörter Städte auf, stellte Kanäle, Brücken und Straßen her ꝛc.; er ließ am Rhein und an der untern Donau die ersten Weinberge anlegen. Aber auch diesen edlen Kaiser erschlugen die eignen Soldaten, da er sie bei Trockenlegung eines Sumpfes zur Arbeit ermunterte.

Ihm folgte Carus, der im Kampfe gegen die Perser siegreich bis zum Tigris vordrang, aber dort schon im andern Jahre seiner Regierung starb, 283.

Im Jahre 284 wurde Diocletianus, der Sohn eines Freigelassenen, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Ein staatskluger Mann, beharrlichen Geistes. Da er sah, daß Ein Regent allein das ausgedehnte Reich gegen die von vielen Seiten eindringenden Feinde nicht mehr erhalten konnte, so nahm er seinen Freund Maximianus, einen tüchtigen Kriegsmann, zum Mitregenten an, dem er den Westen zur Verwaltung übergab, während er selbst den Osten besorgen wollte. Allein für die Dauer schien ihm auch das noch nicht genug; es wurden noch zwei Mitregenten erkoren, Galerius, ein früherer Viehhirte, aber mannhafter Held, und Constantius, ein feingebildeter und edelgesinnter Herr. So gab es jetzt vier Herrscher im römischen Reiche, was allerdings zur Abwehr der Feinde gut, aber insofern schlimm war, als nun leicht Krieg unter den Gewalthabern selbst entstehen konnte und die Unterthanen an vier glänzenden Hofhaltungen schwerer zu tragen hatten. Besonders kostspielig war die Hofhaltung des Diocletian, der zu Nikomedien in Kleinasien residirte und sich ganz mit der

Pracht der alten Persischen Weltmonarchen umgeben hatte. Er ließ sich auch, wie diese, durch Niederwerfen auf's Angesicht vor ihm verehren, was er darum einführte, daß die heruntergekommene Majestät des Kaisers wieder stärker empfunden werde.

Dieser Diocletian und der Mitregent Galerius verhängten die letzte und ärgste Verfolgung über die Kirche des Herrn. Die Christen hatten sich in vierzigjähriger Ruhe erstaunlich gemehrt. Und was wollte es werden? Dem Heidenthum ging es offenbar an's Leben. Da machte es noch einen verzweifelten Versuch, seinen gewaltigen Gegner zu überwinden. Beide genannten Herrscher beschlossen nicht zu ruhen, bis das Christenthum im Römerreiche völlig vertilgt sei; Galerius war besonders heiß darauf. Ueberall wurden sofort die heil. Versammlungen verstört, die heil. Bücher weggenommen und verbrannt, die Christen selbst aber ergriffen und mit entsetzlichen Martern zum Abfall versucht. Gelang es nicht gleich, so ließ man sie heil werden, um sie auf's neue zu foltern. Sie wurden bis auf die Knochen gegeißelt, mit Nägeln und Hacken zerfleischt, und dann goß man ihnen Essig, rieb man ihnen Salz in die Wunden. Man legte sie auf glühende Kohlen und begoß sie mit kaltem Wasser; man röstete sie langsam überm Feuer. Half alle Marter nichts, so tödtete man sie endlich, ganze Schaaren miteinander. Eine Phrygische, von lauter Christen bewohnte Stadt wurde umzingelt und mit allen ihren Bewohnern verbrannt. Und dieses Foltern und dieses Morden dauerte sieben Jahre fort. „Die Mordschwerter selbst," sagt der alte Eusebius, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenützt; die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauch ihres Lebens." Ja, mit vielen Ausnahmen freilich wieder; die bei weitem Meisten aber, sie blieben treu bis in den Tod und gingen bewährt in die himmlische Ruhe und

Herrlichkeit hinüber. Die Henker aber „ermüdeten"; die Zahl der Gläubigen war bereits zu groß, man konnte mit Hunderttausenden von Opfern doch nur den kleinsten Theil vertilgen. Und die Lücken wurden durch Neubekehrte immer wieder erfüllt.

Zu erwähnen ist, daß der Constantius in seinem Reichstheile (Gallien, Spanien und Britannien) die Verfolgung so sehr milderte, als er konnte. Und sein gegen die Christen wohlwollender Sinn ging in verstärktem Maße auf seinen hochberühmten Sohn Constantinus über, welcher nach des Vaters Tod, a. 306, an dessen Stelle trat.

§ 9.

Constantin der Große, der erste christliche Kaiser.

Diocletian hatte sich zum Erstaunen der Welt a. 305 von der Regierung gänzlich zurückgezogen. Alle Andern wurden zu Mitregenten angenommen oder drängten sich selbst ein, und a. 308 sehen wir gar sechs Kaiser nebeneinander: Maximinianus, Galerius, Constantinus, Maximinus, Licinus und Maxentius. Ihre Uneinigkeit untereinander ließ jedoch erkennen, daß es wieder Bürgerkrieg geben müsse und zuletzt doch nur Einer an der Spitze bleiben könne.

Zuerst von ihnen trat der alte Maximinianus vom Schauplatz ab. Er war vor seinem eignen Sohn, dem Maxentius, zu Constantin, seinem Schwiegersohne, geflohen, spann aber Hochverrath und Mord gegen diesen und wurde deßhalb am Leben gestraft, 310.

Im folgenden Jahre, 311, starb der wüthige Christenfeind Galerius, den, wie einst den Sulla (B. 1, S. 388), die Läuse bei lebendigem Leibe fraßen, und der in seiner entsetzlichen Krankheit die bisher greulich verfolgten Christen ersuchen ließ, sie möchten zu ihrem Gotte um seine Genesung beten.

Von den noch übrigen vier Herrschern stritten demnächst Constantin und Maxentius wider einander. Letzterer hauste

nämlich in Rom so arg, daß die Römer selbst den Erstern zur Hilfe herbeiriefen. Constantin bricht mit einem Heere aus Gallien auf; er zieht dahin, bekümmert in seinem Herzen, wie die Sache ausgehen werde. Von seiner christlichen frommen Mutter Helena hat er wohl viel vom Gotte der Christen gehört, und oft gesehen, wie brünstig sie zu demselben bete. Da drängt es ihn jetzt auch, zu diesem zu beten um Heil und Sieg. Und siehe, plötzlich — es war ein heller Nachmittag — erblickt er sammt seinem ganzen Heere ein glänzendes Kreuz am Himmel mit der Aufschrift: „In diesem sollst du siegen!“ Nun läßt er eine Kreuzesfahne machen (es war ein hohes vergoldetes Kreuz mit einem purpurrothen golddurchwirkten Tuch an der Querstange); diese voran geht er von nun an in die Schlacht. Und sein Gegner Maxentius wird am rothen Steine, vier St. von Rom, völlig von ihm besiegt und ertrinkt im Tiberstrome.

Von dem an war Constantin ein entschiedener Freund des Christenthums. Er erließ, 313, ein Friedensedikt für die Christen; sie sollten ihre Religion vollkommen frei üben können und dabei wie jede öffentliche Genossenschaft geschützt werden.

Noch a. 313 kamen Licinius und Maximinus aneinander. Maximin wurde geschlagen und vergiftete sich darauf.

Jetzt waren also von den sechs Herrschern nur noch zwei übrig, Constantin und Licinius. Schwäger zusammen herrschten sie eine Reihe von Jahren friedlich nebeneinander. Aber Licin begann in seinem Reichstheile die Christen abermals zu bedrücken; das konnte Constantin nicht mehr dulden; im heiligen Eifer zog er gegen den Verstörer der Gotteskinder aus und legte ihn in den Schlachten bei Adrianopel und Chalcedon zu Boden, 323. Licinius mußte abdanken, und da er wortbrüchig mit Verrath umging, wurde er erhängt.

So ist denn Constantin Alleinherrscher über das

Reich, und die lange schwere Drangsalszeit für die christliche Kirche vorüber!

Constantin hatte die Macht des Christengottes erfahren; er war überzeugt, daß Dieser allein der Herr Himmels und der Erde und alle Heidengötter nichts seien; er erkannte auch, daß nur der Christenglaube der Menschheit helfen könne, und daß derselbe nach Gottes gnädigem Rathe sich über die Erde zu verbreiten bestimmt sei. In Ausführung dieses Rathes wollte er dem Höchsten dienen.

Von Anfang seiner Alleinherrschaft an begünstigte er darum das Christenthum auf alle Weise. Nicht nur, daß Niemand hinfort die Bekenner Jesu beleidigen durfte, er ließ ihnen auch die entrissenen Güter zurückerstatten, er hielt sich freundlicher zu ihnen als zu den Heiden und betraute sie vorzugsweise mit den öffentlichen Aemtern. Es wurden auf seine Kosten viele schöne Kirchen gebaut und freigebig sorgte er für den Kirchendienst. Er übte selbst den christlichen Gottesdienst mit regem Eifer, las auch emsig in der Bibel, und ermahnte seine Beamten und Soldaten zum Bibellesen, Beten und fleißigem Kirchenbesuch. Das Heidenthum unterdrückte er zwar nicht mit Gewalt, aber das Christenthum erhob er zur Staatsreligion.

So hatte denn das Christenthum den Sieg errungen, es war die herrschende Religion geworden. Halten wir hier, lieber Leser, einen Augenblick an. Die heilsamen Folgen fallen in's Auge: jetzt konnten die Christen in Ruh und Frieden sich erbauen auf ihren allerheiligsten Glauben; der christliche Geist drang auch in die Gesetzgebung des Staates und das ganze Staatswesen ein; der Kirche kam zu ihrem Bestand und Wachsthum noch der weltliche Arm zu Hilfe, durch den namentlich die in ihr auftauchenden Irrthümer leichter unterdrückt werden konnten. Aber es läßt sich auch eine andere Seite nicht verbergen: Von nun an mischte sich der Staat, d. i. der weltliche Regent, auch in die innern kirchlichen Ange-

legenheiten, und übte gar oft in geistlichen Dingen fleischliche Gewaltthätigkeit aus; zu dem jetzt zeitlichen Vortheil bietenden Christenthum drängten sich Haufen solcher herzu, denen es kein Ernst war, die im Wesen und Leben Heiden blieben; und der Glanz, mit welchem nunmehr der christliche Gottesdienst gefeiert ward, zog den Sinn Vieler mehr in's Sinnliche herab als in's Geistliche hinauf. In der That merkt man bei der Kirche von der Zeit ihres äußern Sieges an einen allmähligen Verfall ihres innern Lebens. Doch daran war freilich nur die Sünde der Menschen schuld.

Blicken wir wieder auf den Kaiser hin. Als Haupt des Staates eignete er sich eine unumschränkte Oberherrlichkeit zu, die gewiß auch zur sittlichen Verdorbenheit der Masse seines Volkes am besten paßte. Zur Erhöhung des kaiserlichen Ansehens schuf er eine Menge Hofämter vom Oberkammerherrn bis zum Edelknaben herab.

Dem Reiche gab er eine ganz neue Einrichtung. Er theilte es in 4 Präfecturen oder Statthalterschaften: 1) Italien (mit Westafrika von Cyrene an), 2) Gallien (mit Spanien und Britannien), 3) Illyrien (mit Mösien, Thracien, Macedonien und Griechenland), 4) den Orient (die Asiatischen Lande mit Egypten). Jede Präfectur theilte er wieder in Diöcesen, jede Diöcese in Provinzen, jede Provinz in Distrikte. Ueberall standen kaiserliche Beamte, und es gab eine große Abstufung und Unterordnung derselben, einen vielgegliederten Staatsorganismus zur Erleichterung der Verwaltung. Alle beamtliche Wirksamkeit lief aber bei seinen Ministern zusammen, welche seine erhabene Person umgaben. (Wir sehen da eine Regierung schon mehr nach neuerem Zuschnitte.)

Die Civil- und Militärgewalt trennte er von einander, damit die Statthalter nicht zu mächtig und dadurch abfallsüchtig würden. Die großen Standlager der Truppen löste er auf und vertheilte kleine Abtheilungen derselben

durch die Städte hin, um Soldatenaufständen vorzubeugen.

Er wachte über allem, was in seinem Reiche vorging, und es kann ihm Niemand absprechen, daß er für das Wohl seiner Unterthanen in jeder Beziehung ernstlich besorgt war. Vor seinem Gerichte galt kein Ansehen der Person und schnell mußten die Rechtshändel entschieden werden 2c.

Noch haben wir etwas besonders Merkwürdiges von ihm zu berichten. Die Stadt Rom mit ihrem Heidenthume, das sich dort am meisten und längsten hielt, gefiel ihm nicht mehr. Weg von ihr! Er verlegt seine Residenz nach Byzanz, jener Stadt am Bosporus, die einzig zwischen zwei Welttheilen (Europa und Asien) und zwischen zwei Meeren (dem Schwarzen und Mittelländischen) liegt, die auf drei Seiten vom Wasser umschützt und auf der vierten von Bergen gedeckt ist. Er ließ diese Stadt ganz neu und überaus prachtvoll, mit herrlichen Kirchen, Palästen, Rathhäusern 2c., aufbauen und mit den köstlichsten Kunstwerken aus Asien, Griechenland und Italien schmücken. a. 330 wurde sie durch glanzvolle Feste zu seinem Herrschersitz eingeweiht. Sie hieß aber nun nicht mehr Byzanz, sondern Constantinopolis (Constantinsstadt) und ist die heutige Hauptstadt des türkischen Reichs.

Nicht verschweigen dürfen wir von diesem Ersten christlichen Kaiser, daß der heilige Christusglaube allerdings nicht sein ganzes Wesen überwältigte, daß Heidnisches ihm immer noch ankleben blieb und in einzelnen seiner Handlungen stark hervortrat. Doch eben so sicher können wir behaupten, daß er dem Christenthume nicht etwa nur aus Staatsklugheit gehuldigt habe, sondern daß es ihm eine wahre und die innerste Herzensangelegenheit gewesen sei. Und weil er es sich denn so zu seiner Lebensaufgabe machte, das Kreuz des Erlösers hoch aufzurichten auf Erden, was ihm Gottes Gnade auch gelingen ließ, vornehmlich darum

geben auch wir ihm freudig den Beinamen, den er in der Geschichte führt, *der Große*.

Ehe wir ihn aber aus dieser Welt scheiden sehen, müssen wir hier noch eines *höchstwichtigen* Kirchenstreites zu seiner Zeit gedenken, an welchem er selbst sich sehr wirksam betheiligte.

Es war ein Presbyter in *Alexandrien*, mit Namen *Arius*, welcher anhob zu lehren, „*Christus sei nicht wahrhaftiger Gott*, sondern ein bloßes Geschöpf, wenn schon das erste und vorzüglichste *aller* Geschöpfe; man könne ihn darum doch nicht gottgleich, sondern höchstens gottähnlich nennen." *Wieviel* liegt nun aber daran, daß unser lieber Herr Christus (nach seiner höhern Natur) *wahrhaftiger Gott* sei! *Nur als solcher konnte er ja eine Welt voll Sünder erlösen.* Gegen die Irrlehrer trat vornehmlich der Erzdiakon und spätere Bischof von Alexandrien, *Athanasius*, auf, der für die Gottheit seines Heilands und für den Trost der Welt heiligeifrig in den Kampf ging. Da auf beiden Seiten viele sich betheiligten und der Streit sehr heftig ward und besonders das ganze christliche Morgenland erregte, so rief nun der Kaiser Constantin das *Erste Oekumenische Concil* oder die *Erste allgemeine Kirchenversammlung* der Christenheit zusammen, um die Sache zu besehen und zu schlichten. Das Concil fand zu *Nicäa* in Kleinasien a. 325 statt; Geistliche aus allen Theilen der Welt, allein 318 Bischöfe, strömten dahin zusammen. Hier wurde denn der rechte Glaube, namentlich von Athanasius, siegreich vertheidigt, und das Concil verfaßte ein *Symbolum* oder *Glaubensbekenntniß*, worin die *Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater* auf's Bündigste ausgesprochen ist. Das ist das *Nicänische Glaubensbekenntniß*, welches sammt dem *Apostolischen* in der ganzen Christenheit gilt, und von dem Luther sagt, „daß seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testamentes nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben wurde." Arius,

welcher bei seiner Irrlehre beharrte, wurde aus der Kirche gestoßen. Allein der verschmitzte Mensch mit geläufiger Zunge wußte sich noch immer einen Anhang zu erhalten, so daß der leidige Zwiespalt in der Kirche fortdauerte. Späterhin verstellte er sich, als ob er seine Lehre geändert habe, und ließ den Kaiser durch seine Freunde auf die Meinung bringen, daß er sich gar nicht mehr im Widerspruche mit der Kirchenlehre befinde. Da bewog Constantin die Mehrzahl der Bischöfe, ihn wieder als rechtgläubigen Christen anzuerkennen. Es war im Jahr 336, als er zu Constantinopel feierlich wieder in die Kirche aufgenommen werden sollte. Tags zuvor geht er mit einigen seiner Anhänger stolz durch die Gassen der Stadt; da treibt ihn ein Bedürfniß, sich an einen heimlichen Ort zu entfernen, er kommt nicht zu seinen Freunden zurück, und als sie sich nach ihm umsehen, finden sie ihn starrtodt an dem Orte; er hat zugleich sein Eingeweide ausgeschüttet. Darin sahen viele ein Gottesgericht, und wohl auch der Kaiser selbst, dessen Seele nahe am Ausgang stand.

Als Constantin 65 Jahre alt war, fühlte er, von einer Krankheit ergriffen, sein nahendes Ende. Jetzt erst ließ er sich taufen. Er hatte das Sakrament, wahrscheinlich in der irrigen Meinung, daß die nach der Taufe begangenen Sünden nicht mehr vergeben würden, erst so spät empfangen wollen. Nach dem heil. Bade zog er seinen kaiserlichen Purpurmantel nicht mehr an, sondern blieb in seinem weißen Taufkleide, des Abrufs in die himmlische Heimath gewärtig. Bald darauf verschied er im Bekenntniß zu Christo und in freudiger Zuversicht auf ihn, 337. Er wurde nach seinem Wunsch in der Apostelkirche zu Constantinopel begraben.

§ 10.

Das römische Reich und die christliche Kirche bis zur Trennung des ersteren. Theodosius der Große. Anfang des Mönchwesens.

Constantin hinterließ das Reich seinen drei Söhnen: Constantin II., Constantius und Constans. Sie waren sehr sorgfältig im Christenthum erzogen worden; aber es hatte bei keinem tiefe Wurzeln gefaßt. Sie stritten untereinander, und Constantin II. fällt im Bruderkrieg, 340. Constans, der Schwelger, wird von Aufrührern bekriegt und getödtet, 350. Constantius ist wieder Alleinherrscher.

Und dieser pflichtete der falschen Lehre des Arius bei und suchte sie zur herrschenden in der Kirche zu machen! Trotz dem Zeichen seines Todes waren doch Viele dem Irrthum des Ketzers heimlich zugethan geblieben; so mehrte sich denn jetzt sein Anhang gewaltig. Die Arianer traten jetzt überall triumphirend hervor und verfolgten die Rechtgläubigen. Ihnen ging ja der Kaiser voran, welcher sogar den vortrefflichen Athanasius wiederholt aus seinem Bischofssitze verjagte. Aber die meisten Bischöfe und Gemeinden duldeten lieber alle Drangsal, als daß sie vom rechten Glauben abgefallen wären. Constantius starb 361.

Indessen kam nach seinem Tode noch eine andere und härtere Noth über die Kirche; es ging noch einmal auf gänzliche Vernichtung derselben los.

Der Nachfolger des Constantius, dessen Neffe Julianus, war in seiner Jugend streng zum Christenthum angehalten und sogar zu einem Geistlichen bestimmt worden. Allein im Lesen und Studiren der alten heidnischen Schriftsteller, womit er sich viel beschäftigte, und im Umgange mit heimlichen oder öffentlichen Heiden, namentlich zu Athen, wo er sich längere Zeit aufhielt, faßte er eine sonderliche Neigung zum Heidenthum; und die Hölle entzündete den eiteln Menschen mit der Vorstellung, welch

großen Ruhm es ihm eintragen würde, „wenn er den alten herrlichen Götzendienst wieder emporbringen werde.“ Sogleich nach seinem Regierungsantritt ertheilte er darum den Götzendienern wieder völlige Religionsfreiheit, bekannte sich selbst als einen Heiden und bestrebte sich, das Heidenthum Jedermann angenehm zu machen. Die Gebildeten suchte er mit der Rede zu gewinnen, daß hinter der Götterlehre, wie man sie dem gemeinen Mann vortrage, etwas Tieferes, ein geheimer erhabener Sinn stecke, — das gemeine Volk durch die Prachthülle, mit der er den heidnischen Gottesdienst ausstatten ließ. Da wurden nun überall die alten verfallenden Götzentempel neugebaut und ausgeschmückt, die umgestürzten Götterbilder wieder aufgerichtet, Prozessionen gehalten, geopfert und geräuchert; und der Kaiser machte selbst den Oberpriester dabei. Das Christenthum verbot er zwar nicht ausdrücklich; allein er entzog den Kirchen ihre Güter, nahm den Christen ihre Staatsämter, verbot den christlichen Lehrern, Unterricht in höhern weltlichen Gegenständen zu ertheilen, damit die Christen eitel ungebildete rohe Leute und deßhalb verachtet werden sollten. Er hatte nichts als Heiden um sich, sah jeden der Christen sauer an; selbst die Juden zog er ihnen vor. Er hinderte es nicht, wenn sie von andern geplagt wurden; er selbst verhöhnte sie, schrieb heftige Schmähschriften auf das Christenthum. Sein Haß gegen dasselbe steigerte sich bis zur Tollheit. Christum nannte er nur und im verächtlichsten Tone „den Galiläer!“

Ja, um die Weissagung des Herrn, „daß der Tempel zu Jerusalem wüste bleiben solle“ (Matth. 23, 38.), zu Schanden zu machen, sollte derselbe wieder aufgebaut werden. Er erläßt eine Aufforderung an alle Juden im Reiche, nach dem heil. Land und der heil. Stätte zu ziehen und ihr Gotteshaus wieder hoch und herrlich aufzurichten. Sie eilen mit großer Freude von allen Seiten herbei; flugs wird das Werk begonnen. Allein bei der Grundlegung des Baues erbebt plötzlich

die Erde und aus der Tiefe brechen Feuerflammen hervor, die einen Theil der Arbeiter tödten, den andern wegschrecken. Das Unternehmen muß aufgegeben werden. Was will der ohnmächtige Mensch wider den Herrn Herrn? Aber Seine Hand findet Seine Feinde!

Julian zog in einen Krieg gegen die Neuperser. Es mißglückte ihm mit seinem zahlreichen, trefflichen Heere nach anfänglichem Sieg. In einer Schlacht ward er selbst tödtlich verwundet. Da nahm er eine Hand voll von seinem strömenden Blute, warf es in die Luft und rief: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!“ Er starb, der unglückliche Mensch, der im Uebrigen manche löbliche Eigenschaft besaß, 32 Jahre alt, nach nur zweijähriger Regierung, von 361—363. In der christlichen Geschichte heißt er Julianus Apostata, d. i. der Abtrünnige.

Keiner seiner Nachfolger ist mehr vom Christenthum gar abgefallen. Der neue Kaiser, Jovianus, verkündigte sogleich, daß er ein Christ sei und über Christen herrschen wolle. Somit war hier alle Noth und Gefahr in einer Kürze vorüber.

Jovian regierte nur ein Jahr, † 364. Ihm folgte Valentinian I., welcher sogleich seinen Bruder Valens zum Mitregenten annahm. Valentinian starb 374. Valens, im Osten des Reichs, war aber ein entschiedener Arianer und Verfolger der Rechtgläubigen; Gott strafte ihn. Damals brach der Sturm der Völkerwanderung los; da wurden die Gothen in sein Reich hineingeworfen, und im Kampfe mit ihnen geht er traurig unter. Später (IV, 1.) näher davon.

Im Westen herrschte seit Valentinians Tode sein Sohn Gratianus. Derselbe übergab den Reichstheil des verunglückten Valens dem Spanier Theodosius, der, wie Constantin I., den Beinamen des Großen erhielt. Er war groß an Geist, Kraft und edlem, frommem Sinne. Dieser wußte mit den Gothen fertig zu werden und sie noch recht wohl zu gebrauchen; wie das alles im folgenden Abschnitte des Nähern wird berichtet werden.

Als Gratianus ermordet ward, 383, überließ Theodosius den Westen an dessen Bruder Valentinian II. Als jedoch auch dieser dem Mordstahle fiel, 392, wurde er nunmehr wieder der Alleinherrscher, aber auch der letzte, über das alte römische Weltreich. Und er war zum „Ordner des Reichs" erkoren; er brachte das jämmerlich zerrüttete und fast schon zerbrechende noch etwas zurecht, daß es währe bis auf seine Zeit. Gott hatte ihn aber auch zum „Ordner der Kirche" ersehen, die durch den Arianismus gleichfalls sehr zerrüttet und geschädigt war; und daß er dieser zurecht half, das ist das Größte, was er durch die göttliche Gnade ausgerichtet hat.

Theodosius beschloß — schon vor seiner Alleinherrschaft — der unseligen Verwirrung in der Kirche und der drohenden Gefahr, daß ein grundstürzender Irrthum darin die Oberhand behalte ein Ende zu machen. Er bekannte sich mit voller Ueberzeugung zur lautern Lehre, und es war ihm das tiefste heiligste Herzensanliegen, ihr wiederum zur allseitigen Geltung zu verhelfen. Darum berief er a. 381 ein Zweites Oekumenisches Concil nach Constantinopel, wo die Väter der Kirche sich abermals von allen Seiten her versammeln. Die meisten halten doch noch zum rechten Glauben, und da die Arianer unter sich selbst uneinig und in zwei Parteien zerspalten sind, gelingt es um so eher, sie zu überwinden. Hier wurde nun das Nicänische Concil bestätigt, dazu ein neues ausführlicheres Symbolum verfaßt, welches dem mächtigen Vertheidiger der reinen Lehre, dem Athanasius, zu Ehren das Athanasianische genannt wird, wiewohl er nicht mehr bei dem Concil zugegen, sondern schon acht Jahre zuvor zu seiner himmlischen Ruhe eingegangen war. Das ist denn das Dritte allgemeine Glaubensbekenntniß der Christenheit, welches mit dem Apostolischen und Nicänischen noch heutiges Tages von allen

Christen (römischen, griechischen, lutherischen, reformirten) einmüthig angenommen wird.

In ihm ist auf's Klarste und Festeste die Gottheit des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes ausgesprochen, die doch nicht drei Götter sind, sondern nur ein Gott dem Wesen nach, oder die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit. „Das ist — so heißt es im Eingange — der rechte christliche Glaube, daß wir einen Einigen Gott in drei Personen und drei Personen in der Einigen Gottheit ehren, und nicht die Personen ineinandermengen, noch das göttliche Wesen zertrennen." Auf dieser Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, welche allerdings für unser jetziges Fassungsvermögen ein hohes Geheimniß, aber unleugbare Lehre der heil. Schrift ist, steht das Christenthum als auf seiner untersten Grundlage. Nimm sie weg, und der ganze Glaube wird wanken und zusammenbrechen. Sie ist auch offenbarlich das unterscheidende Merkmal der christlichen Religion. Die Heiden glauben an mehrere Götter, wir Christen nur an Einen Gott; die Muhamedaner und Juden nehmen nur Eine Person, wir Drei Personen in der Gottheit an.

Die rechtgläubigen oder wie man griechisch sagt: orthodoxen Lehrer der Kirche waren im Vereine mit dem Kaiser angestrengt bemüht, dem Athanasischen Symbolum überall Geltung zu verschaffen, und der Herr segnete ihr treues Bemühen, daß der Arianische Irrthum bald allenthalben ausgetilgt ward mit Ausnahme freilich etlicher Germanischen Völker, zu denen das Christenthum in der Zeit von Constantius auf Valens, man weiß nicht näher wie, gekommen war.

Theodosius bestrebte sich aber auch und mit Erfolg, das Heidenthum im Reiche vollends auszutilgen. Er verbot allen heidnischen Gottesdienst auf's strengste und belegte die Uebertreter dieses Verbotes mit empfindlichen Strafen. Alle Götzentempel wurden zugeschlossen, die meisten niedergerissen. So verschwand we-

nigstens aller öffentliche Cultus des Heidenthums. Jetzt hatte das Christenthum und in den Hauptlehren noch rein erhalten den vollständigsten äußern Sieg erlangt.

Wenn Theodosius auch in seinem Eifer gegen das Götzenwesen zu unrechten Mitteln, zu fleischlichen Waffen griff, so meinte er es doch nur gut, wie mit den Christen, so mit den Heiden. Er war aufrichtig fromm. Und wie demüthig dieser hohe Herrscher, wie furchtlos aber auch ein Diener der Kirche, davon ein schönes Beispiel. Der Kaiser hatte einmal in aufwallendem Zorn über den Mord mehrerer Offiziere ein grausames Blutbad unter dem Volk zu Thessalonich anrichten lassen. Nicht lange nachher wollte er die Kirche zu Mailand besuchen. Da stellte sich aber der dortige Bischof Ambrosius unter die Kirchthüre und verweigerte ihm den Eintritt: er könne seine blutbefleckten Hände nicht ungesühnt zu Gott erheben, erst müsse er Buße thun um seine Missethat. Und der große Kaiser zieht seinen Purpur aus, fällt auf sein Angesicht und betet: Meine Seele liegt im Staub 2c., — während sein Volk umher weint. Und erst nachdem er gelobte Besserung monatelang treu gehalten, wird er wieder in die Kirche aufgenommen.

Er starb 395 selig im Herrn. Das Reich hinterließ er seinen zwei jungen Söhnen Arcadius und Honorius. Jener sollte den Osten, dieser den Westen beherrschen. Von dem an theilte sich der römische Staat für immer in ein Morgenländisches und Abendländisches Kaiserthum. Wir erinnern uns an Nebukadnezars Traumbild, B. 1, S. 131. Noch wolle gemerkt werden, daß das Morgenländische Kaiserthum auch das Griechische oder auch das Byzantinische, das Abendländische auch das Lateinische heißt. —

Ihr habt, theure Leser, in diesem Paragraphen von zwei ausgezeichneten Bischöfen gehört. Ich muß hier überhaupt noch die berühmtesten Kirchenlehrer

des vierten Jahrhunderts aufführen und schicke die genannten voran.

Athanasius also, Bischof von Alexandrien. Ein hocherleuchteter Mann vom reinsten, schönsten Wandel, der tapferste Streiter für die göttliche Wahrheit. Fünfmal wurde er ob seines Kampfes wider die Arianische Ketzerei aus seinem Bisthum vertrieben. Doch durfte er in seiner Gemeine, die ihm mit ungemeiner Liebe und Verehrung anhieng, sterben, 373. Von ihm haben wir gegen 40 Schriften, Bibelerklärung, Predigten und gelehrte Abhandlungen über den Glauben.

Ambrosius, Bischof von Mailand. Er war dazu vom Kriegshauptmanne weg erwählt worden. Da schenkte er seine zeitlichen Güter den Armen und ließ Gottes Wort sein einzig Gut sein, daran er sich Tag und Nacht ergötzte. Er war unabläßig beeifert, den Menschen zu ihrem Seelenheile zu dienen, mild, freundlich, erbarmend gegen alle, aber auch ernst und fest, wo es noth that. Von ihm besitzen wir noch 91 Briefe voll Geist und Salbung und den hehren Ambrosianischen Lobgesang: Te Deum laudamus, zu Deutsch: Herr Gott, Dich loben wir, mit welchem die Christen in aller Welt so viele Jahrhunderte lang den Dreieinigen verherrlicht und ihren Geist erhoben haben. Die ganze damalige Christenheit bewunderte diesen Mann und beweinte ihn, als er starb, 397.

Eusebius (Pamphili), Bischof von Cäsarea. Ein großer Gelehrter. Er schrieb eine Chronik aller Völker und Staaten von Anfang der Welt bis 325 vor Christo und eine höchst schätzenswerthe Kirchengeschichte in 10 Büchern von Christo bis zum Jahre 324. Diese giebt uns die meiste Kunde von den kirchlichen Verhältnissen bis dahin. Eusebius heißt: der Vater der Kirchengeschichte. † 340.

Johannes mit dem Zunamen Chrysostomus, Bischof von Constantinopel. Chrysostomus, d. i. Goldmund, nannte man ihn wegen seiner außerordentlichen hin-

reißenden Beredsamkeit. Schon da er als Presbyter in Antiochia predigte, strömten ihm Zuhörer aus allen Gegenden zu. In Constantinopel lauschte oft eine Versammlung von Zehntausenden seiner Rede. So süß und erquicklich er predigte, so ernst und scharf aber auch wieder. Er strafte ohne Scheu die Sünden, auch die Großen der Welt um ihre Sünden. Darum wurde er aus der üppigen Hofstadt verjagt, und als er auf heftiges Verlangen des Volks zurückgerufen war und mit derselben Strenge gegen das Laster auftrat, auf's neue verjagt. Er starb in der Verbannung, 407, mit den Worten: „Gelobt sei Gott um alles!" Es haben sich etwa 1000 Predigten von ihm erhalten, an denen wir seine große Bibel- und Menschenkenntniß, seine seltene Kunst, die Schrift auf's Leben anzuwenden, seinen Reichthum an trefflichen neuen Gedanken und seine edle musterhafte Sprache bewundern. Er ist der erste Kanzelredner des ganzen christlichen Alterthums.

Hieronymus, von Stridon an der Dalmatischen Grenze. Er führte kein eigentliches Kirchenamt; den größten Theil seines Lebens brachte er auf Reisen im Abend- und Morgenlande und in einsamer Zurückgezogenheit zu. Er lebte strengenthaltsam, studirte viel und erwarb sich besonders eine große Bekanntschaft mit den Sprachen. Sein vornehmstes Werk ist eine Uebersetzung der Bibel aus dem Hebräischen und Griechischen Grundtext in's Lateinische, welche unter dem Namen Vulgata in der ganzen römischen Kirche Geltung hat und für gewöhnlich gebraucht wird bis auf diesen Tag. Er beschloß sein Leben hochbetagt als Einsiedler in der Nähe von Bethlehem, 420.

Wir müssen noch eines besonders merkwürdigen Mannes, des Wulfila (griechisch: Ulphilas) gedenken, welcher aus einer Familie gothischer Kriegsgefangener in Kappadocien stammte und (348—388) als Bischof unter seinem Volke besonders im Hämusgebirge wirksam war. Schon vor ihm hatte das Christenthum unter diesem Germanischen

Stamme einigen Eingang gefunden; Ulphilas aber war es, der mit aller Kraft und großem Erfolge es unter demselben weiter ausbreitete. Er hatte die Freude, daß sich noch bei seinen Lebzeiten der Gothische Herzog Frithigern taufen ließ. Um seinen lieben Gothen das göttliche Wort in der heil. Schrift selbst zugänglich zu machen, übersetzte er dieselbe — wenigstens größtentheils — in's Gothische, also in's Deutsche. Wir besitzen noch Bruchstücke seiner Uebersetzung, und in diesen das älteste Denkmal der deutschen Sprache. Höret doch, meine Leser, etwas von diesem alten Deutsch, höret das heil. Vater Unser darin! Es lautet:

Atta unsar, thu in himinam.
Weihnai namo thein.
Kwimai thiudinassus theins.
Wairthai wilja theins, swe in himina jah ana airthai.
Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.
Jah aflet uns, thatei skulans sijaima, swaswe jah weis
afletam thaim skulam unsaraim.
Jah ni bringais uns in fraistubnjai.
Ak lausei uns af thamma ubilin.
Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in
aiwins. Amen.

Dieses Deutsch wird euch freilich nach dem ersten Klang recht polnisch lauten, doch lassen sich die deutschen Wörter meistentheils finden.

[Verständlicher schon ist das Vater Unser, wie es die Alamannen 2—3 Jahrhunderte später beteten; wir wollen es zur Vergleichung daneben hersetzen:

Fater unser, thu bist in himile.
Wihe namun dinan.
Queme rihi din.
Werde willo din, so in himile, so sa in erdu.
Prot unser emezik kip uns hiutu.
Oblaz uns skuldi unser, so wir oblazen uns skuldigen.

Enti ni unsih firletti in khorunka.
Uz erlosi unsih fona ubili. —
„Denn Dein ist das Reich ꝛc.“ fehlt.]

Vom Hieronymus oben haben wir vernommen, daß er als Einsiedler gestorben sei; ich muß zum Schlusse dieses Abschnitts auch noch eine eigene Erscheinung zur Sprache bringen, die Entstehung des Einsiedler- und Mönchslebens.

Den Morgenländern ist eine gewisse Hinneigung zur Einsamkeit und Beschaulichkeit, d. i. zu stillen Betrachtungen des Geistes, eigen. Damit verband sich bei morgenländischen Christen die Meinung, daß man abgesondert von der Welt ein frommeres, göttlicheres Leben führen könne. Sie faßten das: „Gehet aus von der Welt!“ in einem leiblichen Sinne auf. Beides zusammen führte zuerst zum Einsiedlerleben. Nachdem aber, seit Constantin die Kirche erhoben, so viele bloße Heuchel- und Namenchristen hineinkamen, dachten ängstliche Seelen, sie müßten sich von der falschen weltlichen Christenheit ausscheiden, um sich nicht durch sie zu verunreinigen; und da wurde der Zug nach diesem Leben noch viel stärker.

Als Stifter des Einsiedlerlebens wird der Egypter Antonius genannt. Er stammte aus einer angesehenen und reichen Familie. Für die Wissenschaften hatte er keinen Sinn, aber von frühe an eine flammende Lust an der Verehrung Gottes. Nach dem Tode seiner Eltern schenkte er sein ganzes Vermögen weg und zog sich, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts schon, in eine öde Gebirgsgegend am rothen Meere zurück, wo er nun zu Gottes Ehre ein ascetisches (in der Kreuzigung des Fleisches sich übendes) Leben führte. Er begnügte sich mit der geringsten Kost, Brod, Salz, Wasser, fastete tagelang ganz, schlief auf dem bloßen Erdboden, wachte Nächte hindurch ꝛc. Dabei betete er immer und hieng geistlichen Betrachtungen nach. Als er dieß 20 Jahre fortgetrieben, begann er denen, welche den heiligen Mann in der Einöde besuchten, zu predigen; und es zogen Massen von

Menschen zu ihm hin, hörten ihn mit Begier und ließen sich von ihm Rath und Trost ertheilen. Zweimal erschien er aus seinem abgeschiedenen Aufenthalt in Alexandrien, die Christen dort zu stärken und zu ermahnen. Er genoß das Ansehen eines besonders heiligen Mannes. Bei seinem harten Leben erreichte er dennoch ein Alter von mehr als 100 Jahren, † 351. Sein Beispiel fand so viele Nachahmer, daß bald alle Einöden Egyptens und Libyens mit Einsiedlern (griechisch: Eremiten, auch Anachoreten) erfüllt waren.

Einer dieser Anachoreten, Pachomius, auch ein Egypter und Zeitgenosse des Antonius, war der Stifter des Mönchslebens. Er vereinigte nämlich mehrere Eremiten zu einem heiligen Zusammenleben. Auf einer Nilinsel in Thebais (Oberegypten) errichtete er ein in Zellen abgetheiltes Gebäude, darin sie miteinander unter seiner Leitung nach einer gemeinsamen, von ihm entworfenen Regel ihre Tage zubrachten. Solch ein Gebäude wurde griechisch Könobion (Ort zu gemeinschaftlichem Leben), auch Monasterium (einsame Wohnung) genannt; lateinisch hieß es Claustrum (verschlossener Ort), woher das Wort „Kloster" kommt. Die Hausgenossen hießen „Könobiten" oder „Mönche", was eben Bewohner eines Könobions oder Monasteriums bedeutet. Pachomius regierte seine Mönche fromm und gut, und sie nannten ihn „Abbas", d. h. Vater, woraus das Wort „Abt" entstanden ist. Es liefen ihm aber so viele zu, daß er aus dem einen Kloster zuletzt neun machen mußte, um seine 3000 Könobiten darin unterzubringen. Gleich gab es auch ein Nonnenkloster; Pachomius selbst baute ein solches für seine Schwester, welche mit einem Chor der Welt entsagender Jungfrauen durch die vermeintlich „selige Pforte" einzog. „Nonne" ist ein egyptisch Wort und bedeutet ehrwürdige Mutter. Pachomius starb 348 in allgemeiner großer Verehrung. Auch sein Unternehmen fand die stärkste Nachahmung, und die Klöster mehrten sich in kurzer Zeit erstaunlich,

besonders in Egypten und Syrien. Uebrigens stand es im Anfange jedem frei, aus dem Kloster wieder in die Welt zurückzukehren.

Was sagen wir nun aber zu dem Ganzen? Allerdings gehörte Muth und Kraft dazu, so der Erde Güter und Annehmlichkeiten zu verleugnen. Allein einmal ist es schon eine sehr irrige Meinung, daß man in der (äußern) Abgeschiedenheit von der Welt Gott heiliger dienen könne; — nein! „in der Welt der Welt entfliehen," das ist die höchste Heiligkeit. Und dann lag diesen Heiligen allen die große Gefahr nahe, in geistlichen Hochmuth, in Ueberhebung ihrer selbst über die in der Welt zu gerathen und in den Wahn zu verfallen, daß man mit solchem besonders heiligen Leben die himmlische Seligkeit verdienen könne. Und auch noch die Gefahr jenes Müssiggangs lag nicht ferne, der viel Böses lehrt. Sir. 33,29.

IV. Die große Völkerbewegung.

Ich habe jetzt von einem außerordentlichen Ereignisse zu erzählen, von einem Sturme, der Europa von Osten nach Westen hin durchtobte, ein Volk auf das andere warf und die Sitze vieler Europäischen Völker veränderte, das westliche Römerreich aber zertrümmerte. Unsere Germanischen Vorfahren waren es, die diesem, wie schon lange angekündigt, den Todesstoß gaben, sie, die bestimmt waren, von der alten abgelebten Welt das Christenthum in sich aufzunehmen als in einen neuen frischen Boden, wo es mit der Zeit am herrlichsten gedeihen konnte.

Uebrigens werden die Leser finden, daß ich in § 1 dieses Abschnittes noch in's 4. Jahrh. zurückgreife und schon Berichtetes mit aufnehme und näher darstelle.

§ 1.

Beginn der Völkerwanderung.

Ums Jahr 375, während noch Kaiser Valens (s. Absch. III, § 10) im Osten des Römerreichs herrschte, begann die sog. Völkerwanderung. Aus dem Innern Asiens (Mongolei und Kalmückei) brach ein großes, unzählbares Volk, Hunnen oder Heunen genannt, hervor und zog mit Weib und Kind und aller Habe nach Westen hin. Wir müssen die Leute zuerst zeichnen. Sie waren nicht groß, aber breitschultrig und festknochig; auf dem derben Rumpfe saß mittelst eines sehr kurzen Halses ein dicker Kopf mit schwarzgelbem wüstem Gesichte, starkhervortretenden Backenknochen, breiter Nase, großem Munde, kleinen schief- und tiefliegenden Augen. Sie stacken in schmutzigen Kitteln von Leinen oder Mausfellen; Hosen aber trugen sie von Bockshäuten und eine Zottelmütze auf dem Kopfe. Sie lebten von der Milch ihres Viehes, von Wurzelwerk und rohem Fleische, das sie unter ihren Sätteln mürbe ritten. Immer saßen sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber dauerhaften Pferden, sie aßen, tranken, rathschlagten und schliefen wohl auch darauf. Die Weiber wohnten mit den Kindern auf Karren. Sie kannten nicht Ackerbau, noch Gewerbe; von Kind auf waren sie ein Streifleben in Bergen und Wäldern gewöhnt. Sie kannten nicht Gott, noch einen Unterschied zwischen Gut und Böse; sie folgten ihren wilden fleischlichen Begierden, waren raubsüchtig, jähzornig, blutgierig, „zweibeinige Bestien“, wie sie der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus nennt.

Als diese Hunnen nach ihrem Einbruch in Europa über den großen Strom Wolga (in Rußland) gesetzt hatten, stießen sie zuerst auf die Alanen oder Massageten,

ein Germanisches Volk von schöner Bildung, das zwischen der Wolga und dem Done saß. Mit furchtbarem Gebrülle fielen sie über dasselbe her; es war ihnen viel zu schwach, theils floh es, theils wurde es bezwungen von ihnen mit fortgerissen. Jetzt kamen sie an den stärksten deutschen Stamm, an den der Gothen. Es ist aber in Acht zu nehmen, daß dieser Stamm sich in zwei Stämme, in Ost- und Westgothen theilte. Die Ostgothen, welche damals vom schwarzen Meere bis zur Ostsee hinauf saßen, waren es, auf welche jetzt die Hunnen trafen. Aber auch dieses mächtige Volk konnte ihrem Angriffe nicht widerstehen. Blitzschnell stürmen sie heran, senden schon aus der Ferne einen Hagel von scharfgespitzten Pfeilen, hauen angesprengt tollkühn mit dem Säbel drein, werfen auch Schlingen um die Feinde und reißen sie hin; plötzlich verschwinden sie auf ihren schnellen Rossen, um ebenso plötzlich wieder zu erscheinen und mit erneuerter Wuth die Feinde anzufallen, bis diese müde sind und sinken oder weichen. Die Ostgothen wurden über den Dnieper und auf die Westgothen gedrängt, welche diesseits dieses Flusses in Dacien, wie wir wissen (III, 8.), wohnten. Die schwächern Westgothen können den Stoß ihrer Brüder nicht aushalten; sie sammeln sich am südlichen Ende ihres Landes, unten am Ufer der Donau, und lassen durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof Ulphilas steht, den Kaiser Valens um Aufnahme in seine Lande südlich des Stromes flehentlich bitten. Valens bewilligt ihnen Wohnsitze in Thracien unter der Bedingung, daß sie ihm unterthänig und heerdienstwillig und alle Christen würden, die noch Heiden seien; es ist ihnen alles recht, und so werden sie denn auf Schiffen, Flößen und Baumstämmen über die Donau gebracht. Man zählte allein 200,000 streitbare Männer.

Aber drüben wurden sie von den kaiserlichen Beamten sehr schlecht behandelt; die elendeste Nahrung, Hunde- und Katzenfleisch, verkaufte man ihnen für theures Geld,

ja für ihre Söhne und Töchter, die sie zu Sklaven hingeben mußten, wenn sie nicht verhungern wollten u. s. f. Da empörten sich, von ihrem Herzog Frithigern aufgerufen, die so schändlich Mißhandelten, schlugen ein von des Kaisers Statthaltern gegen sie aufgebrachtes Heer und durchzogen dann mit Raub, Mord und Brand ganz Thracien. Jetzt machte sich Valens in Person gegen sie auf und es kam bei Adrianopel, 378, zu einer großen Schlacht, in welcher die wüthenden Gothen zwei Drittheile des römischen Heeres, 40,000 Mann, niedermetzelten. Valens selbst wurde tödtlich verwundet. Seine Leute trugen ihn vom Schlachtfelde weg in eine Hütte; aber die Gothen umringten und verbrannten dieselbe sammt dem Kaiser und seinem Gefolge (s. III, 10).

Wie oben gesagt, erhielt jetzt Theodosius der Große die Herrschaft im Osten des röm. Reichs. Dieser, klug wie tapfer, wußte durch freundliche Behandlung den Zorn der Gothen zu besänftigen. Er schloß a. 382 mit dem gesammten Volke einen Friedens- und einen Heervertrag. Sie sollten in den ihnen angewiesenen Landstrichen abgabenfrei unter ihrem eigenen Fürsten nach eigenen Gesetzen leben, jedoch die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und immer, gegen schöne Jahrgelder aber, 40,000 Mann für ihn in Waffen halten. So hatte Theodosius, so lang er lebte, Ruhe vor ihnen und konnte mit diesen trefflichen Kriegern seine Herrschaft befestigen.

§ 2.
Alarich.

Arcadius, jener ältere Sohn des Theodosius, welcher nach des Vaters Tode zu Constantinopel über das Morgenland herrschte, war nicht so verständig als sein Erzeuger; er hielt den Westgothen ihren Dienstvertrag nicht, so empörten sie sich abermals. Sie durchzogen plündernd und verwüstend Macedonien, Thessalien, Hellas und den Peloponnes und ließen sich endlich in Illyrien nieder. Ihren tapfern Anführer Alarich erhoben sie nach

Germanischer Sitte auf einem Schilde vor allem Volk zum Könige.

Die Griechische Regierung fürchtete diesen Mann sehr, und um ihn für sich unschädlich zu machen, suchte sie ihn anderwärts zu beschäftigen, und so reizte sie ihn selbst zu einem Einfall in Italien, wo bekanntlich des Theodosius anderer Sohn, Honorius, herrschte. Das war noch ein elenderer Regent als sein Bruder; seine größte Sorgfalt wendete er auf seinen Hühnerhof. Er erschrack heftig, als ihm die Nachricht vom Heranziehen „der Barbaren" zu Ohren kam, und flüchtete sich sogleich mit seinen geliebten Hühnern in die für unbezwinglich gehaltene Stadt Ravenna (in Oberitalien). Bei der allgemeinen Furcht und Angst behielt jedoch der Minister und Oberfeldherr des Kaisers, Stilicho, ein Vandale, das Herz noch auf dem rechten Fleck; er zog eilends Truppen von allen Seiten, namentlich aus den Provinzen, an sich, und bewog den Alarich in zwei blutigen Schlachten, wieder nach Illyrien zurückzugehen, 403.

Als aber darauf der blödsinnige Honorius seine einzige menschliche Stütze, den Stilicho, unschuldigerweise hatte hinrichten lassen, da drang Alarich auf's neue in Italien ein, 408. Der Kaiser verschließt sich sogleich in dem festen Ravenna. Mit der ungewissen Belagerung desselben will sich Alarich nicht aufhalten; er zieht, und zwar ungehindert, hinab bis vor Rom. Da standen nun die schrecklichen Germanen, vor deren befürchtetem Nahen sie schon vor 500 Jahren gezittert hatte (B. 1, S. 372), vor der stolzen Weltstadt! Sie faßte noch über eine Million Bewohner; aber Niemand spürte Lust, sie zu vertheidigen. Man unterhandelte mit dem Gothenkönig und erkaufte seinen Abzug mit dem ungeheuren Preise von 5000 Pfd. Gold und 30,000 Pfd. Silber; 4000 Seidenkleider, 3000 Saffianhäute und 3000 Pfd. Pfeffer waren nebeneinbedungen.

Alarich wollte den Kaiser nicht entthronen; er wollte sein (freilich allmächtiger) Oberfeldherr werden, und darum

verhandelte er mit demselben. Weil aber Honorius sich mit ihm nicht vertragen mochte, so zog er, 409, zum andern Mal vor Rom. Es muß sich ihm ergeben; doch schont er Leben und Eigenthum der Römer. Er setzte aber hier den Honorius ab, und ließ durch den Senat den Stadthauptmann Attalus zum Kaiser wählen. Da er jedoch mit dem Benehmen desselben unzufrieden ward, hieß er ihn bald wieder vom kaiserlichen Stuhle herabsteigen und unterhandelte auf's neue mit Honorius. Währenddem wurde er von einem römischen General hinterlistigerweise angegriffen; da entbrannte sein Zorn und er rückte zum dritten Male vor Rom. Er eroberte es am 24. August 410. Um Mitternacht öffneten ihm Gothische Kriegsgefangene die Thore, und die schauerlichen Töne der Gothischen Hörner und das Flammengeprassel auflodernder Gebäude scheuchen die Römer aus ihrer nächtlichen Ruhe auf. Die Gothen plünderten dießmal die ungeheure Stadt mit ihren unzähligen Palästen; doch schonten sie die Kirchen und Kirchengüter und das Leben aller Wehrlosen.

Mit reichster Beute beladen führte Alarich nach kurzem Aufenthalte sein Heer dem Süden zu. Er wollte sich „der Kornkammer Italiens", Siciliens und Afrikas, bemächtigen. Unaufgehalten drang er durch ganz Unteritalien bis an's Meer hin. Aber im Angesichte Siciliens ereilte ihn ein früher Tod. Der jugendliche Held starb im 34. Jahre seines Lebens zum großen Leidwesen seiner Krieger zu Cosenza, in der Nähe von Rhegium.

Seine Gothen leiteten den Fluß Busento ab, bauten im Bette desselben ein tiefes Grab, setzten ihren herrlichen König in seiner Rüstung auf seinem Streitrosse nebst vielen Kostbarkeiten hinein und ließen dann den Busento wieder in sein Bette und über das Grab laufen, auf daß Niemand Alarichs Ruhe störe. Niemand erfuhr den Ort, und seine Gebeine sammt seinen Schätzen ruhen noch unangetastet unter den herrenlos darüber hingleitenden Wellen.

§ 3.

Neue Reiche auf dem Boden des römischen.

Das Abendländische Kaiserreich stürzte wohl noch nicht gleich völlig zusammen, verlor aber um diese Zeit einen großen Theil seines weiten Gebietes.

Der Nachfolger Alarichs und sein Ebenbild, der jugendlich blühende Athaulf (Adolf) führte die Westgothen durch Italien zurück und ganz hinaus nach Gallien hinüber, 412. Er minnte die Schwester des Kaisers Honorius, die in Gothische Gefangenschaft gerathene Placidia, begehrte sie sittsam vom Bruder zur Ehe und erhielt auch nach einigem Zögern dessen Jawort. Leider wurde Athaulf schon 415 von einem treulosen Diener ermordet. Er aber und sein Nachfolger Wallia gründeten dort im südlichen Gallien ein sehr ansehnliches Westgothenreich, das sich noch über die Pyrenäen hinüber ein gut Stück nach Spanien hinein ausdehnte. Tolosa (Toulouse in Frankreich) war der Königssitz. In den lieblichen Gegenden blieben die Westgothen, des langen Wanderns müde, nun feste sitzen, widmeten sich dem Ackerbau, den Gewerben und Künsten, und wurden bei ihren trefflichen Anlagen bald gebildeter als die Römer, Gallier und Hispanier.

Wir müssen aber zunächst wieder um einige Jahre zurück und etwas aufmerken. In Folge des ersten Einbruchs der Westgothen in Italien (s. vor. §) kam zu dem Drucke der Hunnen von Osten her noch eine andere Ursache der großen Völkerbewegung jener Zeit. Denn da die Römer, um sich gegen Alarich zu schützen, ihre Streitkräfte aus den Provinzen zogen und so die Grenzen ihres Reichs entblößten, stürzten Germanische Völkerschwärme gierig in die offenen schönern Länder hinein. Ich kann nur das Vornehmlichste anführen.

Schon 406 brach ein ungeheurer Schwarm von Alanen, Vandalen, Sueven und Burgunden unter

Anführung eines Herzogs Rhadagais über die Alpen in Oberitalien ein und drang Alles verwüstend bis Florenz hinab. Zum Glück für Italien lebte damals der unverzagte Stilicho noch, dem es, nachdem Hunger und Seuchen grausam unter ihnen gewüthet hatten, mit seinem tapfern Schwerte gelang, die wilden Horden wieder über die Alpen zurückzuschaffen. Nun aber setzten sie, 407, über den Rhein und überflutheten zwei Jahre lang ganz Gallien. Sie zerstörten die von den Römern gegründeten schönen Städte am Rhein und weiter hinein, Mainz, Worms, Straßburg, Speier, Arras, Rheims rc., sie hausten im Innern allenthalben mit Feuer und Schwert. Von 409 an drangen die Alanen, Vandalen und Sueven auch nach Spanien und verwüsteten dieses Land ebenso. Endlich ließen sich diese drei Stämme im Westen Spaniens (Portugal dazugerechnet) nieder und gründeten dort eigene Reiche. Das geschah also Alles vor dem Zuge der Westgothen nach Gallien, welcher erst 412 statt hatte.

Die Burgunden jedoch blieben in Gallien und setzten sich seit 414 von Worms an am Rhein aufwärts bis zum Juragebirge fest. Das Burgundenreich dehnte sich in der Folge noch weiter nach Westen und Süden hin aus, es lief an der Rhone bis gegen das Meer hinab und auch in die Schweiz und Savoyen hinein.

Nun, werthe Leser, ich möcht' euch gern die Sache recht deutlich machen, so stellt euch denn jetzt mit mir an den Rhein und schaut von da westlich auf die genannten Germanischen Völker hin: da habt ihr also zunächst die Burgunden im südöstlichen Frankreich, dann weiter hin zu beiden Seiten der Pyrenäen die Westgothen, und noch weiterhin im westlichen Spanien und in Portugal die Sueven, Vandalen und Alanen.

Die Vandalen kamen aber bald aus ihren neuen Wohnsitzen nach Afrika hinüber, und das ging so zu. Der römische Kaiser Honorius, der große Hühnerfreund, starb nach einer unrühmlichen Herrschaft a. 423. Seine

schon genannte Schwester Placidia hatte nach ihres Athaulfs traurigem Tode wider ihren Willen eine zweite Ehe mit einem vornehmen Römer eingehen müssen und in derselben einen Sohn geboren, und diesem, Valentinian III., fiel jetzt die kaiserliche Krone zu. Da er aber noch ein Kind war, regierte vorerst Placidia in seinem Namen das weströmische Reich. Sie hatte aber zwei tapfere Feldherrn, den Bonifacius und Aëtius. Der Erstere führte die Statthalterschaft über das reiche Afrika, und der letztere beneidete ihn und beredete die Gebieterin, ihm dieselbe abzunehmen. Bonifacius will aber nicht weichen und — ruft die Vandalen aus Spanien zu seiner Hilfe herbei. Diese setzen wirklich unter ihrem König Genserich, 30,000 streitbare Männer stark, über das Mittelländische Meer, 429. Sie zeichneten sich vor allen deutschen Stämmen durch Wildheit und Grausamkeit aus, die auch durch das von ihnen angenommene Arianische Christenthum nicht gemildert worden war; doch waren sie keuscher als die römischen Christen. Wie grimmige Thiere fielen sie in Afrika ein, verheerten die Ländereien, plünderten und verbrannten die Wohnorte, folterten die Männer, knechteten die Frauen, zerschmetterten die Kinder an Steinen. Sie hausten eben vandalisch; denn wenn man etwas Abscheulichrohes bezeichnen will, sagt man von dem an: Das ist ganz vandalisch! Der Statthalter Bonifacius entsetzte sich über ihren Gräueln und hieß sie wieder nach Spanien gehen. Allein sie mögen nicht. Da kämpft er selbst gegen sie, wird aber wiederholt geschlagen und muß flüchtig werden. Sie bewältigten die ganze Provinz und gründeten das Vandalische Reich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago.

Und nun blicken wir noch von dort über das Festland Europas bis nach Britannien hinüber. Auch aus dieser fernen Provinz waren die römischen Soldaten gegen Alarich herbeigezogen worden, und die Briten hatten darauf ihre Selbstständigkeit wieder erlangt, doch nicht auf

die Dauer. Sie kamen zwar nie mehr unter römische, wohl aber unter Germanische Botmäßigkeit. Denn da sie sich der kriegerischen Picten und Scoten, von welchen sie aus Hochschottland her einmal um's andere angefallen wurden, nicht selbst sattsam erwehren konnten, so riefen sie endlich die an der Nordsee wohnenden Angel-Sachsen zu ihrem Beistande. Diese schifften unter den Führern Hengist und Horsa a. 449 nach dem Inselland hinüber, bezwangen die Picten und Scoten, ließen sich's aber gefallen, im Lande zu bleiben, und stifteten, da immer mehr Nachzug aus Deutschland eintraf, in 130 Jahren sieben Britische Königreiche, welche bis 827 nebeneinander bestanden, wo sie dann sämmtlich von einem gewissen Egbert zum Königreich England vereinigt wurden. „England ist das verkürzte „Angelland".

§ 4.

Attila, König der Hunnen.

Seit ihrem Eindringen in Europa hatten sich die Hunnen im südlichen Rußland und an der untern Donau raubend umhergetrieben. Gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts stand ein großer König unter ihnen auf, Attila (Väterchen) oder Etzel genannt. Nach äußerlichem Ansehen ganz ein Hunne, war er aber überaus verständig, dazu starken und stolzen Geistes. Er hielt sich zum Herrscher über das Erdreich bestimmt. Er vereinigte alle Hunnen, welche bisher verschiedene Oberhäupter hatten, unter sein Scepter und dehnte sein Reich von der Wolga bis in's Innere Deutschlands aus; die Ostgothen, die Gepiden und Andere, selbst die Thüringer wurden ihm unterthänig und dienten ihm. Schrecklich war er, wenn er mit seinem unermeßlichen Heere herzog und Alles mit Mord und Brand erfüllte. Seine Residenz, in die er den Raub aus weiter Welt zusammenschleppte, lag in Pannonien (Westungarn); ein weitläufiger Palast in Mitte der Häuser seiner Gro-

ßen, zwar nur von Holz erbaut, inwendig aber mit allen Schönheiten und Gemächlichkeiten ausgestattet. Er liebte große Pracht um sich, während er selbst für seine Person sehr einfach lebte; er aß nach Vätersitte von hölzernen Tellern, aber seine Gäste speisten aus goldenen und silbernen Schalen.

Dieser Attila griff auch das Griechische Reich an. Er eroberte die südlichen Donauländer desselben bis zum Hämus (Gebirg mitten in der Europäischen Türkei), und nur durch einen hohen Tribut vermochte der griechische Kaiser Theodosius II. ihn von Weiterem abzuhalten. Attila hatte aber trotzdem diesem Reiche den Garaus zugedacht.

Nun wandte er seinen Blick zuvor nach dem Abendlande. Denn Genserich, der Vandalenkönig in Afrika, welcher einen Angriff von Seite der Römer und Westgothen fürchtete, hatte ihn, sich davor zu sichern, zum Einbruch in den Westen Europas aufgefordert. Und es reizte ihn noch etwas; die bereits verstorbene Placidia hatte auch eine Tochter Namens Honoria geboren, und diese mit ihrem Bruder dem Kaiser Valentinian III. zerfallene Prinzessin hatte sich selbst dem Hunnenkönig zur Gemahlin und zugleich die Hälfte des römischen Reichs zur Mitgift angeboten.

Im Frühjahr 451 stürmte Attila mit einer halben Million Krieger nach Abend hin. Er durchzieht Deutschland, Alles vor sich niederschmetternd, und nimmt dann seinen weitern Weg zunächst über den Rhein. Drüben schlägt er ein Burgundenheer bis zur Vernichtung, durchtobt sofort das Land bis nach Belgien, zerstört die Städte Trier, Metz und viele andere auf gräuliche Weise. Grauen und Entsetzen begleitet seine Erscheinung wie noch keine.

Aber er findet doch eine Mauer, an der er abprallt. Der schon genannte Aëtius, damaliger Statthalter in dem noch übrigen römischen Gallien, hatte die Völker des Westens zu einem großen Bunde gegen

die Hunnen vereinigt. Auf der Ebene von Catalaunum (Chalons an der Marne) begegnen sich die beiderseitigen Heere; hier wird die große Völkerschlacht geschlagen. Auf der einen Seite stehen links die Römer unter Aëtius, rechts die Westgothen unter ihrem Könige Dietrich, in der Mitte die Alanen unter dem Fürsten Sangipan; das waren die drei vornehmsten Völkerschaften der Bundesgenossen, aber auch geflüchtete Burgunden, Franken, Sachsen, Armoriker &c. unter ihnen. Auf der andern Seite ordnet Attila seine Schaaren; seine Hunnen stellt er in die Mitte, rechts und links Ostgothen, Gepiden und andere Unterworfene, so daß auch hier Deutsche Deutschen feindlich gegenüberstehen. Attila hält eine Rede an seine Krieger, worin er sie ermahnt, sich nichts aus den Römern zu machen, sondern ihre ganze Kraft gegen die Germanen zu wenden; er schließt mit den Worten: „Müsset ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" Und nun bricht er mit ihnen gegen den Feind los, der ihn mit den kräftigsten Streichen empfängt. Es erfolgt ein fürchterliches, noch nie dagewesenes Würgen. Nach grauser Arbeit neigt sich der Sieg zu den Hunnen; siehe, es fällt auch schon der hohe König der Westgothen! Aber eben sein Fall giebt der Schlacht eine andere Wendung, denn wüthend darüber stürmen die Westgothen nun unwiderstehlich auf die Feinde hinein, drängen sie zurück und richten das entsetzlichste Blutbad unter ihnen an. Bei einbrechender Nacht sind über 100,000 Hunnen erwürgt. Im Ganzen liegen mehr denn 160,000 Leichen auf dem Schlachtfelde. Attila zieht sich in seine Wagenburg zurück und tritt am andern Tage besiegt doch unverfolgt den Rückzug an. Eine alte Sage berichtet aber, daß die Geister der Erschlagenen noch drei Tage lang in der Luft fortgekämpft hätten.

Nachdem er daheim sein Heer wieder gestärkt hatte, brach er im nächsten Frühlinge, 452, über die Julischen

(Kärnthner) Alpen in Italien ein, um sich nunmehr seine Braut sammt einem schönen Brautschatze zu holen. Auch hier verheerte und zerstörte er Alles; Aquileja, Padua, Mailand, fast sämmtliche blühende Städte Norditaliens sinken in Trümmer hin. Jetzt dringt er tiefer hinab, um Rom zu nehmen. Da kommt ihm von dort eine Gesandtschaft entgegen, ein ehrwürdiger Greis an der Spitze, — es ist der römische Bischof Leo, welcher ihn mit feierlichen Worten unter Erinnerung an Alarichs, des Romeroberers, frühen Tod im Namen Gottes bittet und ermahnt, der Stadt und des Landes zu schonen. Von dieser Erscheinung und Rede betroffen, wohl auch durch andere Gründe bestimmt, kehrte Attila um und verließ Italien ganz.

Er geht nach Pannonien zurück. Die Honoria hat er nicht bekommen; dafür nimmt er die schöne Burgunderin Hildigund im folgenden Jahre, 453, zu seinen andern Frauen. Aber in der Brautnacht stirbt er, — nach den Einen vom Messer der Hildigund, nach den Andern an einem Blutsturz. Die Hunnen reiten mit zerschlitzten Gesichtern, seine Heldenthaten singend, im weiten Kreis um seinen Leichnam herum und begraben ihn dann in einem dreifachen — goldenen, silbernen und eisernen — Sarge. Die Gräber seines Grabes werden getödtet, auf daß Niemand erfahre, wo er liegt.

Unter seinen Söhnen, welche um die Herrschaft miteinander stritten, löste sich über ein Kleines das ganze gewaltige Reich auf. Die bezwungenen deutschen Völker erlangten ihre Freiheit wieder. Die Hunnen wurden bald aus Europa gar hinausgeworfen. Und das war ein großes Heil; denn hätten sie Europa dauernd in Besitz genommen, so wäre es um alle Bildung darin und auch um das Christenthum geschehen gewesen. Das litt Gott nicht.

§ 5.

Untergang des Abendländischen Kaiserreichs.

Nachdem dasselbe schon sehr zerbröckelt, ja fast auf Italien zusammengeschmolzen war, neigte es sich immermehr seinem gänzlichen Ende zu.

Der römische Kaiser Valentinian III. hatte sich nach dem Tode seiner ihn stets leitenden Mutter ganz der Sinnenlust ergeben; und er beging so arge Thorheiten, daß er den Aëtius, den Retter Europas vom Hunnenjoche, mit eigner Hand niederstieß. Zum Lohn wurde er von einigen Freunden des Gemordeten selbst niedergemacht, 455.

Kaiser an seiner Statt wurde der Anstifter seiner Ermordung, der Prätorianeroberst Maximus, erfuhr aber auch ein böses Schicksal. Er zwang die Wittwe Valentinians, Eudoxia, eine Prinzessin von Constantinopel, seine Frau zu werden. Im Zorn darüber rief sie den heillosen Genserich in Afrika nach Italien herüber. Dieser, lange schon nach dessen Schätzen lüstern, erschien mit einer mächtigen Flotte noch im nämlichen Jahre, 455. Rom wird blaß und todt vor Entsetzen, als es seine Landung hört. Der neue Kaiser will fliehen; das Volk steinigt den Feigling auf der Straße. Der fürchterliche Vandale kommt vor Rom und nimmt es ohne Mühe ein. Er läßt es nun 14 Tage lang gräulich ausplündern. Da bleibt nichts, was einen Werth hat und fortgeschafft werden kann; alles Geld, alles bewegliche Gut, die Kleinodien der Kirchen, die Bildnisse und Kunstwerke jeder Art, auch das Metall auf den Dächern, an den Mauern und Wänden, alles wird geraubt und mit der Beute aus den übrigen geplünderten Städten in die Schiffe gepackt. Und auch die Kaiserin selbst, die den Unhold herbeigerufen, und ihre zwei Töchter schleppt er zum Dank sammt den andern vornehmsten Römern und Römerinnen als Gefangene mit sich fort.

Unter den geraubten Kostbarkeiten befanden sich auch

die heiligen Tempelgeräthe, welche Titus von Jerusalem nach Rom gebracht hatte, und welche dort im Tempel des Friedens aufgehoben waren. Diese kamen nicht nach Afrika; das Schiff, darein sie gepackt waren, ging unter.

Mit der andern, ungemeinen Beute schmückte Genserich seinen Herrschersitz Karthago aus. So wurde Rom mitgenommen und mußte seine Herrlichkeit an Karthago geben, gleichsam zur Sühne dessen, was es einst an dieser Stadt gethan. So wurde Rom zertreten und Scipio's Ahnung (B. 1, S. 355) ging stückweise in Erfüllung.

Wir dürfen etwas Schönes und Rührendes, das bei der Heimkehr der Vandalen geschah, nicht weglassen. Der (orthodoxe) Bischof Deogratias in Karthago nahm sich mit seiner Gemeinde der elenden Gefangenen auf's Liebreichste und Thätigste an. Man bereitete ihnen in den Kirchen Herberge, pflegte sie Tag und Nacht, kaufte mit den Kirchengütern, mit den werthvollen heiligen Gefäßen ihrer viele los, daß hier Kinder mit ihren Eltern, Gattinnen mit ihren Gatten wieder vereinigt wurden 2c. —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Endzeit des römischen Reiches hin. Nach dem gesteinigten Maximus kamen in 21 Jahten acht Kaiser. Man kann nicht sagen: sie regierten, — aber sie führten den Titel. Und es gab bessere darunter; sie waren aber alle ein Spielball deutscher Fürsten, — des Westgothenkönigs, des Burgunderfürsten, vornehmlich des Sueven Rikimer, — die sie erhoben und wohl selbst wieder stürzten. Ich will doch auch ihre Namen noch nennen: Avitus, Majoranus, Libius Severus, Anthemius, Olybrius, Glycerius, Julius Nepos und Romulus Augustulus (der kleine August).

Als Romulus, ein 15jähriger Knabe, ein Jahr lang den kaiserlichen Purpur getragen, stand das römische Söldnerheer an der obern Donau, welches fast ganz aus Herulern, Rugiern, Schiren und andern Ger-

manen bestand, unter seinem Anführer, dem tapfern Edeling Odoaker, gegen ihn auf, brach über die Alpen herein, bewältigte die Wenigen, die für den Kaiser stritten, und nahm diesen, der sich gar nicht wehrte, zu Ravenna fest. Odoaker empfand Mitleid mit dem hübschen Knaben, tödtete ihn nicht, setzte ihn nur ab und wies ihm das schöne Landgut Lucullianum in Campanien zum Wohnsitz an, wo er einen ihm bewilligten Jahrgehalt in Ruhe verzehren konnte.

Das war also der letzte römische Kaiser, Romulus — es ist sonderbar und klingt wehmüthig — wie der starke Gründer Roms genannt. Und das war das Ende des einst so gewaltigen römischen Reichs, so ruhmlos und armselig ging es unter, 476, nachdem es 1229 Jahre, länger als irgend ein anderes vorher und nachher, gedauert hatte. Deutsche gebieten nun in der allmächtigen Roma und in dem Lande der streitbaren eisernen Männer, die mit der Zeit zu mürbem Thone geworden. Dan. 2, 42. Das Alte ist vergangen, es kommt eine neue christlich-deutsche Welt.

Odoaker wurde von seinen Germanen als König Italiens ausgerufen. Er regierte mit Verstand und Einsicht. Um seine Krieger nützlich zu beschäftigen, gab er ihnen den dritten Theil des italischen Bodens, meist ödliegendes, herrenloses Land, zum Besitze. Für die Italiener behielt er die altgewohnte römische Verfassung bei. Auch ließ er, der Arianische Christ, die im Lande bestehende katholische Kirche im Frieden. So kehrte Ruhe und Ordnung ein, und das erschöpfte Land begann sich wieder zu erholen. (Odowakar = Besitzeswächter.)

Odoaker herrschte in Ehren und mit Macht 14 Jahre, bis ein anderer noch mächtigerer Germanenfürst über ihn kam und nach langem Widerstande seinen Thron umwarf.

§ 6.

Theodorich, der große Ostgothenkönig.

Die Ostgothen — immer wohl zu unterscheiden von den Westgothen — saßen zu der Zeit in Pannonien, gefürchtet vom Griechischen Hofe, welcher ihnen, um sie zahm zu halten, einen namhaften jährlichen Tribut bezahlte. Es lebte aber eines Gothischen Häuptlings Sohn, Theodorich (Dietrich) mit Namen, von seinem 7. bis zum 18. Jahre im kaiserlichen Palaste zu Constantinopel, wo er auf's Ehrenvollste behandelt wurde und die sorgfältigste Erziehung empfing. Derselbe kehrte nach seines Vaters Tode, kräftig an Leib und Geist, nach Hause und übernahm die ihm zugefallene Herrschaft; und da man seine hohe Begabung wahrnahm, stellte sich das ganze Volk unter sein Regiment.

Es wäre aber der Griechische Hof der lästigen und gefährlichen Nachbarschaft gern los gewesen, und so veranlaßte derselbe wie weiland den Alarich, so nun den kühnen Theodorich mit süßen schmeichelnden Worten, nach Italien zu ziehen und dieß schöne Land für sich zu erobern. Und siehe — es war einmal das Wandern in den Leuten jener Zeit — das Gothenvolk steht auf, wohl über eine Million, Groß und Klein, und macht sich fort mit Vieh und aller Habe, 489, und steigt nach langer beschwerlicher Wanderung durch feindliche Horden und Wüsteneien hindurch über die Julischen Alpen in's erstrebte Land herab.

Odoaker stellte sich ihm mit seinen Herulern 2c. mannhaft entgegen, wurde aber von dem jugendlichen Helden Theodorich zu dreien Malen, bei Aquileja, Verona und an der Adda, geschlagen, und zuletzt mit dem Reste seiner Krieger in Ravenna eingeschlossen. Wohl vertheidigte er sich da auf's Muthigste und Tapferste; aber das Jammergeschrei der hungernden Einwohner zwang ihn zuletzt, sich zu ergeben. Er that es gegen Verspruch seines Lebens und seiner Freiheit, ward aber doch nach

wenigen Tagen schon aus Verdacht, daß er auf Empörung sinne, sammt seinen Getreuen getödtet.

Jetzt ließ sich Theodorich als König von Italien begrüßen, das sich ihm bereits ganz zu Füßen gelegt hatte. Mit großer Sorgfalt, Einsicht und Weisheit ordnete er das neuerrichtete Reich. Auch er, wie der vorige König, will die Römer und Germanen nicht verschmelzen, was nicht so schnell gehen kann, was sich mit der Zeit von selbst geben muß; er behandelte beide nach ihrer Eigenthümlichkeit, läßt die Römer nach Römischem, die Gothen nach Gothischem Rechte richten, und nur bei gemischten Händeln stellt er beide unter dasselbe Gesetz. Es lag ihm besonders daran, daß Recht und Gerechtigkeit im Schwange gehe, und er übte strenge Unpartheilichkeit gegen Volksgenossen und Unterjochte. Er war aber auch gar mild und freundlich, ein Vater gegen Alle. Obwohl Arianischer Christ ließ auch er, wie Odoaker, die katholischen Italiener in ihrem Bekenntniß und Gottesdienste ganz ungekränkt. Ohne Rücksicht auf andern Glauben und andere Abstammung besetzte er die Aemter mit den dazu Fähigsten, und da dieß im Allgemeinen die Römer sind, meistens mit Römern. Ihnen überließ er auch, nach ihrem bessern Geschicke dazu, Handel und Gewerbe; nur am Ackerbau nahmen seine Gothen Theil. Den Wehrstand jedoch behielt er ausschließlich seinen Deutschen vor, die er unausgesetzt im Soldatendienst übte. Mit ihnen schirmte er sein ausgedehntes Reich, welches außer Italien noch Sicilien, einen Theil des südlichen Frankreichs und der Schweiz, Tirol, Altbaiern, Salzburg, Kärnthen, Steiermark, Südösterreich, Dalmatien und Westungarn umfaßte. Sicherheit und Ruhe herrscht in seinen Grenzen, Ackerbau, Gewerbe und Handel hebt sich, das Land blüht wieder fröhlich auf, der Wohlstand wächst von Jahr zu Jahr.

Auch Wissenschaft und Kunst, die er in Konstantinopel hatte schätzen gelernt, schützte und pflegte er. Er baute selbst viel, namentlich schöne erhabene Kirchen, an

denen schon der Anfang der später so hochgestiegenen Gothischen Baukunst zu sehen ist.

Großen Ruhm hatte Theodorich wie daheim, so im Auslande. Bis aus Schweden und Altpreußen sandte man ihm ehrende Grüße und Geschenke zu. Besonderes Ansehen genoß der Mächtige unter den andern Germanischen Fürsten, mit welchen er absichtlich nahe Verwandtschaften einging, um desto mehr auf sie zu vermögen. Seinen großen Einfluß benützte er aber auf die edelste Weise, um überall unter den Germanischen Reichen Frieden zu erhalten. Als ein Friedenshort steht er unter den damaligen Völkern da, wenn ihm freilich auch nicht Alles gelang.

Er herrschte in allgemeinen hohen Ehren, in Frieden und Segen 33 Jahre lang. Nur kurz vor seinem Ende noch gestalteten sich die Verhältnisse für ihn trüber und fiel ein trüber Schatten auf ihn selbst. Es entstand, von Constantinopel aus angeregt, eine heftige Bewegung gegen den Arianismus unter seinen Römern und sie ließen selbst gegen ihren arianischen König gehässige Urtheile laut werden. Da erbitterte ihn der Gedanke, daß alle seine ihnen erzeigten Wohlthaten mit Undank vergolten würden, und da ward der milde Fürst zuletzt noch hart und tyrannisch. So ließ er zwei vornehme Römer, Boëthius und Symmachus, aus unbegründetem Verdachte der Verrätherei hinrichten. Aber kurz darauf erwachte sein Gewissen — man sagt: beim Anblick eines auf seine Tafel getragenen großen Fisches mit aufgesperrtem Rachen — und er starb in tiefer Reue, 526. Er hinterließ das Reich seinem Enkel Athalarich unter der mütterlichen Vormundschaft seiner Tochter Amalaswintha, der Wittwe des zum Thronfolger bestimmt gewesenen Fürsten Eutharich.

Anm. Dieser Theodorich, der seine Residenz abwechselnd zu Ravenna und Verona (altdeutsch: Bern) hatte, ist der „Dietrich von Bern", welcher in den alten deutschen Sagen so eine große Rolle spielt.

§ 7.
Die Gründung des Frankenreiches.

Das Volk der Franken (oder Freien), dessen Kern der alte Stamm der Sigambern bildete, stark und wild vor andern Germanen, wohnte ursprünglich zu beiden Seiten des Niederrheins, hatte sich aber seit 414 auch über Belgien nach Gallien hinein verbreitet. Die in der Nähe des Rheins Sitzenden, früher Ubier genannt, hießen nun die Ripuarischen oder Ufer-Franken, die weiter westlich Gezogenen nannte man die Salischen Franken (vom Salogau). Das ganze Volk stand unter mehreren Fürsten.

Von einem sigambrischen Herrscher in der Meruwe (Meergau) stammt das berühmte Königsgeschlecht der Merowinger her, das sich nicht nur der Herrschaft über die salischen Franken bemächtigte, sondern auch des Reiches Grenze weit ausdehnte.

Das geschah schon durch einen Enkel des ersten Eroberers Chlodjo, der den Namen Chlodwing, Chlodwig (Ludwig) führte. Er war ein Zeitgenosse des großen Ostgothen Theodorich und sein Schwager. Erst 15 Jahre alt war er zur Regierung gelangt, 482. Tapferkeit, Schlauheit und namentlich Herrschgier bezeichneten ihn frühe.

Der junge Chlodwig warf sein Auge zunächst auf das Gebiet, welches die Römer auch nach dem Zusammensturz ihres Kaiserreiches in Gallien noch selbstständig inne hatten. Nachdem er sich mit zwei andern Frankenfürsten verbunden hatte, schickte er an ihren Befehlsbaber Syagrius eine Herausforderung zur Schlacht, die dieser annahm. Bei Soissons (Soasson), 486, wurde gekämpft. Es zerschmetterte aber die furchtbare fränkische Streitaxt (Franke genannt) gar grausam die Köpfe der Römer. Sie unterliegen gänzlich, und der letzte Rest vom Römerstaat verschwindet von der Erde.

a. 493 vermählte sich Chlodwig mit der Burgundischen

Prinzessin Klothild, deren Vater Hilperich von dessen Bruder Gundobald erschlagen worden war. Hier giebt's seiner Zeit ein Erbe zu holen.

Klothild war eine Christin, denn die Burgunden hatten von den Galliern, wie diese von den Römern, das Christenthum angenommen; und sie war keine Arianerin, sondern dem Bekenntnisse nach rechtgläubig. Chlodwig dagegen diente mit seinen Franken noch den heidnischen Göttern. Es war der Königin, deren Leben allerdings selbst noch Heidnisches an sich trug, doch ein großer Ernst, ihren Gatten zum christlichen Glauben zu bringen; aber lange mühte sie sich damit umsonst. Zwar ließ er ihr zu Liebe sein erstes Kind taufen; als es aber nach etlichen Tagen starb, meinte er, das komme von dem Zorn seiner Götter, denen er das Kind entzogen. Gleichwohl ließ er ein zweitgebornes auf das dringende Bitten der geliebten Gemahlin abermals taufen; als es aber darnach erkrankte, sprach er mit Zorn zu ihr: Da hast du's, es wird auch sterben! Da betete Klothild inbrünstig um des Kindes Leben zu ihrem Gotte, und Er erhörte sie, es genas. Nun klärte sich Chlodwigs Angesicht wieder auf und er empfing eine bessere Meinung vom Christenthume.

Wie er nun ernstlich nach Burgund hin dachte, kam ihm etwas Anderes dazwischen. Sein Vetter Siegbert, König der Ripuarischen Franken zu Köln, sandte ihm Botschaft, daß er von den Alamannen hart bedrängt werde, und bat um seine Hilfe gegen sie. Die Alamannen saßen zu beiden Seiten des Oberrheins, aber auch noch weiter nach Ost und Nord hin, und sie drängten sich immer weiter am Rheinstrome hinab und in die damaligen Sitze der Franken hinein. Chlodwig säumte nicht, sich aufzumachen gegen das starke Volk von wachsender Macht, das ihm selbst noch gefährlich werden konnte.

Es erfolgt die Schlacht bei Zülpich (zwischen Bonn und Aachen), 496. O ein harter Kampf! Und siehe, die Franken mit ihren nervigten Armen und furchtbaren Streitäxten —

sie beginnen zu weichen. Chlodwig ist voll des Jammers. Da gedenkt er dessen, was ihm seine Klothild so oft von dem allmächtigen Könige der Ehren, Jesus Christus, gesagt hat, und er betet mit Thränen: „O Jesus Christus, den meine Klothild den Sohn des lebendigen Gottes nennt, ich rufe Deine Hilfe an, denn meine Götter verlassen mich. Wenn Du mir in dieser Noth beistehst und noch den Sieg verschaffst, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen!" Nach diesen Worten führt er sein Heer auf's neue vor. Er stürmt gewaltig an. Der Alamannenherzog stürzt; seine Leute fliehen. Chlodwig erringt noch den vollständigsten Sieg. Er dringt in das Land der Feinde selbst ein und erobert es eine gute Strecke am Mittelrhein hinauf und am Main hinauf bis zu dessen Quellen. Damals wurde unser heutiges Frankenland fränkisches Besitzthum.

Nach Beendigung des Krieges empfing Chlodwig christlichen Unterricht von dem ehrwürdigen Bischofe Remigius zu Rheims. Darauf am Weihnachtsfeste (496) ließ er sich mit einer Schwester und 3000 vornehmen Franken in der Kirche des heil. Martin zu Rheims taufen. In dem festlich-geschmückten und beleuchteten Tempel wallte so süßer Weihrauchduft, daß die Franken „Luft des Paradieses" einzuathmen vermeinten. Der Bischof aber sprach zu dem an's Taufbecken herantretenden Könige: „Beuge nun, stolzer Sigamber, demüthig deinen Nacken! Bete an, was du sonst verbrannt hast, und verbrenne, was du angebetet hast!"

Chlodwigs Beispiele folgten allmählig die andern Franken nach und traten in die christliche Kirche (katholischen Bekenntnisses) ein. Und wenn man die Größe und die so hochanwachsende Macht dieses Volkes ermißt, so erkennt man auch, welch' außerordentlich hohe Bedeutung Chlodwigs Bekehrung für die Ausbreitung des Christenthums auf Erden hatte. Geleugnet aber kann nicht werden, daß sein Christenthum fast nur ein äußerliches war; sein Wesen er-

scheint nach seiner Taufe bis zu seinem Ende kaum oder um nichts besser als vorher.

a. 501 ging er nun gegen Burgund, unaufhörlich von Klothilden dazu angetrieben, welche bei ihrem gutkatholischen Glauben doch noch Blutrache nehmen zu müssen glaubte. Er überwand den Gundobald in der Schlacht bei Dijon. Indessen waren die Umstände darnach, daß er doch säuberlich mit ihm zu fahren sich bewogen fand; und weiterhin mußte er ihn ganz in Ruhe lassen, denn der Ostgothe Theodorich nahm ihn in seinen Schutz.

Darnach machte er sich an die Westgothen in Gallien, die er in der Schlacht bei Vouglé, 507, besiegte, und denen er den größten Theil ihres Gebietes abnahm. Er würde sie ganz aus Gallien hinaus über die Pyrenäen geworfen haben, wenn nicht der Schwager Theodorich ein ernstes Wort darein gesprochen hätte.

Etwas unternahm er noch, das ihm völlig gelang, zu gewaltiger Erhöhung seiner Macht, aber auch zu seiner tiefsten Schmach. Er brachte alle Franken, die Salischen und Ripuarischen, unter sein Scepter, indem er sämmtliche andere Frankenfürsten, seine lieben Vettern, durch abscheuliche Hinterlist aus dem Wege räumte.

Doch nicht lange erfreute er sich seiner Alleinherrschaft; er starb schon 511 zu Paris im 45. Lebensjahre. Er hat aber das mächtige Frankenreich gegründet, das späterhin noch um vieles größer und auf anderthalb Jahrhunderte der Hauptschauplatz der Weltgeschichte werden sollte.

Zunächst theilten sich Chlodwigs vier Söhne darein. Der älteste bekam Austrasien, die östliche nach Deutschland herüber sich erstreckende Seite des Reichs; die drei andern erhielten Neustrien (Neuwestrien), die westliche Seite desselben. Diese Brüder herrschten in Einigkeit nebeneinander, bis dem jüngsten, der die andern überlebte, Chlotar I., wieder das ganze väterliche Erbe zufiel, 558. Es war aber schon jetzt noch bedeutend vermehrt; die

Brüder hatten das ganze Burgund und den größten Theil von Thüringen, wo um jene Zeit ein Königreich bestand, auch namhafte Stücke vom Ostgothenreich außerhalb Italiens dazu gebracht. Auch die Bojoarier, die früheren Markomannen, welche die keltischen Bojer vertrieben hatten, und im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts, selbst von Slaven gedrängt, über die Donau schritten und nach (Alt-)Baiern einwanderten, hatten sich unter fränkische Oberhoheit gestellt. Ein schönes Reich bereits! Es erstreckte sich vom Atlantischen Meer und den Pyrenäen bis zur Unstrut in Thüringen.

Chlotars I. vier Söhne lebten nicht im Frieden miteinander. Es erfolgte eine Zeit innerer Kämpfe, jammervoller Bruderkriege und fürchterlicher Gräuelthaten. Insonderheit waren es zwei fränkische Königsweiber, die Fredegund und Brunhild, welche mit unsäglicher Rach- und Mordgier gegeneinander und ihre Geschlechter wütheten. Das Frankenreich erhielt sich zwar in seiner Größe, wuchs selbst noch durch den Ueberrest des Westgothenreichs in Gallien, aber die folgenden Merowingischen Fürsten wurden immer kleiner, d. h. schwächer.

Wir haben hier zwei Bemerkungen beizufügen, von denen die erste besonders zu beachten ist:

1. Schon von Chlodwig an begann sich das altgermanische (s. II, 1.), später so stark hervortretende und gleichsam das ganze politische Leben tragende Feudalwesen weiter auszubilden. Bei Eroberung fremder Länder gab nämlich der König von seinem Antheil an den Ländereien, welcher bei weitem der größte war, Besitzthümer an die Edeln seines Gefolges mit der Verpflichtung ab, ihm dafür bestimmte Dienste an seinem Hofe zu leisten und namentlich mit einer gewissen Zahl von Kriegern zu seinen Kämpfen stets bereit und gewärtig zu seyn. Man bezeichnete solch ein Gut mit dem alten Namen „Feod oder Feudum“ (Lehengut), doch auch mit dem lateinischen „beneficium“ (Wohlthat). So hießen wiederum die Empfänger der Feode wie sonst „Dienst-

mannen, Leute“, auch „Getreue“, auch „Vasallen“ jetzt. Diese unmittelbaren Vasallen des Königs wurden die Mächtigsten im Staate. Aber die Großen des Reichs gaben hinwiederum einzelne Theile ihrer eignen Güter unter ähnlichen Bedingungen an Geringere ab; es geschah auch, daß bisher freie Allodbesitzer um des Schutzes willen selbst mit ihren Gütern in Lehenabhängigkeit bei Vornehmern traten, so hatten demnach Vasallen selbst wieder Vasallen oder Getreue. Der Lehnsherr konnte beim Tode des Belehnten das Feudum zurücknehmen, denn es war nur auf Lebenszeit geliehen; aber frühe schon wurde es gebräuchlich oder geschah es doch häufig, daß die Lehen sich auf die Kinder vererbten. In diesem Vasallenverhältnisse kamen die schönsten Exempel von Anhänglichkeit, Hingebung und Treue vor. Willst du ein wunderschönes tiefrührendes Bild davon schauen, so lies: „Eckart, den treuen Knecht“ von Ludwig Tieck. —

2. Die Franken sprachen natürlich auch in Gallien ihre deutsche Sprache fort; aber es waren darin schon zwei Sprachen, die alte keltische der Ureinwohner und die lateinische der Römer. Wie nun die verschiedenartigen Menschen in diesem Lande mit der Zeit sich vermischten und zu dem Einen Volk der Franzosen wurden, so vermischten sich auch die drei Sprachen zu Einer, zur französischen. Doch bis dahin dauerte es Jahrhunderte lang. Auch ist hiebei nicht zu übersehen, daß der große Theil des Frankenreiches, welcher in Germanien lag, reindeutscher Zunge blieb.

§ 8.

Justinian und seine Feldherrn.

Wir müssen jetzt, liebe Leser, auf das Morgenländische Kaiserthum hinüberblicken, mit welchem wir uns freilich im Ganzen wenig mehr beschäftigen können. Dasselbe hatte sich über den Zerfall des Abend-

ländischen hinaus und bisher immer noch in sehr großem Umfange erhalten, indem es mit Geld und List die Angriffe der barbarischen Völker abwendete. Doch war es unter meist schwachen Kaisern in sich recht schwach geworden und in vielfache Verwirrung gerathen.

Einen neuen Aufschwung gewann es indessen unter dem Kaiser Justinian I., der von 527 bis 565 mit großem Ruhme regierte. Er war ein sehr kluger und politischer Kopf, unermüdlich arbeitsam und thätig, dazu ein entschieden orthodoxer Christ; doch hinwieder unmäßig eitel und ehrsüchtig, nicht immer redlich handelnd, undankbar gegen seine besten Freunde. Seine Gemahlin Theodora, eine gewesene Schauspielerin und dann majestätische Fürstin, seine erklärte Mitregentin, war noch verständiger als er und viel willenskräftiger und trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei. Das Meiste jedoch von dem Glanze, der seine Herrschaft umgab, kommt auf Rechnung seiner zwei großen Feldherrn, die wir im Verlaufe der Geschichte dieses Paragraphen kennen lernen werden.

Justinian — welch hoher Gedanke! — wollte das Kaiserreich ganz wieder herstellen, wie es unter Constantin dem Großen gewesen. So sehr ihn nun die Verhältnisse begünstigten, konnte er sein Vorhaben freilich doch nicht gar hinausführen; etwas aber glückte ihm.

Zunächst ward ihm von den Stücken des ehemaligen Abendländischen Reiches Afrika zu Theil. Die Vandalen dort waren durch Schwelgerei und Wollust verweichlicht. Der Kaiser schickte seinen Feldherrn Belisar gegen sie. Dieser war unzweifelhaft der erste Mann seiner Zeit, — groß und stark an Körper, schönen, edeln Angesichts, weise, rechtlich, mäßig, keusch, milde, unerschütterlich treu seinem Herrn und demüthig ergeben bei Kränkungen und Trübsalen, dazu der vorzüglichste Kriegsführer seiner Zeit. Mit nur 15,000 Mann landete er an der afrikanischen Küste. Doch fiel dort gleich die alte Bevölkerung, welche von den Vandalen hart miß-

handelt und besonders auch ihres katholischen Glaubens halber verfolgt wurde, allenthalben dem rechtgläubigen und freundlichen griechischen Feldherrn zu. Und als nun der Vandalenkönig Gelimer mit einem Heere gegen ihn heranzog, schlug er ihn auf's Haupt. Belisar zog mit fröhlicher Musik in die Hauptstadt Karthago ein, ohne Morden, ohne Plünderung. In drei Monaten hat er das ganze Land erobert, und führt bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel den gefangenen Gelimer und die von den Vandalen geraubten Schätze Roms und Italiens im Triumphe mit auf. Afrika wurde jetzt eine Griechische Statthalterschaft, genannt Exarchat. Das rohe Vandalenreich endigte nach 95jährigem Bestehen, 534.

Nun wendete Justinian seinen Blick auf das Ostgothenreich in Italien, dem unerwartet schnell von seiner Höhe herabzusinken beschieden war. Er nahm einen Vorwand, dasselbe zu bekriegen. Dort hatte Amalaswintha, die Tochter des großen Theodorich, nach dem frühen Tod ihres Sohnes Athalarich (s. § 6) in ihrem eignen Namen regiert, und als die Gothen mit dem Weiberregimente, wie respectabel immer, für die Länge nicht zufrieden seyn wollten, ihren Vetter Theodahat zum Gemahl und Mitregenten angenommen. Dieser schlechte Mensch hatte sie aber, 435, um allein zu herrschen, im Bade erdrosseln lassen. Da wollte nun Justinian den Mord der Königin rächen.

So entsandte er seinen bewährten Belisar, jedoch mit noch weniger Kriegsvolk als das vorige Mal, mit nur 7000 Mann. Gleichwohl bemächtigte sich derselbe alsbald der Insel Sicilien, ging von da auf das Festland herüber und schritt auch hier tapfer vorwärts, wobei ihm allerdings wieder seine Orthodoxie sehr zu statten kam. Die katholischen Italiener öffneten dem Glaubensgenossen überall gern die Thore; selbst die Stadt Rom nahm er durch die Mithilfe ihrer Bewohner ein.

Unterdessen hatten die Gothen den feigen Theodahat, der immer zögerte, gegen die Griechen vorzugehen, abge-

setzt, ja getödtet, und den tüchtigen **Witigis** zu ihrem Könige gemacht. Dieser rückte mit einem zahlreichen Heere vor Rom und belagerte den Belisar darin. Er that es ein ganzes Jahr vergebens. Belisar vertheidigte sich mit seiner Handvoll Leute auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise, bis ein Hilfsheer von Konstantinopel eintraf und ihn frei machte. Und nicht lange darnach schloß er den **Witigis** in Ravenna ein, und die Gothen verlieren den Muth und übergeben ihm die fast unbezwingbare Veste, was die Gothischen Frauen so schimpflich dünkt, daß sie ihren Männern darüber in's Angesicht spucken. Belisar hätte ohne Zweifel die Gothen gleich ganz aus Italien vertrieben, wenn ihn nicht der mißtrauische Kaiser — aus seinem Siegeslauf abgerufen hätte, 540. Er geht ohne Murren heim und bringt seinem Kaiser den gefangenen König Witigis und den Schatz des großen Theodorich mit.

Nach seiner Entfernung ermannten sich die Gothen wieder; sie hoben den trefflichen **Totila** auf den Schild, und unter seiner Führung eroberten sie einen großen Theil Italiens zurück.

Darüber ärgerte sich natürlich Justinian sehr, und nun mußte doch der zurückgesetzte Held Belisar wieder hervor und abermals nach dem zum Besitze so gewünschten Lande. Aber der Kaiser gab ihm aus Eifersucht, als sollt' er doch — wie wunderlich! — nicht allzu Großes vollbringen, nur wenig tüchtige Mannschaft mit, so daß er gegen die neuermuthigten Gothen nichts Erkleckliches ausrichten konnte, und es nur seiner außerordentlichen Feldherrnkunst zuzuschreiben war, daß er nicht ganz unterlag. Belisar ruft und fleht, wie einst Hannibal nach Karthago, umsonst um Unterstützung nach Konstantinopel hinüber; da begehrt er nach fünfjähriger Verlassenheit seine Abberufung, die auch erfolgt, 549. (Sehr schlecht wurde der große Mann sonst noch von seinem Kaiser behandelt; daß dieser ihm aber zuletzt die Augen habe ausstechen lassen und daß der greise blinde Feldherr mit einem hölzernen Teller

in der Hand auf den Straßen Constantinopels um Almosen gebettelt habe, das ist ein Mährlein.)

Aber Italien kann sich der Kaiser nicht entgehen lassen! Er sendet jetzt seinen andern großen Feldherrn, den Narses hin. Das war ein persischer Eunuche oder Verschnittener, kleinen und dürren Leibes, aber von großer Geistes- und Thatkraft. Und dieser brachte ein auserlesenes Heer von fast lauter angeworbenen Germanen, Langobarden, Gepiden und andern, mit sich. Bei Tagenä, am Fuße der Apenninen, rennt Narses mit Totila zusammen, 552. Heldenmüthig ringen die Gothen; allein die frischere Kraft ihrer Germanischen Brüder wirft sie zu Boden. Totila fällt; Tausende seiner Leute liegen um ihn auf dem Schlachtfelde. Die Macht der Gothen ist gebrochen für immer. Noch einmal wohl raffen sie sich auf; sie wählen ihren Besten, den Tejas, zum Könige; sie greifen den Feind an auf Leben und Tod. Am Fuße des Vesuvs war es, da kämpfen sie noch den verzweifeltsten Kampf, erleiden aber eine nochmalige völlige Niederlage. Tejas, der wie ein Fels im Gewitter steht, und wie ein Gewitter seine Blitze so seine Speere schleudert, wird von einem feindlichen Wurfspieß durchbohrt, als er eben wieder seinen Schild wechselt, an welchem zwölf aufgefangene Geschosse herabhängen. Seine zusammengeschmolzene Schaar kämpft aber noch bis zum Abend und mit dem neuen Tage bis zum andern Abend fort, an dem dann das Häuflein der Uebriggebliebenen gegen freien Abzug die Waffen senkt. Sie ziehen fort, man weiß nicht wohin. Sie und die sonst noch Vorhandenen des Volkes, die sich theils ergeben, theils in die Alpen flüchten, sie verkommen unter den andern Völkern, und von dem großen herrlichen Ostgothenstamme verschwindet jegliche Spur. Indessen ist er nicht unrühmlich untergegangen.

Italien wurde nun gleichfalls ein Griechisches Exarchat. Der Exarch (Statthalter) residirte aber auch nicht in Rom, sondern in Ravenna; die alte Hauptstadt

blieb verworfen. Es sah nun aber das ganze einst so blühende, gesegnete Land wie ein verworfenes aus. Wie schrecklich war es durch den 19jährigen Krieg und dazu noch durch Einfälle wilder Germanischer, namentlich Alamannischer Horden, die zu derselben Zeit stattfanden, zugerichtet worden! Weite Strecken lagen „wüst und leer", völlig verödet und von Menschen entblößt! Denn außer dem würgenden Schwerte hatte auch der Hunger Unzählige hingerafft.

Wir haben gesehen, wie Justinian I. durch seine Feldherrn groß wurde und einen ziemlichen Theil, ja auch das Stammland des untergegangenen Römerreiches an sich brachte. Indessen erlitt er doch auch harte Stöße von Osten und Norden her, von Osten durch die Neuperser, die er nur durch angestrengten Kampf und schmählichen Tribut zurückhalten konnte, von Norden durch die greulich rohen Bulgaren, welche bei ihren Einbrüchen Alles zerstörten, was ihnen unter die Hände kam, und einmal raubend, sengend und mordend bis unter die Thore seiner Hauptstadt vordrangen. Diese Menschen waren so grausam, daß sie lebendige Kinder auf spitzige Pfähle spießten oder sie ihren bestienartigen Hunden zur Fütterung vorwarfen.

Wir müssen von Justinian noch Etliches anführen, wodurch er seine Regierung im Frieden oder im Innern glänzend gemacht hat. Er baute viele und starke Festungen, eine Menge Brücken und Wasserleitungen, Krankenhäuser und Kirchen, blos in Constantinopel 25 neue Kirchen. Unter diesen befand sich die schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, die er weit größer und prächtiger aufbaute, als sie vorher war. Noch heute steht sie da und wird mit freudigem Staunen betrachtet, aber auch mit Schmerz, denn sie ist jetzt eine Moschee, d. h. ein muhammedanisches Gotteshaus (s. X, 11). An ihr haben 10,000 Menschen sechs Jahre lang gearbeitet. Sie ist wahrhaft prachtvoll. Ihre Mauern, aus Ziegelsteinen, sind innen ganz mit Marmorplatten ausgelegt; der Fuß-

boden ist Mosaik, d. h. aus verschiedenfarbigen Steinen künstlich zusammengesetzt; das Herrlichste daran ist aber die innen ganz vergoldete und außen mit einer kostbaren Säulengallerie umgebene Kuppel, welche auf einem aus Arkaden (Gewölbbögen) gebildeten Kreuze ruht und wie in der Luft schwebt. Justinian selbst rief bei dem Anblicke des vollendeten Werkes begeistert aus: „Gelobt sei Gott, ich habe dich überwunden, Salomo!“

Hochberühmt ist dann sein Gesetzbuch, welches er vornehmlich mit Beihilfe seines ausgezeichneten Ministers Tribonianus zu Stande brachte. Dieses besteht

1) in einer Sammlung der Edikte früherer Kaiser mit den Erklärungen der besten Rechtsgelehrten — codex Justinianeus oder auch die Pandecten,
2) in neuern von Justinian selbst erlassenen Verordnungen — Novellen, und
3) in einem wissenschaftlichen Grundrisse des römischen Rechts — Institutionen genannt.

Das Ganze heißt corpus juris und ist die Grundlage aller folgenden Gesetzgebung bis auf unsere Zeit. Am Corpusjuris zerstudiren sich noch heutzutage alle jungen Juristen, und die alten haben darin noch nicht ausgelernt.

Endlich gehört diesem Kaiser noch ein vorzüglicher Antheil an der Einführung des Seidenbaues in Europa. Bisher war nur das östliche Asien, vornehmlich China, im Besitze desselben und die Seidenzucht anderwärts ein Geheimniß. Bekannt war das feine Produkt heraußen schon länger und sehr hochgeschätzt, aber auch, weil nur durch Karawanen auf dem längsten und beschwerlichsten Wege zu bekommen, überaus theuer; ein Pfund Seide kostete, wenigstens zur Zeit des Augustus, ein Pfund Gold. Aber zwei griechische Mönche, welche auf einer Missionsreise bis in den fernen Osten Asiens gedrungen waren, lernten dort das Geheimniß der Seidengewinnung kennen, sagten bei ihrer Rückkehr dem

Kaiser davon, reisten sodann, von ihm mit reichlichen Mitteln versehen, nochmals dorthin und brachten dießmal in ausgehöhlten Stäben eine Menge Sameneierchen mit zurück. Aus diesen krochen in gehöriger Wärme Würmchen heraus und fanden auch in Griechenland Maulbeerbäume, von deren Blättern sie sich nähren, bis sie sich die Seide aus ihrem Leib heraus um sich herum zum Sarge spinnen.

Justinian starb nach achtunddreißigjähriger Regierung im 83. Lebensjahre.

§ 9.

Die Langobarden.

Die Herrschaft der Byzantiner über Italien war nicht von Bestand; schon unter Justinians nächsten Nachfolgern gieng sie größtentheils wieder verloren.

Wir haben im vor. § den Namen der Langobarden gehört. Sie waren ein kräftiger und rauher Germanenstamm, der sich aus seinen nördlichen Wohnsitzen an der untern Elbe nach Pannonien gezogen. Sie hatten da (wenigstens nach der Mehrzahl) den christlichen Glauben, jedoch Arianischen Bekenntnisses, angenommen. Und was es überhaupt noch für ein Christenthum gewesen sein mochte, das werden wir an ihrem jungen Heldenkönig Alboin (Alpwin) sehen, der um 556 über das Volk zur Herrschaft kam.

Alboin bekriegte die östlich angrenzenden, den Gothen verwandten Gepiden, mit welchen deutschen Brüdern die Langobarden schon manchen Kampf auf Mord und Tod gestritten hatten, und die er jetzt bis zur völligen Vernichtung besiegte. Den Schädel des erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund nahm er nach alter heidnischer Germanensitte zur Trinkschale, dessen Tochter aber, die reizende Rosamund, mußte sich fügen, seine Frau zu werden.

Es hatten aber diejenigen Langobarden, welche aus dem Gothenkrieg heimgekehrt waren, den andern viel ge-

rühmt von dem milden Himmel Italiens und von der Schönheit des Landes, die auch noch aus seiner Verwüstung herausblickte; darüber waren sie alle lüstern darnach geworden. Und wirklich zogen sie, wie vordem die Ostgothen, a. 568 mit Sack und Pack, Weib und Kind aus Pannonien dahin und machten damit den Beschluß der großen Völkerwanderung. Als sie über die Kärnthner Alpen herabgestiegen waren, eroberte der tapfere Alboin mit seinen streitbaren Mannen eine Stadt nach der andern und fast ganz Oberitalien mit leichter Mühe, schlug zu Pavia seine Residenz auf und herrschte von da über sein neugegründetes Reich. Und wir haben also nun auch ein Italisches Langobardenreich. Von diesen hat Oberitalien den Namen Lombardei (Lamparten) empfangen, den ein großer Strich desselben heute noch führt; früherhin gehörte aber auch Turin oder Piemont dazu.

Alboin endete schon nach 5 Jahren, 573, auf eine gewaltsame Weise sein Leben. Bei einem Freudenmahle trank er aus Kunimunds Schädel und hielt ihn dann seiner neben ihm sitzenden Gemahlin hin; und ob sie sich mit Grauen und Entsetzen wegwendet, es hilft ihr nichts, trunkenen Muthes zwingt er sie, aus ihres Vaters Schädel zu schlürfen. Darauf stiftete die Empörte seinen Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo an, ihn in seinem Schlafgemache, dahin sie beide selbst führt, zu erwürgen.

Wiewohl darüber einige Verwirrung im Reiche der Langobarden entstand, setzten sie doch ihre Eroberungen fort und nahmen auch einen großen Theil des mittlern und untern Italiens weg, so daß den Griechen nur mehr die festesten Städte, wie Ravenna, Rom, Neapel, mit ihren Umgebungen und einige Küstenstriche blieben. Die Langobarden beließen übrigens den Einwohnern ihre Ländereien, forderten dagegen den dritten Theil der Früchte davon; sie selbst trieben Krieg und Jagd.

a. 584 wurde Autharis König dieses Volks. Er

hörte den Ruf von der so lieblichschönen, kenntniß- und geistreichen und inniggottseligen Theudelind, welche die Tochter des Bayernherzogs Garibald und bereits Christin war, obschon die Menge der Bojoarier damals noch dem Heidenthum fröhnte. Da schickte Autharis eine Gesandtschaft nach Bayerland, durch die er um ihre Hand werben ließ; er stellte sich aber selbst an die Spitze derselben und warb so unerkannt selbst um die holdselige Prinzessin; und nicht umsonst. Da er nun einen ausgetrunkenen Becher, den ihm Theudelind gereicht hatte, zurückgab, drückte er mit dem Finger ihre Hand und strich mit der Hand über ihre Wange, darob diese verschämt sich röthete und ihr Herz sich verwunderte; doch gab er sich nicht gar zu erkennen. Auf der Heimreise aber, als er mit Bayerischem Geleit an die Grenze seines Reichs gekommen war, da schmetterte er seine Streitaxt tief in einen Baum hinein und sprach: „So sind die Hiebe eines Königs der Langobarden!“ da erkannten sie ihn mit hoher Freude.

Autharis lebte überaus glücklich mit der vortrefflichen Bayerischen Fürstentochter, doch nur wenige Jahre; schon 590 drückte sie ihm die Augen zu. Und so viel galt sie bei seinem ganzem Volke, daß es nach Autharis Tod erklärte, „derjenige solle König nach ihm sein, den Sie sich zum Gemahle wählen würde.“ Sie erkor den Agilulf, Herzog von Turin, und alles Volk jauchzte ihm zu als Könige.

Theudelind war eine Gottesgelehrte. Sie wechselte Briefe mit dem großen Bischofe Gregor von Rom; er sandte ihr seine Schriften, und ihre Antworten bewiesen, daß sie den Inhalt derselben wohl begriff.

Noch etwas Hochlöbliches müssen wir von dieser edlen Frau erwähnen. Selbst der rechtgläubigen Kirche herzlichst zugethan, brannte sie von heiligem Eifer, das katholische Christenthum unter ihrem Volke auszubreiten, und in Befolgung des guten Raths, mit dem Gregor ihr beistand, brachte sie es auch dahin, daß die Langobarden mehr

und mehr von der Arianischen Irrlehre sich abwandten und endlich allesammt in die katholische Kirche eintraten. Und da um diese Zeit auch die Germanischen Völkerschaften in Spanien dem Arianismus entsagten, so verschwand derselbe nunmehr, Gott sei gelobt, aus der Christenheit.

Das Langobardische Reich bestand 200 Jahre, dann erlag es dem großen Frankenreiche.

§ 10.

Die christliche Kirche vom 5. zum 7. Jahrhundert. Augustin. Gregor I.

Der Herr gab seiner Kirche auch in dieser Zeit noch ausgezeichnete Lehrer; aber sie wurden seltener. Der vorzüglichste von allen ist

Augustinus,

welcher, schon 354 zu Tagaste in Numidien (Afrika) geboren, doch vornehmlich erst im 5. Jahrh. leuchtete. Seine christliche Mutter Monika sprach viel fromme Worte an des Kindes und Jünglings Herz; aber er ward hoffärtig, leichtsinnig und gab sich dem fleischlichen Leben hin. Bei seinen außerordentlichen Geistesgaben erwarb er sich indessen viele menschliche Kenntnisse. Er wurde Lehrer der Beredtsamkeit zu Tagaste, zu Karthago, zu Mailand. Besser aber ward er nicht, wiewohl er nach Wahrheit zu suchen begann und Unruhe und zu Zeiten Schrecken in seinem Gewissen fühlte. Seine fromme Mutter betete und weinte so viel um ihn, daß einst der damals noch lebende alte Bischof Ambrosius (III. 10) mit den Worten sie tröstete: „Es ist unmöglich, daß ein Kind so vieler Gebete und Thränen sollte verloren gehen.“ Und so erfand sich's. Augustin wurde immer unruhiger. Einstmals gieng er im Garten und sein Herz drängte ihn zum Gebete. Da hörte er — wie eine singende Kindesstimme aus des Nachbars Hause — mehrmals die Worte: „Nimm und lies!“ In der Gartenlaube lag ge-

rade die Bibel, er schlug sie auf und seine Augen fielen zuerst auf die Worte Röm. 13, 13: „Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht ꝛc.“ Sie schnitten tief in sein Herz ein, nnd von Stund an entsagte er seinem schlechten Lebenswandel und gab sich dem Dienste Jesu hin zur unbeschreiblichen Freude und Wonne seiner erhörten Mutter. Es ist sehr bemerkenswerth, daß er dem Herrn im herzlichen Glauben zufiel, sobald er sich von seinem Sündenleben geschieden hatte; denn dieses ist eben der Hauptgrund des Unglaubens der Kinder dieser Welt. Und im Glauben an den allmächtigen Sohn Gottes wurde er ein ganz neuer Mensch, also daß er im Bewußtsein seiner ewigen Verdorbenheit sich selber „ein Wunder der Gnade“ Gottes nennt. Mit dem regsten Eifer forschte er jetzt in Gottes Wort, und bei seinen seltenen Gaben erlangte er ein ungewöhnlich hohes und tiefes Verständniß der göttlichen Wahrheit. Ob seines heiligen Wandels und seiner ausnehmenden Gottesgelehrtheit wurde er a. 396 zum Bischofe von Hippo in Afrika erwählt, woselbst er nun 34 Jahre lang in höchstem und weit über sein Bisthum hinausgehendem Segen wirkte. Gott machte ihn zu einem ganz auserlesenen Rüstzeuge und großen Licht der Kirche für alle Zeit. Von den Aposteln an bis auf Luther ist kein größerer Gottesgelehrter aufgestanden als Augustin. Er hat viel Herrliches geschrieben, z. E. seine „Confessionen oder Bekenntnisse“, sein Buch „vom Gottesstaate“. Am preiswürdigsten ist aber seine Vertheidigung der biblischen Lehre von der göttlichen Gnade wider einen damals dagegen auftretenden argen Irrthum, davon wir sogleich hören werden. Der herrliche Mann starb 430 zu Hippo, eben als die schrecklichen Vandalen (§ 3) diese Stadt belagerten; die Gräuel der Verwüstung an seinem Bischofssitze durfte er nicht mehr erleben. —

Es war ein Britischer Mönch, Namens Pelagius,

welcher sich längere Zeit in Rom aufgehalten und a. 410 nach Afrika hinüber begeben hatte. Dieser lehrte: „Es giebt keine Erbsünde. Der Mensch ist bei seiner Geburt in demselben Zustande wie Adam bei seiner Erschaffung. Er besitzt natürliche Willenskraft genug, gut und fromm zu leben; ja es ist von Natur eine gewisse Heiligkeit in seiner Seele herrschend; so kann er aus sich selbst ein Leben führen, welches ihn des Himmels würdig macht.“ Gegen diesen schweren Irrthum trat nun der hocherleuchtete Augustin auf; er wies auf's Scharfsinnigste und Ueberzeugendste aus Gottes Wort und der Erfahrung nach, daß jeder Mensch von Natur sündig und verdammlich sei und unvermögend, sich selbst aus seinem Elende emporzuringen; nur die freie (durch kein Verdienst des Menschen gebundene) Gnade Gottes könne ihm helfen, die durch Christi Versöhnungswerk seine Sündenschuld tilge und durch Mittheilung des h. Geistes ihm Kraft zum seligmachenden Glauben und zu einem neuen gottgefälligen Leben verleihe. — Es war vornehmlich der mächtigen Wirksamkeit Augustins zu danken, daß die Irrlehre des Pelagius auf der Synode zu Karthago a. 418 und andern Kirchenversammlungen verworfen und allseitig unterdrückt wurde. Und das war ein großes Heil; es handelte sich ja augenscheinlich um das ganze Christenthum, denn nach Pelagii Lehre hätten wir gar keiner Erlösung bedurft.

Zu derselben Zeit entstand noch ein andrer Kirchenstreit, der noch viel allgemeiner und heftiger geführt wurde. Er betraf einen schwierigen Gegenstand, der aber doch nicht ohne wesentliche Bedeutung ist. Die Lehre von der Gottheit Christi war kirchlich festgestellt, aber noch nicht das Verhältniß seiner Gottheit zu seiner Menschheit. Nun lehrte der Bischof Nestorius zu Konstantinopel: Man könne die Maria nicht „Gottesgebärerin“ nennen; sie habe nur den Menschen Jesus geboren, denn „die göttliche und menschliche Natur in Christo sei gänzlich getrennt.“ Das war

allerdings irrig; denn dann hätte nur der Menschensohn, nicht auch Gottes Sohn das Erlösungswerk vollbracht, und wir müßten zweifeln, ob es auch wirklich vollbracht sei. Darüber griff nun der Bischof Cyrillus von Alexandrien den Nestorius an, und es entstand eine große Bewegung namentlich in der Morgenländischen Kirche. Es wurde deßhalb a. 431 zu Ephesus die dritte Oekumenische Synode gehalten. Hier ward die Lehre des Nestorius als ketzerisch verurtheilt und er selbst abgesetzt. Er behielt jedoch viele Anhänger, welche sich nach Mesopotamien und Persien und tief in Asien hinein zogen und eine eigene Sekte bildeten, die Nestorianer, die sich noch heutzutage unter dem Namen „Chaldäische oder Thomas-Christen" finden.

Der Streit war noch nicht aus. Denn im Gegensatze zu der gerügten Irrlehre behauptete darnach ein gewisser Eutyches, Abt eines Klosters bei Constantinopel, daß bei Christo die göttliche und menschliche Natur sich nicht blos zu Einer Person verbunden, sondern zu Einer Natur vermischt habe. Das war aber selbst wieder falsch, denn da hätte mit der Gottheit und mit der Menschheit Christi eine Veränderung vor sich gehen müssen, daß er nicht mehr wahrer Gott und nicht mehr wahrer Mensch gewesen wäre. Indessen nahm sich der Nachfolger des Cyrill, der Alexandrinische Bischof Dioskurus, dieser Lehre an und setzte sie auf einer Synode zu Ephesus, 449, mittelst bewaffneter Mönchsschaaren durch. Es gieng auf dieser Synode sehr übel her und man nannte sie nachher nur „die Räubersynode". Zwei Jahre später, 451, wurde ein Viertes Oekumenisches Concil zu Chalcedon (in Kleinasien) gehalten, auf welchem 630 Bischöfe zugegen waren. Hier verdammte man die Lehre des Eutyches und setzte fest: „in Christo seien die zwei Naturen, die göttliche und menschliche, unvermischt, aber auch unzertrennlich zu Einer Person verbunden, so daß er in Einer Person unzertrennlich wahrer Gott und wahrer

Mensch, doch ohne Sünde sei." Das ist auch die rechte Lehre und Gott zu danken, daß auch hier noch die Wahrheit sich durchgekämpft hat. Es blieb jedoch dem Eutyches ein großer Anhang, Monophysiten (Eine Natur Behauptende) genannt; sie bestanden, von der Kirche ausgeschieden, namentlich in Syrien und Egypten fort, und es kommen solche noch heute unter dem Namen „Jakobiten" vor.

Ruhe war darum noch nicht, auch innerhalb der Kirche nicht. Die Bewegung wegen der Lehre von den zwei Naturen Christi dauerte bis in's sechste und siebente Jahrhundert hinein. Die Morgenländischen Kaiser mischten sich drein, wollten durch kaiserlichen Befehl den Glauben bestimmen, wodurch sie die Sache nur verschlimmerten. Einige dachten die Orthodoxen und die Monophysiten durch den Lehrsatz zusammenbringen zu können, „daß in Christo wohl zwei Naturen, aber nur Ein Wille sei." Die Folge war aber nur ein neuer tobender Streit und eine Sekte, die „Monotheleten" (Einen Willen Behauptende). Auch solche Leute haben sich in den Maroniten des Libanon bis auf unsere Tage erhalten.

Bei all diesen Streitigkeiten spielten die Morgenländischen Mönche, deren Zahl Legion hieß, eine Hauptrolle; und sie kämpften mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sie Faust, Prügel und Schwert dabei gebrauchten. Auf der Räubersynode zu Ephesus mißhandelten sie den Bischof Flavian von Constantinopel so, daß er in Folge davon starb. Ueberhaupt zeigten sich die Morgenländischen Klosterbrüder so frühe schon in einer sehr schlimmen Gestalt; das war ein unnützes, faules und zügelloses Volk von „Heiligen" geworden!

Im Abendlande aber, dahin das Mönchsthum sich auch verpflanzt und woselbst es ebenfalls sich sehr verschlimmert hatte, erhielt dasselbe in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts eine neue und bessere Einrichtung. Das geschah durch Benedict v. Nursia (im heutigen

Kirchenstaate). Derselbe widmete sich schon als zarter Jüngling, den Sünden Roms entfliehend, einem heiligen Leben in der Einsamkeit. Da sich aber Mehrere gleichen Sinnes um ihn sammelten, gründete er mit ihnen a. 529 auf dem Berge Monte Casino in Campanien ein Kloster, dessen Abt er ward, und gab ihnen eine Regel, durch welche sie, von dem müßigen und ausgelassenen Leben der Morgenländischen Mönche abgehalten und zur rechten christlichen Liebesthätigkeit gewöhnt werden sollten. Er theilte ihre Zeit in drei Theile: für Gottesdienst, Studium und Handarbeit. Zum Gottesdienst gehörte auch die Unterweisung der Mitmenschen, insonderheit der Jugend im Christenthum; mit dem Studium der h. Schrift und andrer geistlicher Bücher durfte sich die Beschäftigung mit den alten Griechischen und Römischen Schriftstellern verbinden; die leibliche Arbeit bestand vornehmlich in Garten- und Feldbau. Seine Mönche waren zu einem sittenreinen Wandel auf's Strengste verpflichtet. Benedicts Regel fand großen Beifall und bald nahmen sie alle Abendländischen Klöster an. Alle Mönche des Westens wurden also „Benedictiner".

Was sagen wir nun abermals (s. III, 10.) zu den Klöstern und zwar zu diesen Abendländischen? Sie hatten kein Gebot in der Schrift, waren eine menschliche Anstalt; auch sie bargen die Gefahr des geistlichen Hochmuths und der Selbstgerechtigkeit; insonderheit kann es nimmermehr gebilligt werden, daß Benedict ein Gelübde auf Lebenslang ablegen ließ, da doch niemand einer freudigen Ausdauer in solchem Leben bis an's Ende zum voraus gewiß sein kann. Doch müssen wir von diesen Klöstern bekennen, daß sie im Ganzen zur damaligen Zeit ein Segen für die Menschheit waren. Durch die unverdrossene Arbeit dieser Mönche wurden, namentlich im rauhen Deutschlande, Wildnisse gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, weite öde Strecken urbar gemacht, und das Land gewann eine neue schönere Ge-

stalt. In den Klöstern wurde die Bibel, das Buch der Bücher, und so manches gute geistliche Buch nicht blos gelesen, sondern auch für Andere abgeschrieben. Auch die menschliche Wissenschaft fand in jenen Zeiten allgemeiner Verwilderung hier noch eine Pflegestätte, und viele schätzbare Werke des Alterthums haben sich nur zwischen den Klostermauern erhalten. Jene Mönche lehrten nicht nur das einfältige Christenvolk, sie übten auch durch das Beispiel ihres ernsten, sanftmüthigen, demüthigen und in aufopfernder Liebe thätigen Lebens einen heilsamen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Hauptsächlich aber muß dieß zum Preise jener Klöster gesagt werden, daß von ihnen die Verkündiger des christlichen Glaubens unter die Heiden ausgiengen, wovon uns gleich noch dieser § hocherfreuliche Beweise geben wird.

Gregor I.

Ich muß aber vorher von einem Manne reden, der solch ein Benedictinermönch war, ein Missionär werden wollte aber nicht durfte, und etwas ganz Besonders, der erste Papst, kann man sagen, geworden ist. Es ist Gregor I., auch der Große geheißen, — derselbe, mit welchem wir schon im vorigen § bei der Theudelind zusammengekommen sind. Gregor war 540 zu Rom von vornehmen Eltern geboren. Mit den trefflichsten Gaben ausgestattet empfieng er noch den besten Jugendunterricht; da kam man sich denken, wie viel er lernte. Herangewachsen bekleidete er zuerst weltliche Aemter und brachte es bis zu dem hohen Posten eines (griechisch-) kaiserlichen Statthalters (Präfecten) von Rom. Es zog ihn aber in die Stille des Klosterlebens; er verließ alle seine zeitliche Herrlichkeit und wurde Mönch; daß man ihn bald zum Abte machte, ist begreiflich. Durch die Strenge seines Lebens im Kloster zog er sich eine lebenslängliche Kränklichkeit zu; aber in dem kränklichen Leibe wohnte eine starke Seele. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit erwarben ihm den Namen eines ganz vorzüglichen

Kirchenmannes, und a. 590 wurde er von Volk und Geistlichkeit zu Rom einstimmig zum Bischof erwählt. Er sträubte sich gegen die Annahme dieses hohen Amtes, aber man nöthigte ihn dazu. Er verwaltete es bis zu seinem a. 604 erfolgten Ende mit höchstem Ernst und Eifer.

Mit der größten Anstrengung wirkte er für Wiederherstellung der verfallenen kirchlichen Zucht und eines geordneten Christenwandels. Er war selbst unermüdlich thätig in guten Werken, stiftete Armen- und Krankenhäuser, sorgte für Freimachung der Sklaven rc. und ermahnte das Christenvolk unabläßig, den Glauben mit der That zu erweisen. Und, das muß gesagt werden, er blieb nicht bei den äußern Werken, sondern drang auf Herzenserneuerung; aus einem wiedergeborenen Herzen müsse alles Gute hervorgehen. Er schätzte das Wort Gottes noch sehr hoch und ermahnte auch die Laien, es fleißig zu lesen: „Was anders, schreibt er, ist die Schrift, als ein Brief des allmächtigen Gottes an sein Geschöpf? Versäumt es nicht, diesen Brief zu lesen; lernt das Herz Gottes in seinem Worte erkennen, damit eure Seele von Sehnsucht nach ihm entzündet werde.“ O eine schöne Rede! Gleichwohl ist er von mancherlei Irrthum und Aberglauben nicht freizusprechen, der damals schon auch in der katholischen (also in Wahrheit nicht mehr ganz „orthodoxen“ oder „rechtgläubigen“) Kirche aufgekommen war, wie wir weiter unten sehen werden, und den er zum Theil eifrig hegte und pflegte. Das jedoch ist besonders ärgerlich an ihm, daß er das Haupt der ganzen Christenheit sein wollte. Da sind wir nun bei einem Gegenstande, der in der Weltgeschichte gar gewaltig sich hervorhebt, und ich muß weitläufiger davon sprechen.

Schon frühere römische Bischöfe, namentlich jener Leo, welcher auf den furchtbaren Hunnenkönig so einen mächtigen Eindruck gemacht, maßten sich ein Supremat, d. h. ein oberstes Aufsichts- und Leitungsamt über die ganze

Christenkirche an. Sie gründeten ihren Anspruch darauf, daß Petrus der Fürst der Apostel gewesen sei, dem Christus seine Macht über die Kirche übertragen habe; Petrus aber sei zuletzt Bischof in Rom gewesen und habe diese Macht den dort ihm nachfolgenden Bischöfen hinterlassen. Dagegen ist aber schon einzuwenden, daß man nicht im Mindesten sicher weiß, ob nur Petrus Bischof in Rom war, und daß, wenn er's war, seine Nachfolger im Bisthum ihm darum noch nicht gleich zu achten sind, eben weil sie keine Apostel sind. Und aber weiter, wo steht denn geschrieben, daß Petrus der Fürst der andern Apostel und Regent der ganzen Kirche war? Der Herr spricht wohl Matth. 16. zu ihm: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine" —, allein unter diesem Felsen ist im tiefsten Grunde gemeint das von Petro so eben abgelegte Bekenntniß: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn"; denn Christus selbst ist der ewige Fels und Eckstein seiner Kirche, und einen andern Grund kann niemand legen. Der Herr sagt wohl dort ferner zu Petro: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein 2c.", — allein dasselbe spricht er Matth. 18, 18. und Joh. 20. 23. zu allen Aposteln. Die andern Apostel haben auch niemals den Petrus als ihren Fürsten anerkannt, was aus der h. Schrift (z. E. Ap.-Gesch. 11, 1—3. 15, 13—23. Gal. 2, 7—11. 1 Kor. 12, 28. 2c.) unwidersprechlich hervorgeht. Aber wo derselbe einmal nicht richtig wandelte nach der Wahrheit des Evangelii, da hat sich Paulus herausgenommen, ihn kräftig zu strafen, Gal. 2, 14. Die Begründung jenes Anspruchs an eine Oberherrlichkeit des römischen Bischofs in der Kirche erscheint also wenig stichhaltig. Und in der That wurde in den drei ersten Jahrhunderten n. Chr. an einen Vorrang desselben vor den andern Metropoliten nicht von ferne gedacht. Vom vierten bis in's sechste Jahrhundert

war allerdings sein Ansehen durch mancherlei Umstände, namentlich dadurch, daß ihn andere Bischöfe in ihren Streitigkeiten öfters zum Schiedsrichter anriefen, ausnehmend gewachsen, doch hatte ihm auch bis dahin der allergrößte Theil der Kirche eine solche Oberherrlichkeit nicht zugestanden, vielmehr noch das obgenannte vierte Oekumenische Concil Leo's Vordrang zu seinem bittern Verdruß ernstlich zurückgewiesen.

Indessen haben die römischen Bischöfe vom fünften Jahrhundert an das Streben nach dem Supremat niemals wieder aufgegeben. Und insonderheit Gregor nun, der sich einen „Knecht der Knechte Gottes" nannte, gieng mit beharrlichem Eifer darauf los, ein Herr aller Knechte Gottes, das Oberhaupt der ganzen Christenheit zu werden. Wir wollen zugeben, daß er es gut gemeint, als ob's der Kirche, namentlich zur Erhaltung ihrer Einheit, ersprieslich sei; allein hier steht einmal das Wort des Herrn Matth. 23, 9—10.: „Ihr sollt niemand Vater (der Christenheit) heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist; und sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist euer Meister, Christus." Vor diesem göttlichen Ausspruche kann das römische Supremat in Ewigkeit nicht bestehen. Die Christenheit sollte kein sichtbares Oberhaupt haben so wenig als das Volk Israel einen sichtbaren König (s. B. 1. S. 58.) Doch es fand hier und dort, wie in so Vielem, was gegen Gottes erklärten Willen ist, eine göttliche Zulassung statt. Denn es gelang dem Gregor, dessen ungemeine Klugheit die günstigen Verhältnisse auf's beste zu benützen verstand, sein Ziel wenigstens im Abendlande so ziemlich zu erreichen. Hier wurde es von jetzt an Sitte, dem römschen Bischofe ausschließlich den Namen Papa (Papst) d. h. Vater und also in dem Sinne: Vater der gesammten Kirche beizulegen; hier nahmen nun die andern Bischöfe vom römischen Stuhle (Bischofssitze) mehr und mehr Rath und Weisung an. Und so kann man

diesen Gregor als den Stifter des Papstthums bezeichnen, obschon dasselbe damals auch im Abendlande noch nicht allgemein, sowie im Morgenlande gar nicht, anerkannt war, und da, wo es anerkannt war, noch lange nicht so weit greifen durfte, als später.

Zu großem Ruhm und Verdienst gereicht es diesem Manne dagegen, daß er für die heilige Sache der Heidenbekehrung nach allen Kräften sich bemühte. Ihm nächst Gott hat namentlich England das Christenthum zu verdanken, wo es zwar schon durch die Römer eingeführt, dann aber durch die hereingekommenen heidnischen Angelsachsen fast gänzlich wieder zerstört worden war. Einst gieng er, noch als Klosterabt über den Markt zu Rom; da sah er wunderschöne Sklaven von hohem Wuchse mit lieblichen Angesichtern und blendendgelbem Haare. Er blieb verwundert stehen und fragte, woher die Leute wären, und erfuhr, daß sie aus Britannien und Angeln und noch Heiden seien. Da rief er tiefergriffen: „Ja, es sind Angeli (Engel); sie haben Engelsgesichter und sollten der Engel Miterben sein!" Nun wollte er gleich selbst als Missionar nach Britannien gehen; allein das römische Volk litt es nicht, holte den schon Aufgebrochenen wieder zurück. Aber er konnte die Engelsgesichter nicht vergessen, und Papst geworden sandte er, 596, eine Schaar Mönche unter Anführung des Abtes Augustin (nicht von Hippo) an seiner statt dahin. Sie wurden von dem mächtigsten der Angelsächsischen Könige, Ethelbert von Kent, welcher in der fränkischen Königstochter Bertha schon eine christliche Gattin hatte, gütig aufgenommen. Der König bekehrte sich und Tausende seiner Unterthanen mit ihm. Augustin wurde Erzbischof von Kanterbury, was heute noch der oberste Bischofssitz in England ist. Fanden die Missionare auch Widerstand, besonders in den andern Theilen des Landes, bei Vielen, die ihre Germanischen Götter nicht verlassen wollten, derselbe wurde durch ihr muthiges und unermüd-

liches Fortwirken mehr und mehr überwunden. Ihre Schüler traten in ihre Arbeit; immer mehr Kirchen und Klöster mit immer weiter greifender Wirksamkeit erstehen; nach etwa 80 Jahren sind die 7 Königreiche christlich. — Von England aus verbreitete sich das Christenthum nach Schottland hinauf. — Noch bestand aber die Britische Kirche in dem westlichen Gebirgslande der Insel, ohne vom Papst in Rom etwas wissen zu wollen. Sie war verbunden mit der auf dem „grünen Erin", d. i. auf Irland, wohin das Christenthum kurz vor der Angelsachsenzeit durch den h. Patricius (Patrik) gekommen war und wo eben ein reges Leben der Frömmigkeit und Wissenschaft herrschte. Nur allmählig wurden diese Kirchen durch die Angelsachsen dem Stuhl von Rom unterworfen.

Von den Irischen Klöstern giengen gegen das Ende des sechsten, dann von den Englischen im siebten und achten Jahrhundert die Missionare aus, welche den Germanischen Stämmen in Deutschland selbst das Christenthum brachten, wobei jedoch nicht zu übersehen, daß dasselbe an den Säumen unsres Vaterlandes, besonders am Rheine hin und zwischen den Alpen und der Donau schon zur Römerzeit bekannt, aber freilich auch durch die Fluthen der Völkerwanderung größtentheils wieder vertilgt worden war. Reden wir einstweilen von den Irischen Glaubensboten.

Aus dem berühmten Kloster Bangor in Wales zog a. 590 der Ire Kolumban mit zwölf frommen Jünglingen aus. Seine Mutter wollte ihn nicht über das Meer lassen; er sprach aber zu ihr: Es steht geschrieben: „Wer den Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth." Sie kamen durch Frankreich über die Vogesen, wo sie eine Zeit lang in viel Elend und Arbeit lebten, den obern Rhein hinauf zu den heidnischen Alamannen und hatten ihr Wesen in der Gegend von Zürich und Bregenz. Sie nährten sich vom Gartenbau und Fischfange und predigten den Heiden das Wort

vom Kreuze, dem sich viele beugten. Kolumban gieng zuletzt nach Italien, wo er in dem von ihm gegründeten Kloster Bobbio bei Pavia starb, 615.

Einer seiner zwölf Schüler, Gallus, von vornehmer Geburt, blieb unter den Alemannen. Er nahm ihre Götzenbilder und zertrümmerte sie an den Steinen; und sie verwunderten sich und glaubten ihm eher. In einer Wildniß gründete er das Kloster St. Gallen. Er baute mit seinen Gehilfen das Land an und verkündigte bis zu seinem Tode, 640, das Evangelium den Heiden, deren Viele sich zu Gott bekehrten. Sein Kloster wurde eine der fruchtbarsten Pflanzschulen des Christenthums.

Gedenken wir hier gleich noch eines andern Irischen Mönchs, welcher etwas später, von 650 an, Thüringen durchreiste und zuletzt seinen Sitz in der Gegend von Würzburg nahm. Dort hauste der ostfränkische noch heidnische Herzog Gozbert. Er nahm den christlichen Glauben mit vielen seiner Hofleute und Unterthanen williglich an. Kilian redete ihm scharf in's Gewissen, er solle seine Frau Geilane entlassen, weil sie seines Bruders Weib war. Endlich versprach Gozbert es zu thun, wenn er aus einem Feldzug zurückgekehrt sein würde, den er gerade unternahm. Aber Geilane ist darob auf Kilian erbost, und während der Abwesenheit des Herzogs läßt die böse Herodias den Knecht Gottes einkerkern und enthaupten, 689. Darüber gerieth leider auch sein Werk wieder in Verfall.

Zum Schluße des § handeln wir noch ein wenig von den innern Zuständen der christlichen Kirche in jenen Zeiten.

Die hohe Lehre von der dreieinigen Gottheit und die von der Gottmenschheit Jesu Christi war durch Oekumenische Synoden festgestellt und hier der Irrthum aus der katholischen oder allgemeinen Kirche für immer ausgeschieden worden. Auch die Pelagianische Irrlehre, daß der Mensch von Natur unverdorben sei und sich selbst des Himmels

würdig machen könne, war beseitigt und die Geltung der Augustinischen, d. h. biblischen Lehre wurde von niemanden geradezu bestritten. In der That aber schlich sich doch ein gewisser Halbpelagianismus ein. Man legte schon ein übergroßes Gewicht auf die guten Werke und zwar häufig ohne auf das Innere dabei, auf die Gesinnung einzugehen. Sorgfältige Uebung des äußern Gottesdienstes, reichliche Almosen, Stiftungen an Gotteshäuser, Fasten ꝛc. wurde am meisten betont; ja es wurde auch wohl schon da und dort, im Widerspruche mit der Gerechtigkeit durch den Glauben, gesagt, daß die Werke verdienstlich seien, daß man damit Sünden abbüßen und etwas zur Erlangung der himmlischen Seligkeit leisten könne. Die Lehre war auch sonst nicht mehr ganz rein. Schon wurde von der Messe (dem Abendmahl) als einer Wiederholung des Opfers Christi geredet, durch welches diejenigen Sünden getilgt würden, die man nach der Taufe begehe. Schon wurde von einem Fegfeuer gesprochen, durch welches die Seelen der Gläubigen nach dem Tode erst hindurchmüßten, um zur Erquickung von dem Angesichte Gottes zu gelangen. Schon wurden die verstorbenen Heiligen, insonderheit die Jungfrau Maria, übermäßig verehrt und man suchte Hilfe bei ihnen. Schon schrieb man den Reliquien (Ueberbleibseln von Christo und den Heiligen, z. E. Spänen vom Kreuze Christi, Knochen von Märtyrern) eine wunderthätige Kraft zu.

Daß das leidige Papstthum aufkam, haben wir gehört. Aber es that sich der ganze Klerus (die Geistlichkeit) immer mehr als eine über den Laien stehende Menschenklasse hervor. Ja man lehrte und glaubte schon, daß die Priester, wie im Alten Testamente, eine Mittlerschaft zwischen Gott und dem Volke hätten, daß nur durch ihre Vertretung letzteres zu Gott nahen könne und hinwieder in geistlichen Dingen ihrer Weisung und Führung unbedingt folgen müsse.

Durch diese Gebundenheit an das Priesterthum und

das allzu starke Dringen auf Werke ging die christliche Kirche mit dem freimachenden Evangelio allmählig in eine alttestamentliche Gesetzesanstalt über. Ich kann meinen Lesern nicht verbergen, wie heutzutage sogar auch viele Protestanten behaupten, daß dieß den für die rohen Völker jenes Zeitalters, denen zur Aufnahme des rechten Christenthums noch die Befähigung gemangelt habe, gut und nöthig gewesen sei. Ich für meinen Theil halte das für eine sehr falsche Ansicht; es hat sich in unsern Tagen z. B. auf den Inseln der Südsee, namentlich in Neuseeland, gezeigt, daß die rohesten und wildesten Heiden ohne weiters von der Kraft des Evangeliums angefaßt und zu den besten Christen umgewandelt werden können, wenn es nur recht gepredigt wird.

Schauen wir jetzt noch auf das Leben der damaligen Christen hin, so finden wir bei jenen neubekehrten Germanischen Völkern freilich im Allgemeinen noch wenig von einem eigentlichen Christensinn und Wandel. Das lag gewiß schon zum Theil in der nicht rechten Verkündigung des Evangeliums, erklärt sich anderntheils aber auch daraus, daß sie ja gewöhnlich in Haufen, ohne vorher nähern Unterricht zu empfangen, in die Kirche eintraten. Man begnügte sich bei ihrer Aufnahme damit, daß sie die Nichtigkeit ihrer bisherigen Götter zugestanden, den Glauben an den wahren Gott bekannten und den äußern Satzungen der Kirche sich unterwarfen, und ließ ein tieferes Eindringen des Christenthums in ihr Wesen und Leben hoffend der Zukunft über. Indessen wurde im Ganzen ihre wilde trotzige Natur doch in etwas von der Kirche gemildert und es war bei ihnen ein, wenn auch noch sehr rauher, doch fruchtbarer Boden zu einem bessern Christenthum der Zukunft vorhanden. Ach wäre ihnen nur nachher, wäre ihnen nur bald das lautere Wort kräftig gepredigt worden!

Bei der alten Christenheit aber sank in dieser Periode das schon vorhandene bessere Leben immer tiefer

herab. Man lief emsig in die Kirche zu dem ceremonienreichen, die Sinne ansprechenden Gottesdienst, und hatte man ihn abgehalten und sonst noch einige äußere gute Werke gethan, so tröstete man sich, seinen Christenglauben sattsam bewiesen und das Anrecht auf den Himmel bewahrt zu haben. Die innere Gemeinschaft mit Christo, das Leben im Glauben des Sohnes Gottes war bei der großen Menge jämmerlich geschwunden.

Am schlechtesten stand es in der Morgenländischen Christenheit. Dort entartete die Geistlichkeit voran über die Maßen. Mit Neid und Mißgunst blickte einer auf die höhere Würde, auf die reichern Einkünfte des andern hin. Die zwei vornehmsten Bischöfe, die Patriarchen von Constantinopel und Alexandrien, lagen sich aus Eifersucht beständig in den Haaren. Der meiste Theil des höhern Klerus richtete sich nach der Gunst des (griech.) kaiserlichen Hofes und nicht nach der Wahrheit. Hohe und niedere Kleriker kämpften über subtile Lehrbestimmungen mit ungemessener Heftigkeit, ja mit grimmiger Wuth und versäumten auf's Gewissenloseste ihr Amt an den Seelen. Dazu kam das schlechte Leben der weltlichen Obern. Bei ihnen und vorzüglich am Byzantinischen Hofe selbst herrschte Ehrgeiz, Wollust, List und Tücke, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit und jegliches Laster. Welch schlimmes verderblichwirkendes Exempel für das von treuer Seelsorge verlassene Volk. Die Sünde gieng von den geistlichen und weltlichen Führern wuchernd auf die gemeine Christenheit über; auch hier überall Haß, Verbitterung, Zertrennung, wilde Streitsucht und wüste Wollust. Es war ein blühendes Fleischesleben und ein trauriger geistlicher Tod in der Kirche des Morgenlandes!

So mußte denn jenes Offenb. 2. 3. angedeutete schwere Strafgericht über sie hereinbrechen, da in einer Kürze weithin der Leuchter gar von seiner Stätte weggestoßen wurde, an der er einst mit so hellem, schönem Lichte gebrannt hatte.

V. Der falsche Prophet und die blutige Ausbreitung seines Reiches.

---

§ 1.

Muhammed.

Am Südwestende Asiens liegt das Land Arabien. Ihr kennt es schon, l. L.! vom Zuge der Israeliten aus Egypten her und den Berg Sinai darin. Es ist eine große Halbinsel, viermal so groß als Deutschland; im Westen wird es vom Rothen, im Süden vom Indischen Meere, im Osten vom Persischen Meerbusen umspült, im Norden grenzt es an Palästina und Syrien. Das Land hat viel öden Sand und wüstes Gesteine, doch auch fruchtbare, ja herrliche Gegenden, wo Myrrhe und Aloe, Weihrauch und Kaffee 2c. wächst; es ist das Vaterland des Kaffeebaumes. Vornehmlich zeichnet sich der südwestliche Küstenstrich am rothen Meere hin aus, das glückliche Arabien, auch Jemen genannt, Jemen mit ewigheitrem Himmel und würzduftigen Hügeln.

Das Volk der Araber nennt Ismael, Abrahams Sohn von der Hagar, seinen Stammvater. Ein paar Jahrtausende lebte es mit gleichen Sitten in seinem durch Meer und Wüste abgeschlossenen Lande, wenig angefochten von äußern Feinden; selbst die römische Weltmacht hielt an seinen Grenzen an. Ein Theil der Bewohner, besonders am Meere, hatte Städte und trieb Handel; die Mehrsten, „Beduinen oder Söhne der Wüste" genannt, zogen als wandernde Hirten herum, reich besonders an Kameelen und edeln Pferden, wie denn

die Arabischen Pferde noch immer für die edelsten der Erde gelten. Die Araber waren und sind wohlgebildete Leute mit schwarzen, feuerfunkelnden Augen, kräftigen und zugleich geschmeidigen Körpers, mit heißem Blut in den Adern, voll Einbildungskraft und phantastischen Vorstellungen, darum sie auch gern dichten und die Dichtkunst absonderlich lieben; sie sind im Umgang angenehm, in ihren Häusern und Zelten gastfrei, worttreu, aber stolz dabei, gegen Feinde voll Grimm und Rachsucht, gegen begüterte Fremde Räuber; Raub war von jeher bei ihnen „ehrenvolles Gewerbe." Sie lebten in vielen Stämmen unter eignen Oberhäuptern; nie bisher stand das ganze Volk unter Einem Herrscher. Das Oberhaupt des Stammes hatte keine despotische Gewalt; die Araber waren frei und hielten viel auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit.

So lebten sie Jahrtausende her immer dieselben, nur etwa daß sie in der Religion von ihren Ahnen herabgesunken und völlige Heiden geworden waren. Sie huldigten dem Sterndienste (Sabäismus). Doch wohnten Juden und auch Christen zerstreut unter ihnen. Ihr größtes Heiligthum war die Kaaba, d. i. ein schwarzer Stein, der in uralter Zeit vom Himmel gefallen sein soll (vielleicht wirklich gefallen ist = ein Meteorstein), voll Wunderkräfte. Er wurde (und wird noch) in der unfern des rothen Meeres gelegenen Stadt Mekka in einem Tempel aufbewahrt, und alle Araber wallfahrteten dahin, um ihn zu sehen und zu berühren und leib- und seelenheilende Kräfte von ihm zu empfangen. Im Tempel um den Stein her standen mehr als dreihundert Götzenbilder. Die Aufsicht über dieß höchste Heiligthum des gesammten Volkes war dem edeln Stamme Koreisch anvertraut.

Aus diesem Stamme ging der Mann hervor, welcher nach göttlichem Verhängnisse die abgestandene Christenkirche in einem großen Theile der Welt zerstören und überhaupt die Gestalt der Erde wunderlich verändern sollte. Er heißt

Muhammed und ist um 570 zu Mekka geboren. Seine Eltern starben ihm frühzeitig und hinterließen ihm ein Haus, einen Sklaven und fünf Kameele; das war alles. Ein Oheim erzog ihn und zwar zur Kaufmannschaft.

Muhammed wuchs zum Bilde eines schönen Mannes heran. Seine schwarzen Augen funkelten und blitzten wundervoll, seine Gestalt schritt majestätisch einher. Auch besaß er sehr große Geistesgaben und eine seltene Beredsamkeit; die Rede floß ihm mit dichterischem Schwung auf's Mächtigste und Anmuthigste von den Lippen. Dem Manne von vollkommener Schönheit und Würde vermählte sich die reiche Wittwe Chadidscha, deren Handelsgeschäfte er eine Zeit lang geführt hatte. Er setzte die Kaufmannschaft fort, in deren Betrieb er beträchtliche Reisen machte, auf denen er das Judenthum und Christenthum, wiewohl nur in verkommener Gestalt kennen lernte.

Doch zog er sich nun auch oft in die Einsamkeit zurück. Er weilte gern in einer Höhle auf dem Berge Hera, in welcher er sich einmal einen Monat lang verbarg. Da gab er sich dem Nachsinnen über die höhern Dinge hin, oder besser gesagt, der Mensch von der regsten und unbändigsten Phantasie schwärmte darin und ward so recht offen und zugänglich dem Lügengeiste, der ihm göttliche Offenbarungen vorspiegelte. Er bekam himmlische Erscheinungen. Manche meinen, Muhammed habe sie nur vorgegeben, habe wissentlich betrogen; — gewiß hat er bei Ausführung seines Werkes auch das gethan, aber gewiß ist er auch selbst betrogen worden. Täuschung und Täuscherei vereinigt sich seltsam bei dem wunderlichen Geschöpfe, das Mensch heißt. Genug, als er vierzig Jahre alt war, trat der Engel Gabriel zu ihm — so verkündigte er — und eröffnete ihm, daß ihn Gott zu seinem Propheten berufen habe, welcher die wahre und vollkommene Religion unter dem Arabischen Volk und über den Kreis des Erdbodens verbreiten sollte. Der Engel

theilte ihm nach und nach seine ganze Lehre mit, deren Hauptinhalt folgender ist:

„Es giebt nur Einen Gott und Muhammed ist sein Prophet. Abraham, Moses, Jesus waren auch Propheten, aber geringere, Er, Muhammed, ist der letzte und höchste, der Edelste aller Erschaffenen. Gott — Allah — ist groß, allmächtig, unveränderlich; man soll ihm Ehrfurcht und Gehorsam beweisen. Er hat die Welt gemacht, erhält und regiert sie. Jeder Mensch hat ein unvermeidliches Schicksal nach dem unbedingten Rathschlusse Gottes, darum soll man in Freud und Leid gleichmüthig sein. Der Mensch muß Gerechtigkeit üben, sein gegebenes Wort halten, gastfrei sein und sich der Frömmigkeit befleißigen. Zur Frömmigkeit gehört vornehmlich: Beten, Fasten und Almosengeben. „„Beten führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an die Pforte des Himmels, Almosen öffnet sie."" Von Wein und Schweinefleisch soll sich der Mensch enthalten, indessen ihm mehrere Frauen zu nehmen erlaubt ist. Die höchste Tugend ist, für die Lehre des Propheten in den Kampf zu gehen. Denn mit dem Schwerte soll alle Welt seiner Lehre und seinem Reiche unterworfen werden. Wenn nun der Mensch im rechten Glauben nach Allahs Geboten lebt und stirbt, so kommt er in das Paradies, wo die köstlichsten Auen, die prächtigsten Bäume, die lieblichsten Bäche, die kühlsten Lüfte und die schönsten Geschöpfe, die schwarzäugigen ewigjugendlichen Huris sind. Da empfängt er unermeßliche Schätze, die prachtvollsten Gewänder, die zahlreichste Dienerschaft, die edelsten Pferde, da genießt er die leckersten Mahlzeiten, die süßesten Weihrauchdüfte und die größte Liebeslust. Die ächten Gläubigen leben in dieser Herrlichkeit ohne Aufhören, während alle Ungläubigen, Heiden, Juden und Christen, auf ewig in einer gräßlichen Hölle leiden müssen, wohin auch die gottlosen Muhammedaner kommen, jedoch in die erträglichste Qual und mit der Hoffnung, nach mehreren hundert oder tausend Jahren wieder daraus erlöst zu werden."

Man merkt, meine Leser, diese Religion hat etwas von der jüdischen und christlichen, auch von der bessern Volkssitte, in sich aufgenommen; aber die Natur, das Fleisch, spielt doch die Hauptrolle darin, und da könnte man sagen: wohlberechnet. Denn es ist begreiflich, wie solch eine Fülle sinnlichen Freudenlebens im Paradiese die sinnlichen Menschen entflammen konnte, und wie sie so muthig in den Kampf für diesen Glauben gehen konnten, weil ja der Tod die Kämpfenden zu der höchsten Stufe solcher Glückseligkeit brachte. Uebrigens hat diese Religion, welche die Wahrheit des Einen Gottes lehrt, doch nur einen fernen, kalten Gott, mit dem man in keine lebendige Gemeinschaft zu treten vermag. Von einer Erlösungsbedürftigkeit weiß sie im Geringsten nichts, darum sie eine gründliche und ewige Feindin des Christenthums ist. Von einer innern Heiligung kann dabei keine Rede sein, weil alles auf äußere Gesetzeserfüllung ankommt. Die bösen Leidenschaften Zorn, Haß, Rachsucht, Hochmuth und Fleischeslust bleiben unangetastet oder werden noch gesteigert. Der Geist des Muhammedanismus ist Stolz, Selbstzufriedenheit und Sinnenlust, während das Christenthum Selbstverleugnung, Demuth und geistliche Gesinnung wirkt.

Muhammed theilte seine Erscheinungen und Offenbarungen zuerst seiner Frau Chadidscha, seinen Dienern und seinen nächsten Verwandten mit, welche mit Staunen und Ehrfurcht hören und seine ersten Gläubigen werden. Als er sich aber nach einiger Zurückhaltung den Häuptern seines Stammes entdeckte, verlachten und verspotteten ihn diese. Er trat ihnen strafend entgegen, da haßten und verfolgten sie ihn. Die Erbitterung gegen ihn wurde so stark, daß er endlich seines Lebens nicht mehr sicher war, und darum aus Mekka nach Medina (Jathreb), einer andern arabischen Stadt nicht fern vom rothen Meere, entwich. Es war a. 622 nach Christo, und von diesem Jahre der Flucht, arabisch: Hedschra,

fangen die Muhammedaner ihre Zeitrechnung an. Die Einwohner von Medina, seit lange voll eifersüchtigen Hasses gegen die Mekkaner, nahmen ihn mit Freuden bei sich auf. Er sammelt hier bewaffnete Schaaren um sich, die er mit feurigen Reden entzündet, und beginnt mit ihnen „den heiligen Krieg." Er fällt über die Karawanen seiner feindlichen Stammgenossen, der Koreischiten, her und plündert sie; er kämpft mit ihrer Macht im Felde bei Beder und besiegte sie. a. 630 rückt er mit 10,000 Mann vor Mekka und nimmt es ohne Schwertstreich ein. Nun erkennen sie ihn dort als ihren Propheten und Herrscher. Er reinigt den Kaabatempel von den Götzen und weiht ihn zu einem Hause Allah's. Derselbe soll noch ferner und für alle Zeiten das Heiligthum der Araber sein und Mekka die heilige Stadt, der Mittelpunkt aller Gläubigen auf Erden, dahin jeder während seines Lebens wenigstens einmal wallfahrten müsse.

Von Mekka aus führte Muhammed „den heiligen Krieg" weiter. Mit Sturmesschnelle und Kraft bezwang er Arabiens Bewohner; in zwei Jahren ist fast das ganze große Land seiner Lehre und seinem Scepter unterthan.

Schon sandte er zu den Regenten andrer Reiche umher und ließ sie auffordern, ihn als höchsten Propheten Gottes zu erkennen und seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, wo nicht, so werde er mit Feuer und Schwert sie zum Glauben und Gehorsam bringen, als er unvermuthet, in seinem 62. Jahre, starb, 632. Er selbst behauptete: an Gift, das ihm eine Jüdin beigebracht habe. Er endete in Medina in den Armen der Ayescha, eine der elf Frauen, die er nach und nebeneinander hatte. Er wurde in einem gemauerten Grabe unter seiner Wohnung beigesetzt, und auch dahin wallfahrten seine Gläubigen aus allen Weltgegenden.

Muhammeds Lehre heißt „Islam", das bedeutet: gläubige Hingebung in Gottes Willen; davon führen seine Jünger den Namen: Moslem, Musel-

manen. Der Islam ist erst nach seinem Tode in ein Buch gesammelt worden, welches „Koran" heißt. Der Koran ist die Bibel der Muhammedaner. Er ist aber nicht blos Religionsbuch, sondern auch Staatsgesetzbuch; denn auch die Summe der bürgerlichen Gesetze ist darin enthalten.

Ich bemerke noch, daß die Muhammedaner mit den Juden die Beschneidung gemein haben, daß sie aber nicht den Samstag, auch nicht den Sonntag, sondern den Freitag als Feiertag halten, daß sie ihre Gotteshäuser Moscheen (Mesdschid) heißen, daß man stets mit nach Mekka gerichtetem Angesichte beten muß, und — daß auf dem Abfall vom Islam die Todesstrafe steht.

Es findet sich im Koran manches Richtige und Gute, aber auch erschreckliche Thorheit und Fabeln; es ist darin ein gräulich Gemisch von Wahrheit und Lüge, wie es eben Satans List zusammenmengt, um mit kräftigen Irrthümern die Menschen desto baß zu berücken. Muhammed ist und bleibt „der falsche Prophet" und sein Werk ein Werk der Finsterniß. Aber er sollte Gottes gerechtes Gericht an der verdorbenen, abgestorbenen Christenheit vollziehen.

§ 2.

Wie das Reich des falschen Propheten sich mit furchtbarer Gewalt über die Erde verbreitet.

Muhammed hinterließ keinen Sohn, hatte auch niemanden zum Regenten nach ihm bestimmt. Es erhob sich gleich unter seinen nächsten Verwandten ein heftiger Streit, wer seine Stelle einnehmen und sein Werk fortsetzen sollte. Es siegte sein Schwiegervater Abubekr, der Erzeuger seiner geliebten Ayescha, und wurde der erste Chalif, d. h. Nachfolger Muhammeds. Die Chalifen folgten ihm nach in seiner weltlichen und geistlichen Macht.

Abubekr starb schon nach zwei Jahren, 634. Nun erhielt Omar das Kalifat, ein besonders kräftiger Herrscher; er regierte zehn Jahre und wurde dann von einem

Sklaven ermordet, dem er eine Bitte abgeschlagen hatte, 644. An seine Stelle trat Othman, welcher eilf Jahre herrschte und darauf in einer Verschwörung gesteinigt und erschlagen ward, 655. Ihm folgte Ali, der Schwiegersohn Muhammeds, Gatte seiner Tochter Fatime von der Chadidscha; gegen diesen stiftete die noch lebende Ayescha eine Empörung an, wurde aber in der mörderischen „Kameelsschlacht" überwältigt; gleichwohl konnte Ali nicht zur vollen Herrschaft gelangen und erlag nach kurzem Regimente dem Dolch eines erhitzten Arabers, 661. So gieng's im Reich des Propheten zu!

Auch bezüglich der Lehre entstand Streit unter den Muhammedanern. Die Einen nahmen nur den Koran an, diese hießen „Schiiten". Die Andern und Meisten fügten dem Koran noch „die Sunna" oder „Ueberlieferung", d. i. eine nachträgliche Sammlung von Aussprüchen des Propheten bei; diese heißen „Sunniten". (Heutzutage sind die Türken Sunniten und die Perser Schiiten.) Beide Theile verfluchten sich gegenseitig.

Indessen wurde bei dieser Unordnung und Verwirrung im Innern „der heilige Krieg" mit aller Kraftanstrengung fortgeführt. Gleich nach Muhammeds Tode giengs über Arabiens Grenzen hinaus, und durch des Schwertes Schärfe mit furchtbarer reißender Macht breitete sich der Islam über die Länder aus. Der Feldherr Chaled, „das Schwert Gottes" genannt, verrichtete besonders erstaunliche Thaten; aber alle Araber eiferten ihm nach in Tapferkeit. Sie waren, kann man sagen, von der Hölle begeistert; der Wahn einer durch Heldenmuth und Heldentod zu erringenden Ueberfülle paradiesischer Sinnengenüsse, verbunden mit dem Wahnglauben, daß sie zu der ihnen vom Schicksal unbedingt gesetzten Todesstunde fern vom Kampf so gut als mitten in demselben sterben würden, machte, daß sie ganz tollkühn in die Schlacht stürzten und alles vor sich niederstürmten. Schon unter Abubekr und Omar wurde Syrien, Palästina, Phönizien, Egypten — lau-

ter Theile des Byzantinischen Kaiserreichs —, so wie das mächtige Neuperserreich diesseits und jenseits des Tigris erobert. Unter Othman wurde die liebliche Insel Cypern und Mehres noch in Besitz genommen. Etliches Einzelne hievon und hiebei:

Der Griechische Kaiser Heraklius hatte die fanatischen (glaubenswüthigen) Stürmer aufhalten wollen. Es kam am Bache Jarmuk, der in den Jordan fällt, zu einer großen Schlacht, 636, in welcher 80,000 Griechen fielen. Ueber den gefallenen 4000 Muselmanen priesen die Andern Gott, daß er ihnen die Ehre des Märtyrerthums beschieden habe. — Jerusalem vertheidigte sich vier Wochen lang; Pest und Hunger zwang es sich zu ergeben, 637. Der Chalife Omar zieht in schlechtem Gewande mit einem Sack voll Datteln und einem voll Gerste und einem Wasserschlauche auf seinem Kameel in die Stadt ein. Aber an der öden Stätte des Tempels baut er eine prachtvolle Moschee, die noch heute als eines der größten Heiligthümer der Muhammedaner steht. — Alexandrien in Egypten fiel nach langer Vertheidigung, 641. Hier war die ungeheure Bibliothek der Ptolemäer (s. B. 1. S. 268.) noch zum Theil vorhanden. Omar gab Befehl sie zu verbrennen; denn so lautete sein Ausspruch: „Entweder steht in diesen Büchern, was der Koran enthält und dann sind sie überflüssig; oder es steht etwas anderes darin und dann sind sie schädlich." Es sollen mit diesen Büchern von unschätzbarem wissenschaftlichem Werthe sechs Monate lang die 4000 warmen Bäder der Stadt geheizt worden sein!! — Der Thron der Sassaniden (der Neupersische) stürzte 642 völlig zusammen. Bei der Eroberung ihrer Hauptstadt Madain war die Beute so außerordentlich, daß unter die Soldaten 360 Millionen Gulden sollen vertheilt worden sein. Außer der klingenden Münze fand man dort Kostbarkeiten von unbeschreiblicher Pracht, so einen dreihundert Ellen langen und sechzig Ellen breiten Teppich, auf welchem ein Garten kunstreich

eingewirkt war, „dessen Bäume, Blüthen und Früchte aus lauter Edelsteinen bestanden.“ —

Nach Ali's Ermordung wurde sein Gegner Moawijah aus dem Geschlechte der Ommajaden Chalif, und es herrschten nun Ommajaden über des Propheten Reich 90 Jahre lang (661—750). Wir brauchen die weitern Namen nicht. Sie residirten aber von Moawijah an zu Damascus in Syrien, der wunderschön in einem weiten Gartenlande gelegenen, von klaren Wassern des Antilibanon durchströmten Stadt. Gegen die Herrscher aus diesem Geschlechte müssen ihre Vorgänger noch gepriesen werden. Das waren gar grausame Despoten. Auch verließen sie die einfache Lebensweise der ersten Chalifen und nahmen schon auf Erden ein maßloses Schwelgen in allen Sinnesgenüssen vorweg. Inneres Streiten und Morden dauerte bei ihnen fort.

Dabei aber wurde „der heilige Krieg“ mit glühender Begeisterung immer weiter fortgesetzt. Sie eroberten einen Theil Kleinasiens sammt vielen Inseln daran. Selbst schon die Hauptstadt des Griechischen Reichs, Konstantinopel, erfuhr wiederholte Angriffe von ihnen; doch wurden diese noch vermittelst des von dem Mönche Kallinikus erfundenen „Griechischen Feuers“ vereitelt, welches auch unter dem Wasser fortbrannte und ihre Schiffe zerstörte. Von Egypten aus eroberten sie die ganze Nordküste Afrikas, den langen Landstrich bis an's Atlantische Meer hin. Auch drangen sie in's Innere Asiens ein, brachten alles Land zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes, östlich vom Aralsee, unter ihre Botmäßigkeit und setzten ihren Fuß bereits auf Indische Erde. Das alles geschah noch im siebenten und im Anfange des achten Jahrhunderts.

Und siehe, a. 711 brachen sie selbst schon in Europa ein und zwar am äußersten Punkte. Der Arabische Feldherr Tarik setzte von dem heutigen Marokko in Afrika über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien über. Dort bestand noch ein wiewohl sehr geschwächtes und zerrüttetes

Westgothenreich. Dessen König Roderich brachte doch ein großes, den Feinden an Zahl dreimal überlegenes Heer zusammen und kämpfte bei Xeres de la Frontera (unweit Kadix) in einer achttägigen Schlacht mit ihnen, die aber zuletzt durch Verrath für die Christen verloren geht. Ganz Spanien fällt in die Hände der Moslemen bis auf Asturiens Gebirge, in welchen die Gothen noch Zuflucht und Halt finden, um sich dereinst von hier aus gegen ihre Ueberwinder zu erheben und sie hinwiederum zu untertreten.

Aber jetzt steigen die Araber, verstärkt durch gewaltigen Nachzug aus Afrika, sogar auch über die Pyrenäen nach Frankreich herein; ja sie wollen in unaufhaltbarem Siegeslauf von West nach Ost die Europäischen Länder bis nach Asien zurück durchziehen und sich unterwerfen. Doch hier in Frankreich wurde ihnen durch einen starken Arm Einhalt für immer gethan, 732, wie wir im nächsten Abschnitte näher hören werden. Behaltet eure Gedanken darauf, werthe Leser.

Aber im fernen Osten und nach Süd hin breitete sich die Arabische Macht während des achten Jahrhunderts noch immer weiter aus, bis an China hin und bis tief in Indien und tief in Afrika hinein. Auch der größte Theil von Kleinasien ging da noch den Griechen an sie verloren. Sehet da, welch eine Macht, die sich 200 Tagreisen weit ununterbrochen hin erstreckt, von China bis zum Atlantischen Weltmeer! Doch gab es fort und fort schwere und grauenvolle innere Kämpfe.

Die Ommajaden wurden a. 750 durch das Geschlecht der Abbasiden gestürzt, das sich nun des Throns bemächtigte. Dabei ging es gar schauerlich her. Der Abbaside Abdallah ließ z. B. 90 Verwandte des Ommajadischen Herrschers mit List herbeilocken, sodann niedermetzeln, sofort zu einer Tafel aufschichten und mit einem Teppiche überbreiten, und über den blutenden und röchelnden Sterbenden hielt er nun eine fröhliche Mahlzeit! Das sind Muhammedanische Gräuel!!

Die ganze Partei der Ommajaden, mehrere Hunderttausende, wurde geschlachtet; nur Einer davon, Abderrahman, rettete sich durch die Flucht nach Spanien, wurde das Haupt der dortigen Araber, und stiftete das nachmals sehr berühmt gewordene Chalifat (auch Emirat gen.) Kordova, 756.

Ich eile von diesen heillosen Geschichten weg. Die Abbasidischen Fürsten nahmen ihre Residenz zu Bagdad am Tigrisstrome, das zu einer Stadt von unglaublicher Pracht heranwuchs. In ihrer Blüthezeit soll sie 100,000 schöne Gärten mit Palästen und voll Springbrunnen, 10,000 Moscheen, 10,000 öffentliche Bäder, 105 Brücken ꝛc. gehabt haben; mag auch etwas davon abgehen, so muß sie doch über die Maßen groß und herrlich gewesen seyn.

Das Arabische Reich zerfiel aber in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts in mehrere Stücke. Die drei vornehmsten Reiche waren hinfort: das der Abbasiden in Asien, das der Fatimiden (von Fatime, der Tochter Muhammeds) in Afrika und das der Ommajaden in Spanien. —

Nun richte aber, theurer Leser! noch ein ernstes Auge auf das Geschick der elenden Christenheit. So war denn am Ende des achten Jahrhunderts schon fast das ganze christliche Asien und das ganze christliche Afrika und der Kopf von Europa (s. die Landkarte an), das christliche Spanien, beinahe ganz eine Beute der hungrigen Wölfe geworden. Tausend und abertausend Kirchen lagen in Trümmern; die größten und schönsten waren in Moscheen umgewandelt. Wo sonst oben das Kreuz so mild und tröstlich strahlte, blickt nun der Halbmond, das Zeichen des Islam, kalt und trostlos herab; wo sonst die Glocken so lieblich und wie aus einer höhern Heimath oder Kirche her tönten, kreischen nun die Muezzins (Ausrufer der Zeit des Gottesdienstes) ihr: „Allah ist groß und Muhammed sein Prophet!“ von den Thürmen herab. Wie viele Getaufte hat

das Schwert der Moslemen in der Schlacht, wie viele ohne Gegenwehr aus bloßer Mordlust, wie viele in Wuth getödtet, wenn sie auf das Gebrülle: „Den Islam oder den Tod!“ nicht gleich den ersten wählten! Und die beim Christenthum beharrten und lebend gelassen wurden, mußten jämmerliche Bedrückung und Schmach erleiden; „Christenhunde!“ das war ihr gewöhnlicher Titel von Seite der stolzen Muselmanen, wie denn heute noch die Christen von ihnen so geschimpft werden. Unzählige haben freilich aus Furcht vor Mißhandlung und Hinwürgung ihren Heiland verleugnet und den Glauben an den Lügenpropheten angenommen; sie haben ihr Leben erhalten, um es auf die traurigste Weise zu verlieren, Matth. 10, 39. Luk. 17, 33.

Und nun, o Leser! noch einen besondern Blick nach Kleinasien hinüber auf die in der Offenbarung Johannis (K. 2. 3.) bedrohten Gemeinden. Ephesus, das die erste Liebe verlassen und mit der Zeit sich immer betrübender der Lieblosigkeit gegen Gott und Menschen überlassen hat, ist heutiges Tages ein Trümmerhaufe! Sardes, das lebendigtodte, das immer jammervoller in den geistlichen Tod versank, ist jetzt ein Steinhaufe! Laodicea, das laue und immer lauer und ekelhafter gewordene, ist mit seinem Stein- und Trümmerhaufen eine Behausung der Wölfe und Füchse! Ja, Herr, allmächtiger Gott, Deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht! Off. 16, 7.

VI. Das große Frankenreich, Schirm und Pflegerin der Kirche.

§ 1.

Die fränkischen Hausmaier.

Ich bitte die Leser, Absch. IV, § 7 im Gedächtnisse zu erneuern.

Die Merowingischen Könige, welche über das weite Frankenreich herrschten, des gewaltigen Chlodwigs Sprößlinge, wurden immer matter und kraftloser, und verloren damit immer mehr von ihrem Ansehen beim Volke.

Es trat aber unter den Großen am Hofe das Amt des Majordomus oder Hausmaiers hervor. Der fränkische Hausmaier war ursprünglich der Aufseher über das Krongut und Vorsteher des königlichen Gefolges; allmählig aber wurde er auch erster Minister und bekam die ganze Leitung des Staates in seine Hand.

Seit 687 war Pipin von Heristal Hausmaier und eigentlicher Regent im ganzen Frankenreiche. Er war ein sehr kluger und kräftiger Mann. Durch seine Tapferkeit, Freigebigkeit, Wohlthätigkeit und durch seine Begünstigung des mächtigen Klerus ward er immer geehrter, beliebter und gewichtiger. Er starb 714.

Die Hausmaierwürde überkam sein Sohn Karl (Karal, Mann), mit dem Zunamen Martell, d. h. der Hammer. Er stand seinem Vater an Verstand und kräftigem Wesen nicht im Mindesten nach. Mit starker Hand beseitigte er die Unordnungen, welche nach des Vaters Tod im Reich eingerissen waren. Was ihm aber den größten

Ruhm und einen unsterblichen Namen verschaffte, ist dieß, daß er dem gefährlichsten Feinde der Christenheit auf seinem Eroberungszug in Europa ein Ziel setzte. Wir haben oben, Absch. V, § 2, gehört, daß a. 732 die wilden Araber, die auch Saracenen heißen, aus Spanien in's Gallische Frankenreich hereinstürmten. Es war ein ungeheurer Schwarm, gegen 400,000, gierig nach Kampf, lechzend nach Christenblut; aber Karl, der kühne Held, verzagt vor ihnen nicht. Er hat seine „hochstämmigen" Austrasier (die östlich wohnenden Franken) um sich gesammelt, dazu Thüringer, Alamannen, Baiern und Andere; selbst Lombarden haben sich seinem Heere angeschlossen. Im Namen des Herrn geht er den schrecklichen Feinden entgegen. Bei Poitiers (Poatieh), südlich von Tours (Tur), lagen beide Heere einander gegenüber. Sechs Tage lang versuchen sich einzelne Haufen stetig im Schlagen; am siebenten Tage erfolgt die Hauptschlacht, die von der Morgenröthe bis zum sinkenden Abend dauert. Die ganze Saracenenmacht rennt in toller Wuth an; aber Karl mit seinen Mannen steht wie eine eherne Mauer entgegen, und wie eines schweren eisernen Hammers Schläge fallen seine und der Seinigen Hiebe ohn' Ermatten auf der Feinde Schädel. So lange die Welt steht bis auf uns hat es keine so blutige Schlacht gegeben; selbst die Hunnenschlacht bei Chalons (451) war nicht so blutig. Es fielen nicht weniger als 375,000 Halbmondsmänner. Der Ueberrest floh über die Pyrenäen zurück. „Bis hieher — hatte der Herr gesprochen — bis hieher und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!" O wie dürfen wir Gott Dank sagen für diese mörderische Schlacht! Wehe den Völkern Europa's, wehe auch der Abendländischen Christuskirche, wenn hier nicht den gräulichen Moslemen ein Damm gesetzt worden wäre! Aber, Gott sei gelobt, die Kirche des Abendlandes sollte wohl gemahnt, doch im Ganzen erhalten und eben jetzt erst recht aufgerichtet werden unter unsern deutschen

Vätern, zu künftigem schönern Gedeihen. Nun wisset ihr aber auch, woher Karl seinen Namen „Martell" hat: weil er wie „ein Hammer" die Macht der Saracenen zermalmt hat. Das Ansehen des fränkischen Hausmaiers stieg immer höher; alles Volk sah auf ihn und fragte nicht nach dem Könige, der in seinem Schlosse vergraben lag.

Nach Karl Martells Tod, 751, gieng das Amt auf seinen Sohn Pipin, den Kleinen, über. Er war bei kurzer Gestalt so stark, das er einst bei einem Kampfspiel einem Löwen mit Einem Hiebe den Kopf abschlug. Er bewies sich überaus tüchtig im Krieg und im Frieden. Der Klerus, der Adel und der gemeine Mann im ganzen Reiche hieng ihm an, und der König war wie nicht vorhanden. Da ließ Pipin — an so etwas hatten wohl schon sein Vater und Großvater gedacht — den Papst, Zacharias, fragen: „Gebührt dem der Königsname, der sich nicht um's Reich annimmt, oder dem, der die Last des Regimentes trägt?" Da kam eine Antwort von Rom, die man allerdings von dem Kirchenoberhaupte nicht hätte erwarten sollen, die sehr liberal und eigentlich revolutionär lautet, die Antwort: „Der soll König heißen, der wirklich regiert." Hierauf hielt Pipin einen Reichstag zu Soissons (Soasson), 752, und trug den Versammelten den Ausspruch des heil. Vaters der Kirche vor; und siehe, der schwache König, Childrich III., wird von ihnen förmlich abgesetzt und Pipin auf einem Schilde einstimmig als König der Franken ausgerufen. Childerich mußte mit abgeschnittenen Haaren in's Kloster wandern, um daselbst seine übrigen Tage hinzubringen. Mit ihm haben die Merowingischen Könige ein Ende.

Pipin fand bald Gelegenheit, sich dem römischen Stuhle dankbar zu bezeigen. Wir müssen ein paar Worte vorausschicken. Rom war in's achte Jahrhundert herein mit noch einigen Theilen Italiens unter Griechischem Regimente geblieben (s. IV, 8. 9.); doch noch in der ersten

Hälfte desselben war es anders geworden. Es hatte nämlich der griechische Kaiser Leo der Isaurier (reg. von 717—741) die Verehrung der Bilder (von Christus, den Engeln und Heiligen), welche in der Christenheit aufgekommen und bis zur völligen Abgötterei gestiegen war, streng verboten, ja sogar befohlen, daß alle Bilder aus den Kirchen gar entfernt werden sollten; darüber war im Morgenland ein großer Lärm und Streit, aber auch in Italien eine solche Erbitterung entstanden, daß man die kaiserlichen Beamten in Rom und an andern Orten davonjagte. Da hatte der Papst gesprochen: Rom und Umgebung sei eigentlich „das Erbgut (Patrimonium) des heil. Petrus", und seitdem betrachtete er sich als den rechtmäßigen Herrscher darüber, und die Bewohner ließen sich seine Herrschaft gefallen. Allein diese blieb nicht lange ungefährdet.

Die Lombarden, welche die günstigen Umstände gleichfalls benützt und sich des griechischen Exarchats Ravenna vollends bemächtigt hatten, griffen nunmehr auch das römische Gebiet an, um es zu ihrem Reiche zu schlagen. Da reist der geängstete Nachfolger des Zacharias (welcher letztere bald nach Pipins Erhebung gestorben war), der Papst Stephan II., selbst zum großmächtigen Frankenkönig, 754, und fleht ihn auf seinen Knieen um Hilfe gegen die raubsüchtigen Lombarden an. Pipin hebt ihn zärtlich auf, sagt ihm bereitwilligst Beistand zu und läßt sich dagegen von ihm salben, was seinem Volke für ein heiliges Siegel auf die erlangte Königswürde gelten muß. Darnach zog er auch wirklich mit Heeresmacht über die Alpen, und bewog den Lombardenkönig Aistulf durch ein paar harte Stöße, nicht nur des heiligen Vaters junges Besitzthum in Ruhe zu lassen, sondern auch das Exarchat Ravenna herauszugeben, das er dem Papste zu seinem römischen Gebiete schenkt. So hatte denn dieser auch schon eine und nicht ganz unbedeutende zeitliche Herrschaft, und der Grund zum nachmaligen Kirchenstaate war

gelegt. Der Papst empfing das neue Besitzthum von Pipin zu Lehen, so daß er eigentlich nun ein Vasall des Frankenkönigs wurde. Immerhin aber war er jetzt auch ein weltlicher Fürst geworden, obgleich der Herr Christus dort seinen Jüngern und natürlich auch ihren Nachfolgern im geistlichen Amte gebietet, sie sollten keine weltlichen Fürsten sein, Luk. 22, 25. 26.

Es ist noch beizufügen, daß der Griechische Kaiser zwar Einspruch gegen Pipins Schenkung erhob, allein da ihn dieser bedeutete, „er hab's dem heiligen Petrus gegeben!" die Sache bewenden ließ. Der Byzantiner hielt sich freundlich gegen den Frankenkönig und schickte ihm sogar eine Orgel zum Geschenke, die erste, die in's Land der Franken kam, welche sich an den mächtigen Tönen, besonders an den tiefen Baßtönen, höchlich ergötzten.

Pipin herrschte und lebte in hohem Ruhme bis zum Jahre 768. Dieser kraft- und machtvolle Regent hatte sich von dem an, da er sich des bedrängten Papstes angenommen, für den Schirmherrn des römischen Stuhls und der von demselben geleiteten Kirche angesehen. Sein Vater hatte die Kirche gegen den furchtbarsten Feind, den Islam, geschirmt und von der höchsten Gefahr des Untergangs errettet. An beiden, sowie auch schon am Großvater, ist noch das besonders zu preisen, daß sie die Mission unter den annoch heidnischen Germanen freudig begünstigten, kräftigst schützten und förderten.

§ 2.

Winfrid, der Apostel der Deutschen.

Wir haben Absch. IV, § 10 von den Irischen Missionaren berichtet, welche unser altes finstres Deutschland mit der Leuchte der christlichen Lehre besuchten, und da von den Englischen zu reden auf später uns vorbehalten. Das geschehe nun, wenn auch, wie dort, nur stückweise.

Aus England kam 695 Willebrord mit elf Gehilfen zu den an der Nordsee wohnenden, noch abgöttischen Friesen herüber. Dieselben standen unter der Oberherrlichkeit der Franken, jedoch mit stetem Widerstreben, und ihr Haß gegen diese kehrte sich auch gegen das von ihnen bekannte Christenthum. Aber der Knecht Gottes predigte frei das Wort von Christo, zwar unter dem starken Schirme der fränkischen Hausmaier Pipin von Heristal und Karl Martell, dennoch in steter Lebensgefahr, namentlich durch Radbod, den wilden und störrigen Friesenfürsten. Dieser war einmal schon dahingebracht, sich taufen zu lassen, und hatte bereits den einen Fuß in's Wasser gesetzt, da fragte er noch, ob seine Vorfahren im Himmel seien? und als man ihm antwortete: Nein, denn sie seien Heiden gewesen, — zog er den Fuß zurück und sprach: „Nun, so will ich auch nicht in den Himmel kommen, sondern dahin, wo meine Vorfahren sind." Und er grollte der neuen Lehre nachher ärger, als zuvor. Willebrord arbeitete fort mit langer Geduld und doch auch nicht ohne Erfolg. Er stiftete das Bisthum Utrecht. Sein Gefährte Swidbert zog sich weiter südöstlich und wirkte schon in Westfalen, wiewohl mit weniger Frucht.

Ausführlicher aber müssen wir jetzt von einem Glaubensboten handeln, der mehr als alle zur Einführung des Christenthums in Deutschland gethan hat, von dem, welchen die Ueberschrift nennt.

Winfrid, mit dem Zunamen Bonifacius, d. h. Wohlthäter, wurde 680 zu Kirton in der englischen Landschaft Wessex geboren. Er stammte aus einem edeln und reichen Geschlecht, und seine Eltern waren gar nicht damit zufrieden, daß es ihn schon als Knabe unwiderstehlich in's Kloster zog. Er lernte darin sehr begierig, so daß er sich schöne Kenntnisse in der Gottesgelehrtheit und andern Wissenschaften erwarb; am meisten aber befleißigte er sich eines frommen und strengen Lebens. In ihm regte sich ein besonders starker Liebesdrang, den fin-

stern Heiden das Licht des Lebens zu bringen. Er ging, als Willebrord noch thätig war, zu diesem auf's Festland herüber, und arbeitete drei Jahre lang als dessen Gehilfe unter den Friesen. Dann wollte er das Missionswerk auf eigene Hand und tiefer innen im waldigen Deutschland treiben. Um aber dabei mehr auszurichten, begab er sich zuvor nach Rom zum Papste und ließ sich von diesem als Heidenbekehrer aussenden. Er gelobte hiebei, den Papst immer für sein kirchliches Oberhaupt erkennen, alle durch seine Wirksamkeit gegründeten Kirchen unter ihn stellen und überhaupt für die Einheit der katholischen Kirche unter dem römischen Haupte stetig und ernstlich besorgt sein zu wollen. Als päpstlicher Gesandter hatte er jetzt desto größeren Muth zu seinem schweren Werke; der Papst gab ihm aber auch ein gewichtiges Empfehlungsschreiben an den allvermögenden fränkischen Hausmaier Karl Martell mit, welcher ihn auf's beste unterstützte.

Von 722 an, mehr als 30 Jahre lang, hat Winfrid nun mit unermüdlichem Eifer für die Christianisirung (Christlichmachung) Deutschlands gewirkt. Er durchzog es nach allen Seiten hin unter Hunger und Durst, Frost und Blöße und großen Gefahren. Besonders thätig war er in Thüringen, wo er noch Reste von Kilians Arbeit vorfand, und im Chatten- oder Hessenlande. Er predigte unter freiem Himmel vor den zusammenströmenden Schaaren mit flammender Zunge. Im heiligen Schmerz über den Anblick des jammervollen Götzenwesens that er nur um so freudiger seinen Mund auf zur Verkündigung der seligen Botschaft. Seine Worte drangen mit göttlicher Gewalt durch die Herzen; in Thüringen bekehrten sie sich zu Tausenden, so auch in Hessen, nachdem Donar's heilige Eiche gefallen war. In diesem Lande nämlich, bei dem Dorfe Geismar, stand eine uralte, dem Donnergotte geheiligte Eiche. Um den Hessen die Nichtigkeit ihrer Götter recht augenfällig zu zeigen, beschloß Winfrid sie zu fällen. Er thut den ersten Hieb

hinein, seine Begleiter folgen; sie hauen, daß es dröhnt. Voll Staunen und Entsetzen stehen die ehrlichen Chatten herum; jeden Augenblick — so meinen sie — muß Blitz und Donner aus dem Baum auf die Frevler fahren. Aber sie sehen nur, wie Laub und Gezweig zittert vor den mächtigen Axtschlägen der Christen. Endlich stürzt der Baum krachend nieder, und kein Gott hat sich für ihn geregt. Da erkennen sie die Ohnmacht, das Nichtssein ihres Gottes, und geben ihm und ihrer ganzen wunderlichen Götterwelt den Abschied. Winfrid baute aus dem Holze der Eiche ein Kirchlein und stellte das heilige sieghafte Kreuz darauf.

Der Mann Gottes arbeitete nicht allein; glaubensmuthige und aufopferungsfreudige Männer aus England begleiteten ihn, Lullus, Burkhard, Willibald, Witta und Andere, und halfen ihm am schweren Netze ziehen. Selbst fromme von heiliger Liebe erfüllte Frauen kamen auf seinen Ruf aus Britannien herbei, Thekla, Lioba, Walburgis 2c., welche sich der christlichen Unterweisung und Erziehung des weiblichen Theils der Bevölkerung herzlich und mit schönem Erfolge annahmen. Allenthalben baute er Kirchen auf, in welche die Menge zum Worte des Heils und zum Troste des Sakramentes strömte. Auch stiftete er viele Klöster, in welchen aus den Deutschen selbst Geistliche gebildet wurden. Auch Nonnenklöster erstanden, so unser Heidenheim am Hahnenkamm, dem er die Walburgis zur Aebtissin vorsetzte.

Der Papst, hocherfreut über Winfrids ungemein gesegnete Wirksamkeit, ernannte ihn a. 732 zum obersten Bischofe Germaniens mit der Vollmacht, das Kirchenwesen in allen neubekehrten Gemeinden zu ordnen. Jetzt konnte er untergeordnete Bisthümer errichten. Er that es 741 zu Erfurt, Büraburg (bei Fritzlar), Würzburg, Eichstätt, und setzte ihnen Bischöfe; Eichstätt übergab er dem heil. Willibald. Diese Bischöfe leiteten untergebene Geistliche, wie sie von Winfrid ge-

leitet wurden. An einem guten Organismus in der deutschen Kirche war ihm sehr gelegen.

a. 739 ging er auch nach Bayern. Hier hatten vor ihm der h. Severin und Emmeran schon viel gewirkt, aber nach ihnen war das Christenthum wieder in Verfall gerathen. Er ruft das Ersterbende wieder in's Leben und breitet unter des Herrn Gnade das Reich des Lebens immer weiter über die heidnischen Todtengefilde aus. Dann theilte er Bayern in vier Bisthümer: Regensburg, Freising, Passau und Salzburg, denen er Bischöfe gab.

Eine seiner wichtigsten Stiftungen ist das Kloster Fulda in Hessen, das er a. 744 in Mitte eines schauerlich düstern Buchenwaldes bauen ließ und dem er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Bayer, zum Abte bestimmte. Dieses Kloster gedieh herrlich und wurde ein überaus reicher Segen für Deutschland, eine außerordentlich fruchtbare Pflanzschule für Kunst, Wissenschaft und vornehmlich Christenthum. Von hier ging fort und fort eine große Anzahl trefflicher Heidenbekehrer und Christenlehrer aus.

a. 745 wurde Winfrid auf Betrieb Pipins des Kleinen an die Stelle eines abgesetzten Unwürdigen sogar noch zum Erzbischofe von Mainz erwählt. Von diesem schon längst bestandenen Erzstift am Rhein aus konnte er nunmehr auch auf die schon christlichen Theile des östlichen Frankenreiches wirken. Ja Pipin verschaffte ihm auch Einfluß auf die westfränkische Geistlichkeit, der ein solcher besonders Noth that. Das bisherige Leben der fränkischen Geistlichen überhaupt war sehr schlimm bestellt; sie brachten großentheils in wüster Unzucht, auf der Jagd, im Kampfe ihre Tage hin. Winfrid schaffte, soviel er vermochte, die verfallene Zucht unter ihnen wieder herzustellen. Zu diesem Behufe richtete er die längst abgekommenen Synoden wieder unter ihnen ein, wo man das Beste der Kirche berieth und sich gegenseitig strafte und ermunterte.

Solch eine große Wirksamkeit hatte der Herr diesem Manne beschieden. Er war wie der geistliche Hirte des ganzen Frankenreichs anzusehen. Mit richtigem Verständniß, mit sichrer Hand und kräftigem Arme waltete er in der Kirche. Mit heiligem Ernste zähmte er die Wilden und bewahrte die Bessern. Und er war ruhelos thätig und spornte mit Vorbild und Wort auch seine Freunde und Gehilfen zu immer frischem Eifer und unverdrossenem furchtlosen Kampfe gegen alles Widerwärtige an. Er schrieb an einen Freund: „Laß uns streiten für den Herrn, denn wir leben in Tagen der Trübsal und Angst; laß uns sterben, wenn es Gott so gefällt, für die Lehre unsrer Väter, damit wir mit ihnen das himmlische Erbe erlangen mögen. Laß uns nicht sein wie die stummen Hunde, die schläfrigen Wächter oder wie die selbstsüchtigen Miethlinge, sondern wie die sorgfältigen und wachsamen Hirten, und allen Menschen predigen, soviel Gott Gnade dazu giebt, zur rechten Zeit und zur Unzeit."

Als er neun Jahre Erzbischof zu Mainz gewesen, legte er dieses Amt in die Hände seines Lullus nieder. In dem Greise war noch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Jugendberufe erwacht, der Bekehrung der armen Heiden. Und wo er begonnen hat, da will er vollenden. Er zieht wieder zu den Friesen an der Nordsee. Unter ihnen predigt er mit der alten Kraft und viel größerem Erfolge; er tauft Schaaren Gewonnener; er läßt Kirche um Kirche unter ihnen aufbauen, und freut sich seines von Oben so gesegneten Werks. Eines Tages aber — er hat sein Zelt bei Dokkum in Nordfriesland aufgeschlagen und wartet eben auf eine Schaar Getaufter, daß er ihnen die Hand zur Konfirmation auflege — da braust ein bewaffneter Schwarm heidnischer Friesen daher, um die beleidigten Götter an ihm zu rächen. Seine Begleiter wollen sich zur Wehr setzen, er spricht: „Die heil. Schrift lehrt uns Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten. Schon lange habe ich mich auf den Tag meiner Erlösung gefreut.

Seid stark in dem Herrn; der Tod ist nur ein Augenblick, dann sind wir bei dem Herrn, um ewig mit ihm zu herrschen.“ Sie beteten miteinander, und währenddem wurden sie alle erschlagen, 53 an der Zahl. Solches geschah am 5. Juni 755. Winfrids Leiche wurde nach seinem geliebten und von ihm zu seiner Ruhestätte ausersehenen Kloster Fulda gebracht und dort beigesetzt.

Wie geht uns Deutsche dieser Mann so nahe an; wie so viel haben wir ihm zu danken! Er hat unsere Väter aus der düstern Nacht des trostlosen Götzenthums zur Erkenntniß des wahrhaftigen Gottes und zum Glauben an den Heiland und Seligmacher aller Menschen geführt.

Es ist wahr, er hat die deutsche Kirche unter den Papst gebracht, was uns ehrlichen Protestanten wehe thut. Allein wir dürfen nicht übersehen: das lag in dem Zuge jener Zeit, und leichter ist es ihm mit seinem Bekehrungswerk gegangen, indem er sich damit an den hochangesehenen „Stuhl Petri“ anlehnen konnte. Und der damalige Papst war noch nicht der spätere; Winfrid hat ihn eigentlich nur als obersten sichtbaren Kirchenlenker zur Aufrechthaltung des von ihm unabhängigen Glaubens und der christlichen Zucht anerkannt. Er war dem Papste gar nicht knechtisch unterthan; tadelte denselben vielmehr freimüthig und ernstlich, wo er ihn fehlen sah.

Die Hauptfrage bei Winfrid bleibt immer: „Was für ein Christenthum lehrte er unsere deutschen Väter?“ Und da muß man doch sagen: Er predigte ihnen aus der Schrift, die er täglich las; er predigte ihnen im Ganzen nach Gottes Wort. Wie er im Glauben und als Prediger stand, läßt sich aus folgender Stelle eines Briefes von ihm an Freunde entnehmen: „Betet zu dem heiligen Hüter unseres Lebens, zu dem einzigen Retter und Hort aller Mühseligen, zu dem Lamme Gottes, welches die Sünden der Welt hinweggenommen hat, daß er uns mit seiner Rechten schirmen wolle, daß der gnä-

dige Vater unsere Lenden umgürte, in unsern Händen die Lampen helle brennen lasse und das Herz der Heiden erleuchte, auf daß sie sehen das Evangelium der Herrlichkeit Christi." Das letztere war es doch, was er predigte, wenn auch manches sich dem anhieng, was nicht dazu gehörte, — das Evangelium von der Herrlichkeit Christi! Und das überwand die Herzen. Allerdings aber ist auch er nicht mehr von jeder falschen und abergläubischen Meinung frei gewesen. Indessen, wäre man nur allgemein auf seinem Standpunkte gestanden, und wäre man nur darauf geblieben! Wie viel reiner war sein Christenthum noch als das so vieler Kirchendiener seiner Zeit, und wie viel freier von Unkraut noch als das der folgenden Jahrhunderte auch an den Stätten, wo er zuerst gepflanzet hat!

Winfrid war ein rechter Bonifacius, ein hoher Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes und insonderheit unseres Vaterlands, zu dessen Bekehrung er, wenn ihm auch da und dort vorgearbeitet war, doch unter den Menschen bei Weitem das Meiste geleistet hat, darum er ganz mit Recht „der Apostel der Deutschen" heißt.

§ 3.

Karl der Große.

Pipin dem Kleinen folgte auf dem Frankenthrone sein Sohn Karl der Große. Er war sieben seiner Füße oder 6 Fuß 3 Zoll rheinl. groß und dabei von starkem Körperbaue. Er hatte eine gewölbte Stirne, große lebhafte Augen, eine gebogene Nase, ein glänzend helles Haupthaar; auf seinem Antlitz, das schrecklich werden konnte, lag gewöhnlich eine milde Heiterkeit. Sein etwas kurzer Nacken und vorragender Leib benimmt der ganzen Gestalt nichts von ihrer Würde. Sein Gang ist fest, seine Haltung männlich; man sieht den geborenen Herrscher. Groß war er noch vielmehr am Geist, voll Verstand und Einsicht, bei seinem Wirkensdrange stets

besonnen, gern guten Rath hörend; das erkannte Gute führt er mit eiserner Willenskraft durch.

Karl war 742, wahrscheinlich zu Aachen, geboren. Von seiner Kindheit und Jugend ist wenig bekannt. Zu Leibesübungen mag er fleißig angehalten worden sein, er war wenigstens ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Fechter 2c.; aber Schulunterricht, was wir sagen, scheint er wenig empfangen zu haben. Man lehrte ihn nicht einmal Schreiben; das lernte er erst später aus eignem Triebe, wo er es aber bei den schon steif gewordenen Fingern zu keiner schönen Handschrift mehr bringen konnte. Was er geistigerweise war, das kam aus ihm selbst und von oben.

26 Jahre alt wurde er König des großen Reiches, das er um noch soviel vergrößerte.

Seine Regierung war sehr kriegerisch. Nach Ost und West, nach Süd und Nord trug er die Waffen. Er war der erste Kriegsheld seiner Zeit, schnell und niederschmetternd wie ein Wetter.

Am meisten hatte er es mit seinen östlichen Nachbarn, den Sachsen (einst Cherusker genannt) zu thun, welche ihr nicht im heutigen Sachsenlande, sondern im Nordwesten Deutschlands suchen müßt. Sie hatten ihren Namen von dem kurzen Schwert, das sie führten (Sahs oder Sern), und waren ein sehr kräftiges, aber auch stolzes und unbeugsames Volk, dabei noch gewaltig roh und dicke heidnisch. Bei ihnen wurden noch immer Menschenopfer gebracht. Sie waren aber auch die steten Ruhestörer des fränkischen Reichs, die einmal um's andere über dessen Grenze brachen und mit Mord und Brand darin wütheten. Karl hielt es für eine Gewissenssache, diese Barbaren zu unterwerfen, nicht nur um seinem Volke Ruhe vor ihnen zu verschaffen, sondern vornehmlich auch, um sie von den Banden ihres schändlichen Götzenwesens frei und der Wohltat des Christenthums theilhaftig zu machen, dessen köstlichen ewigen Segen

unter die Menschen zu bringen ihm noch stärker am Herzen lag als seinen Vorfahren.

Auf seinem Ersten Reichstage, den er 772 zu Worms hielt, trug er der Versammlung die Nothwendigkeit des Kriegs mit den Sachsen vor und alles stimmte ihm freudig zu. Alsobald fiel er bei ihnen ein, schlug sie, eroberte ihre starke Feste Erisburg an der Diemel und zerstörte ihr höchstes Heiligthum, die Irmensäule, ein Götterbild, das in einem Hain unweit des genannten Flusses stand. Da sie ihm dann aber Unterwerfung versprachen, gab er ihnen freundlich Frieden und ließ ihnen viele Geistliche, die er in seinem Heere mitgenommen, als Lehrer zurück. Allein die Sachsen halten den Frieden nicht; kaum ist er von ihnen weg und wo anders beschäftigt, so empören sie sich. Das thaten sie von 775 bis 779 dreimal nacheinander, jagten die christlichen Lehrer davon, zerstörten die fränkischen Burgen in ihrem Lande, fielen nach Hessen und Thüringen herein, verbrannten Schlösser und Kirchen, raubten und mordeten. Karl war immer gleich wieder da und besiegte sie jedesmal. Das letzte Mal, 779, schlug er sie an der Aa und an der Weser und durchzog ihr Land bis zur Elbe hin; da kamen sie flehend um seine Gnade und legten ihm das feierliche Versprechen hinfortigen treuen Gehorsams ab, und nahmen wieder Religionslehrer an. Nun meinte Karl, mit ihnen fertig zu sein. Allein ihr tapfrer Feldherr Witukind war vorher aus dem Lande geflohen, um durch kein gegebenes Wort und Gelübde gebunden zu sein; und er kehrte zurück, um neuen Aufstand anzustiften. Unversehens überfielen sie, 782, eine harmlos hinziehende Frankenschaar, darunter zwei königliche Sendboten, vier Grafen und viele Edle sich befanden, metzelten sie mit ihren „langen Sachsenmessern" nieder, zerstörten darauf die in ihrem Lande angelegten Kirchen und Klöster, tödteten die Geistlichen oder verjagten sie und verheerten das Frankenreich bis zum Rheine hin. Die Nachricht von diesen Unthaten versetzte Karln freilich in

den heftigsten Zorn, sturmschnell eilte er herbei und hielt ein schweres Gericht. Er ließ zu Verden an der Aller 4500 Sachsen, die ihm als Theilhaber an der Rebellion von den sächsischen Edeln selbst ausgeliefert wurden, in einer großen Versammlung nach dem gemeinen Recht als Treubrüchige zum Tode verurtheilen und auf dem Platze enthaupten. Immer bleibt dieses allzu harte Gericht ein dunkler Flecken an seinem sonst so lichten schönen Leben. Und siehe — der Hauptschuldige (Witukind) ist entgangen und entflammt nun alles darüber zur Rache. Jetzt stehen alle Sachsenstämme auf und verbinden sich durch einen schauerlichen Schwur zum gemeinsamen äußersten Kampf gegen den Schlächter ihrer Brüder, gegen den Feind ihrer Freiheit und ihrer Götter. Von dem gewaltigen Witukind angeführt kämpften sie mit der wüthendsten Erbitterung. Die Schlacht bei Detmold, 783, blieb unentschieden, ja Karl mußte sich zurückziehen. Nachdem er sich aber verstärkt hat, vermag er in der noch blutigern Schlacht an der Hase sie zu bewältigen und ihre Macht völlig zu brechen. Zwei Jahre durchzieht er jetzt strafend, drohend und verheißend ihr Land. Zuletzt kommt selbst der furchtbare Herzog Witukind zu ihm und huldigt ihm. Derselbe ließ sich taufen, und viel tausend Edle und Gemeinfreie folgten ihm, 785. Gleichwohl empörte sich das hartnäckige Volk, als es wieder einige Kraft geschöpft hatte, auf's neue. Abfall und Unterwerfung wechselte bei den Sachsen noch fort, und erst 803 kam zu Selz (Königshofen an der Saale) ein dauernder Friede mit ihnen zu Stande, nachdem Karl, Alkuins Rath befolgend, ganz die milde Seite gegen sie herausgekehrt und namentlich die Annahme des Christenthums ihrem freien Willen überlassen hatte. Nunmehr erkannten sie ihn allgemein und für beständig als ihr Oberhaupt an, während er ihnen dagegen ihre eigenen Gesetze beließ und sie in allen Stücken seinen Franken gleichstellte. Auch traten sie sämmtlich zur christlichen Kirche über und wurden viele Bisthümer unter

ihnen aufgerichtet, Magdeburg, Bremen, Verden, Paderborn, Osnabrück, Münster ꝛc., von wo aus für ihre Unterweisung und ihr Wachsthum im Christenthume gesorgt ward. Das geschah insonderheit von dem trefflichen Liudger, einem Friesen und gewesenen Missionar der Friesen, der sein segensreiches Leben als Bischof von Münster beschloß (809). So hatte der lange, 31jährige Krieg, welcher allerdings das Gepräge eines Relionskriegs trägt, obgleich Karls Bekehrungsweise mit dem Schwert nimmermehr gutgeheißen werden kann, doch unter des gnädigen Gottes Lenkung recht wohlthätige Folgen: die Sachsen wurden ihrer Wildheit entkleidet, ihrem traurigen grauenvollen Götzenthum entrissen und nachher so fromme Christen als sie vorher rohe und blutdürstige Heiden gewesen. Sie wurden die besten unter den damaligen Christen.

Ich habe den Sachsenkrieg nacheinander fort erzählt; dazwischen fallen aber viele andere Kämpfe Karls, davon ich nun das Hauptsächlichste mittheilen muß.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung sandte der Papst Hadrian I. Eilboten zu ihm und rief ihn „als den Schirmherrn des heil. Stuhles“ gegen den Lombardenkönig Desiderius an, von welchem er hart bedrängt werde. Karl gieng mit zwei Heereszügen über den Mont Cenis und Sanct Bernhard nach Italien, 773. Als Desiderius von einem Thurm aus die starke Macht der Franken und an ihrer Spitze den hohen ganz von Eisen umpanzerten König Karl erblickte, sprach er zu seinen Freunden: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde verbergen vor dem Zornesanblick dieses gewaltigen Feindes!“ Desiderius wurde in Pavia belagert und nach sieben Monaten mußte er sich ergeben. Karl entthronte ihn und schickte ihn in's Kloster. „Die eiserne Krone“ — so heißt die Lombardische — setzte er sich selbst auf. Von Pavia zog er nach Rom, wo er dem Papste die Pipinsche Schenkung bestätigte und noch ver-

mehrte, wogegen der Papst ihn segnete und ihm einen altrömischen mit Purpur verbrämten Rock verehrte.

Im Jahre 778 gieng Karl mit einem mächtigen Heere über die Pyrenäen nach Spanien. Er benützte Streitigkeiten zwischen Arabischen Fürsten daselbst, um etwas von der dem Kreuze entrissenen Erde dem Halbmonde wieder abzuringen. Ihm war es in besserm Sinne „ein heiliger Krieg". Gewaltig schlug er auf die Moslemen los und sie erzitterten vor ihm. Er eroberte die große Stadt Saragossa sammt allem Lande von den Pyrenäen bis zum Ebro und schlug es unter dem Namen „Spanische Mark" zum Frankenreiche. — Auf dem Rückwege durch die Pyrenäen fiel bei einem unvermutheten Angriff der Gebirgsvölker auf seine Nachhut der in der Sage so berühmte Held Roland, welcher einer von den zwölf Paladinen (Hauptheldenrittern) Karls gewesen sein soll. Er sei riesengroß gewesen und habe mit seinem Schwerte Duranda einen Marmorblock auf Einen Streich durchhauen können. Als er bei jenem Ueberfalle tödtlich verwundet war, habe er noch so stark in sein Horn geblasen, daß der Schall über acht Meilen hin bis zum Hauptheere gedrungen sei; aber über dem starken Blasen seien ihm die Halsadern zersprungen.

Bayern stand schon früher (§ 1) unter der Oberhoheit des Frankenkönigs. Der Herzog Tassilo lehnte sich dagegen auf. Karl wies ihn nachdrücklich zurecht. Als derselbe jedoch neuen Ungehorsams und dazu schnöder Verrätherei sich schuldig machte, kam Karl abermals über ihn, nahm ihm das Regiment ganz und schickte ihn mit einer geschorenen Platte in's Kloster. Er schaffte die Bayerische Herzogswürde ab und theilte das Land in mehrere Grafschaften, 787 und 788.

Bald darauf richtete Karl seine kriegerische Thätigkeit gegen die Wilzen, ein Slavisches Volk, das jenseits der Elbe in der heutigen Mark Brandenburg saß. Denn bei der großen Völkerwanderung war der Osten Deutschlands theilweise von Germanen leer und mit

Slavischen Völkern erfüllt worden, die vorher weiter gegen Morgen hin gewohnt hatten. Diese glichen damals noch, so sagen die alten Schriftsteller, „wilden Thieren"; aber Karl kann auch solche bändigen. Die Wilzen werden von ihm überfallen, überwunden und müssen seine Oberherrschaft anerkennen, 789.

Gleich darauf machte er sich über die (ursprünglich Dakischen) Dänen her, die er dafür züchtigen wollte, daß sie die aufständischen Sachsen unterstützt hatten. Auch diese Nordmänner müssen der Wucht seines Schwertes unterliegen (798), und er setzt die Eider zur Grenze zwischen Dänen- und Frankenreich.

a. 791 aber begann er seine Kriege gegen die Avaren, die selbst der milde Winfrid „ein höchst häßliches und abscheuliches Volk", ein Andrer „ein äußerst wildes, grausames, muthiges, listiges, treuloses und räuberisches Volk" nennt. Sie waren keine Slaven, sondern aus dem Innern Asiens gekommen und gleicher Abkunft mit den Türken. Sie hatten sich nach Unterjochung vieler slavischer Völker in Ungarn festgesetzt, von wo aus sie häufige Raubeinfälle in die deutschen Gauen machten. Karl schlug sie einmal um's andere; er durchzog ihr Land nach allen Seiten hin und griff sie an allen Orten an. Unzählige fielen. Sein Sohn Pipin eroberte 795 ihren größten und stärksten Ring (Umpfählung) zwischen der Donau und Theiß und nahm ihnen die reichen Schätze weg, welche darin von so vielen ihrer Raubzüge aufbewahrt waren. a. 799 wurde der Kampf mit der völligen Ausrottung dieses Volkes geendigt.

So weit dehnte Karl sein Reich aus, daß es vom Ebro bis zur Raab und Theiß und von der Eider bis zur Tiber reichte.

An den Grenzen des Reichs errichtete er Marken, d. h. Grenzgrafschaften zum Schutze desselben gegen die Einfälle anwohnender Völker, so die Sächsische Mark gegen die Dänen, die Thüringische Mark gegen die

slavischen Serben, die Oestliche Mark (Oestreich) gegen die wilden Völker des südöstlichen Europas ꝛc. Diese Markgrafschaften hatten einen größern Umfang und die Edeln, die er ihnen vorsetzte, also eine größere Macht, da sie solcher zur Abwehr feindlicher Angriffe bedurften. Sonst aber wollte er keine zu mächtigen Vasallen, weil diese leichter zur Empörung neigten. Er schaffte darum die Herzogswürde fast ganz ab und theilte das Reich in kleinere Bezirke oder Gauen, die er unter Gaugrafen stellte.

Die Gau- und Markgrafen und sonstigen hohen Vasallen regierten in seinem Namen mit voller Macht, mußten sich dabei jedoch nach den ihren Untergebenen eigenthümlichen Gesetzen und Gewohnheiten richten; denn seine verschiedenen Völker sollten bei ihren alten Sitten und Rechten bleiben, da wollte er ihnen, sofern dieselben nur nicht unchristlich waren, keinen Zwang anthun. Und damit seine Stellvertreter nicht willkührlich und unordentlich handelten, gab er ihnen besondere Aufseher, die Sendboten oder Sendgrafen, die ihre aus mehreren Gauen bestehenden Sprengel jährlich viermal bereisen mußten, um sich nach der Amtsführung der Erstern zu erkundigen und dem Könige von allem genauen Bericht zu erstatten. Auf diese Berichte sandte er rasch überallhin seine mit dem königlichen Siegel versehene Befehle aus. Sein Petschaft war in seinen Schwertknopf eingegraben und manchmal, wenn er damit eine Verfügung an einen halsstarrigen Vasallen gesiegelt hatte, sprach er: „So, hier ist mein Befehl und — indem er das Schwert schüttelte — der, welcher ihm Respect verschaffen soll!" Uebrigens genügte ihm die Aufsicht der Sendboten nicht; er reiste selbst viel in den Ländern umher, um mit eignen Augen nachzusehen, alles Ungleiche, das er vorfand, in Ordnung zu bringen und heilsame Einrichtungen an Ort und Stelle zu treffen. Karl hatte überhaupt keinen festen Wohnsitz; doch hielt er sich am meisten in Aachen und Ingel-

heim (am Rheine) auf, wo er sich schöne Schlösser gebaut hatte.

Jährlich im Wonnemonat wurde ein Reichstag gehalten, das Maifeld genannt. (Die alten Frankenkönige hielten Märzfelder.) Hier versammelten sich alle Großen des ganzen Reichs, die vornehmen Geistlichen, Bischöfe und Aebte miteingeschlossen. Hier wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs verhandelt und Beschlüsse darüber gefaßt. Aber diese galten erst, wenn Karl sie gebilligt und bestätigt hatte. Er war doch ein rechter Monarch oder Alleinherrscher. Indessen hatte er in allem die Wohlfahrt seiner Unterthanen vor Augen und warm im Herzen, und dafür war er unermüdlich thätig.

Es ist noch das Geringere, daß er Landbau, Gewerbe und Verkehr nach allen seinen Kräften förderte. Er ließ Sümpfe austrocknen, Wälder ausreuten und den Boden urbar machen. Seine 128 Kronhöfe richtete er zu wahren Musterwirthschaften ein, wo jeder eine tüchtige Oekonomieführung lernen konnte. Auf diesen Höfen beschäftigte er auch Handwerker aller Art, welche den Bedarf der Höfe und Hofbewohner und noch andere Sachen in möglichster Vollkommenheit, zur Nachahmung für Andere, anzufertigen beflissen sein mußten. Er ließ gute Straßen herstellen, baute Brücken, so eine 500 Schritt lange über den Rhein bei Mainz, grub Kanäle; er schon versuchte durch einen Kanal die Donau mit dem Rhein und also die Nordsee mit dem Schwarzen Meere zu verbinden, wovon noch der sogenannte „Karlsgraben" in der Nähe von Pappenheim zeugt, wiewohl diese Arbeit aus Mangel an Verständniß liegen bleiben mußte und erst König Ludwig I. von Bayern berufen war, das großartige Werk auszuführen. Er richtete Jahrmärkte ein, wo Kaufleute und Handwerker ihre Waaren ausbieten und die Leute der Umgegend ihre Bedürfnisse befriedigen konnten.

Vornehmlich aber lag ihm daran, Geist, Herz

und Leben seiner im Ganzen noch so rohen Völker zu bilden. Zu dem Ende zog er eine Zahl durch Kenntnisse und Wohlgesinntheit ausgezeichneter Männer an sich, die ihm Gehilfen in dem edlen Werke sein sollten, von denen wir einige besonders aufführen müssen.

Der Vorzüglichste von allen war der schon genannte Alkuin (Albwin), ein ausbündig gelehrter, kluger und frommer Mönch aus England, ein Schüler des berühmten englischen Gottesgelehrten und Kirchengeschichtschreibers Beda Venerabilis (des Ehrwürdigen). Karl hatte diesen Alkuin auf einer Reise nach Italien kennen gelernt und ihn bewogen, an seinem Hofe zu leben. Er machte ihn zu seinem ersten Rathgeber, nannte ihn öffentlich seinen Freund und versicherte einmal, „daß er stolzer auf diesen Mann sei als auf ein Königreich." — Ein Anderer war der Franke Eginhard, ein gleichfalls sehr gelehrter, dabei kunstverständiger und in seinem Wesen höchst liebenswerther Mann, den Karl zu seinem Geheimschreiber machte und der uns des großen Königs Leben sehr gut und anschaulich beschrieben hat. — Ein Dritter war der schöngestaltete und geistvolle Franke Angilbert, welchem Karl so geneigt war, daß er ihm seine eigene Tochter Bertha zur Frau gab.

Mit diesen und noch mehreren trefflichen Männern stiftete er einen Gelehrtenverein, der fleißige und ganz zwanglose, ja brüderlich trauliche Zusammenkünfte hielt. Hier las man die alten Bücher und trieb allerlei Wissenschaft. Da lernte Karl selbst noch mit großer Begier, weil er in seiner Jugend so wenig hatte lernen können, und er brachte es noch so weit, daß er Lateinisch fertig und Griechisch ziemlich konnte, auch namentlich in der Mathematik und Sternkunde etwas verstand. In diesem Vereine arbeitete man auf seinen Betrieb insonderheit an der Ausbildung der lieben deutschen Muttersprache; denn Karl, der Franke, war ein Deutscher und in seinem ganzen Wesen deutsch; man entwarf eine deutsche

Grammatik (Sprachlehre), sammelte die Lieder der alten deutschen Sänger, gab den Monaten und Winden deutsche Namen ꝛc. Hier rathschlagte man auch über die Erziehung und Bildung des gesammten Volks.

Dazu fand man nichts nöthiger als gute Schulen. Karl verbesserte die schon vorhandenen und legte überall im Reiche tüchtige neue an, — immer mit geistlichen Stiftern und Klöstern, denn Kirche und Schule gehören zusammen und waren von Anfang an immer beisammen. In diesen Schulen, welche für Leute jeden Standes sich öffneten, konnte man Lesen und Schreiben, damals schon eine große Kunst, aber auch höhere Wissenschaft lernen. In Paris, Lyon, Rheims, Korbei, Hirschau, Reichenau, Sanct Gallen und an vielen andern Orten blühten solche Schulen, von denen gute Kenntnisse sich in's Land verbreiteten und auch bessere Sitten. An seinem Hofe hielt Karl unter Alkuins Leitung eine besondere Musterschule, wohin alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Kinder schicken mußten und die er öfters besuchte, um sich vom Gange des Unterrichts und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Bei einer solchen Prüfung erfand sich's, daß die Kinder der Vornehmen die Ungeschickten, die Kinder der Geringen aber die Geschickten waren; da lobte er diese gar freundlich und huldreich; jene aber schalt er übel und drohte ihnen, daß sie trotz ihres Adels und ihrer feinen Gesichter einmal keine Aemter von ihm erlangen würden, wenn sie sich nicht besser anstrengten, etwas zu lernen.

Da aber Karl gänzlich einsah, daß die beste und allein wahre Bildung nur von der Religion ausgehe, so mußte der Hauptgegenstand in den Schulen immer die Religion sein. Daß sie aufkomme und gedeihe, das war überhaupt seine heiligste Sorge. Er war ein Pfleger der Kirche im vollen und edelsten Sinne. Er begehrte von allem Volke christliche Erkenntniß und Frömmigkeit. Jeder erwachsene Christ mußte wenigstens den

Glauben (die drei Artikel) und das Vaterunser können — freilich nach unserm Maßstabe noch sehr wenig —, sonst durfte er nicht Pathenstelle vertreten. Alle sollten fleißig die Kirche besuchen und zu ihrer Erbauung Gottes Wort hören; und da gar viele Pfarrer nicht im Stande waren, gehörig zu predigen, so ließ er durch Paul Warnefrid, den Diakon, eine Anzahl Predigten aus den Büchern der besten alten Kirchenlehrer zum Vorlesen beim öffentlichen Gottesdienst in's Deutsche übersetzen. Diese Predigtsammlung ist die erste deutsche Postille. Weil es auch lieblich lautet vor Gott und Menschen, die Psalmen und geistlichen Lieder schön zu singen, so ließ er zur Herstellung eines guten Kirchengesanges Orgeln und Singlehrer für seine Franken aus Italien kommen, wobei es nur zu bedauern war, daß diese so gar rauhe Kehlen und so gar wenig Singgeschick hatten, also daß die Italiener ihren Gesang „mit dem Heulen wilder Thiere und mit dem Hinrumpeln eines Lastwagens über einen Knüppeldamm" verglichen. Indessen mag's bei manchen recht ernstlich und von Herzen gegangen sein und dann doch angenehm gelautet haben vor Gott und seinen lieben Engeln.

Die Sorge für die höhere Wohlfahrt seiner Unterthanen legte sich Karln so sehr an's Herz, daß er den weltlichen Sendboten in der Folge auch geistliche zugesellte, um durch sie überall zu prüfen, wie es mit der christlichen Erkenntniß und dem Wandel im Volke stehe, und seine Maßnahmen zu möglicher Besserung darnach zu treffen.

Weil die Förderung des Volks im Christenthum vornehmlich von dessen geistlichen Führern abhieng, so sah er mit ganz besonderem Ernst auf eine tüchtige Ausbildung und ein würdiges Verhalten des Klerus. Diejenigen jungen Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, mußten in den Schulen am meisten lernen, und Unfähige sollten gar nicht zum Kirchendienste zugelassen werden. Alle Geistlichen aber sollten

fort und fort studiren, vorzugsweise in der h. Schrift, und ein frommes, erbauliches Leben führen; sie sollten sich ganz ihrem Berufe hingeben und alles meiden, was, wenn auch für Andere, doch nicht für ihren Stand sich zieme, nicht als Jäger mit Hunden und Falken in den Wald gehen, nicht Schauspiele und Wirthshäuser besuchen, nicht geharnischt mit Schwert und Spieß in den Streit ziehen. Dagegen baute er ihnen wohnliche Pfarrhäuser an ihre Kirchen hin und sorgte für ihren ausreichenden Unterhalt. Er verordnete, daß von allen Ländereien der Zehnte an die Geistlichen verabreicht werden sollte, und nahm selber seine Krongüter von dieser Pflicht nicht aus; — so alt war der Zehnte bei uns, über tausend Jahre wurde er gegeben, der nun abgelöst und weggekommen ist! Karl begünstigte den geistlichen Stand auf alle Weise und hegte eine hohe Achtung gegen ihn, denn er erkannte seinen Werth für das gemeine Beste und der Menschen ewig Wohl.

Besonders ehrerbietig und ergeben bezeigte er sich seiner Lebtage gegen den Papst, den er mit der gesammten abendländischen Christenheit für den geistlichen Oberhirten ansah. Die Geschenke und Vergünstigungen, die er demselben machte, sind nicht zu zählen. Er schwur ihm am Grabe des h. Petrus beständige Freundschaft und hielt sie. Er schützte ihn gegen jeden Feind, denn er glaubte damit die Kirche zu schirmen. Und doch hat sich Karl dem Papste auch im Bereich des Geistlichen nicht unbedingt unterworfen. Er war noch weit entfernt, ihn für den unfehlbaren Statthalter Christi anzusehen, und wo er sich überzeugt hielt, daß derselbe irre, da handelte er ihm unbedenklich entgegen. Ein Beweis hiefür: Bei dem im Morgenlande entbrannten und auch in's Abendland gedrungenen Bilderstreit (s. § 1.) verfocht der Papst die Verehrung der Bilder. Trotzdem trat Karl auf der Reichssynode zu Frankfurt a. M., 794, mit aller Entschiedenheit gegen diesen Aberglauben hervor, welcher hier auch nach seinem Vorgange ver-

worfen ward. Er ließ den Synodalbeschluß durch sein ganzes Reich publiciren, „daß zwar die Bilder als Erinnerungsmittel in der Kirche bleiben, aber in keiner Weise verehrt werden sollten." Und das ist auch das Rechte. Man sieht, der Papst hatte damals noch gar keine Glaubensherrschaft. Vielfältig fragte ihn Karl bei den kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches gar nicht um Rath, sondern handelte lediglich nach seinem eigenen Gutbefinden auf Grund seiner christlichen Erkenntniß aus der Schrift und den alten Kirchenlehrern, von denen er besonders den Augustin, den Größten nach den Aposteln, eifrig las. In der That war Karl das Oberhaupt der Fränkischen Kirche viel mehr als der Papst in Rom; und in der That war er ein summus episcopus oder Oberster Bischof vielmehr, als es heutzutage auf evangelischer Seite die Landesfürsten sind. Denn auch die Synoden in seinem Reiche hatten eigentlich nur eine berathende Stimme; Er setzte fest. Er meinte es aber auch mit seinen kirchlichen Bestimmungen immer treulich und auf's Beste.

Bei seinem selbstständigen Verhalten dem römischen Stuhle gegenüber stand er doch immer gut mit demselben, und der neue Papst, wie der alte, blickte in seiner Bedrängniß nach ihm.

Papst Leo II. war bei einem feierlichen Umzuge in Rom von einer feindlichen Partei überfallen und mit Stößen und Schlägen abscheulich mißhandelt worden. Das ließ er jammernd seinem großen Schirmherrn, dem Könige Karl, wissen. Dieser lud ihn höflich zu sich ein, empfing ihn zu Paderborn mit den größten Ehren, behandelte ihn auf's Feinste und Freundlichste, sagte ihm seine Hilfe heilig zu. Er sandte ihn hierauf mit schirmender Begleitung zurück und folgte selbst mit einem Heere nach. In Rom angekommen hielt er ein Gericht über die Frevler, das nur durch die Fürbitte des Papstes selbst gemildert ward, und verschaffte diesem vollständige Ruhe, allgemeine Achtung und Anerkennung. Dafür aber

stattete ihm der Papst einen eigenthümlichen glänzenden Dank ab.

Es war am Weihnachtsfeste 800, als Karl im langen Purpurkleide eines römischen Patricius am Altare der großen Peterskirche kniete und betete. Plötzlich trat der Papst mit einer goldenen Imperatorskrone zu ihm und setzte sie ihm auf's Haupt. Und alles Volk rief jauchzend: „Karl dem Hehren, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Einfallende Musik vermischte sich mit dem jubelnden Rufe.

So ward unser Karl Römischer Kaiser. Nachdem diese Würde 324 Jahre (seit des Romulus Augustulus Absetzung s. IV. 5.) erloschen war, wurde ein Fürst der barbarischen Nation hinter den Alpen wieder mit ihren Strahlen geschmückt. Karl war scheinbar überrascht, ließ sich aber doch die Kaiserkrone gefallen. Gewann er auch gerade keine größere Macht durch sie, so doch ein noch größeres Ansehen. Es war ein alter Begriff, daß der römische Kaiser „der Herr der Welt" sei. Wenigstens war er durch diese Würde als der Erste Herrscher auf Erden bezeichnet; um so mehr konnte er hoffen, daß seine treugemeinten Bestrebungen für das Wohl der Christenheit und Menschheit Erfolg haben würden. Nur das war bei der Sache bedenklich, daß der Papst ihm die Krone aufgesetzt hatte und nicht seine eigene Hand; so konnte es scheinen, als ob er sie von des Papstes Gnade empfangen habe, was auch die spätern Innhaber des römischen Stuhles behaupteten. Doch hielt Karl, wie noch viele seiner Nachfolger, die weltliche Oberhoheit über den Papst ganz fest, ja jetzt als römischer Imperator um so fester. Um so mehr jedoch fühlte er sich jetzt auch verpflichtet, Schirmherr der Kirche zu sein. Uebrigens stehen allerdings nun zwei höchste Häupter der Christenheit da, ein weltliches und ein geistliches, — Kaiser und Papst.

Wollen wir den erhabenen Fürsten noch ein wenig in seinem Privatleben anschauen. Außer bei festlichen

Gelegenheiten, wo auch Seide, Gold und Juwelen an ihm schimmerten, kleidete er sich ganz einfach und kaum besser als ein fränkischer Bürger; er trug inländisches, von seinen häuslichen Töchtern gesponnenes und gewobenes Zeug. So speiste er auch sehr mäßig; auf seiner Tafel erschienen für ordinär nur vier Gerichte außer dem Braten, den er am Spieße auftragen ließ und der ihm am meisten mundete. Dabei trank er nicht mehr als drei oder vier Schluck Wein. Trunkenheit galt ihm als etwas Abscheuliches. Bei Tische, wie überhaupt, sprach er viel und immer voll Verstand und Anstand, manchmal ließ er sich dabei alte Geschichten vorlesen, manchmal sich und die Tischgenossen mit Saitenspiel und Gesang ergötzen. Bei aller Würde war er recht fröhlich, so daß man ihn „den fröhlichen Kaiser der Germanen" nannte. Nach Tische pflegte er ein gutes Schläfchen zu machen. Die andere Zeit verwendete er sehr haushälterisch, wie zum Regieren, so zum Studiren und sonstigen nützlichen Beschäftigungen. Er hatte eine gute Ordnung in allem und war immer in Thätigkeit; und diese erstreckte sich bis auf's Kleinste herab, daß er z. E. alle Wirthschaftsrechnungen von seinen 128 Kronhöfen, in welche sogar die Zahl der gelegten Eier eingetragen sein mußte, selbst und genau durchsah. Alle seine zeitliche Thätigkeit aber durfte ihn nicht von fleißigster Uebung des Gottesdienstes abhalten; die Religion war ihm das tiefste Herzensbedürfniß. Täglich ging er zweimal zur Kirche, Vor- und Nachmittags; öfters sogar noch in der Nacht. Er hatte einen sehr unterbrochenen Schlaf, wachte gewöhnlich mehrmals auf, stand auch auf und trieb etwas, oder ging zu den nächtlichen Horen (Betstunden) in die Kirche. Kam der Morgen, so blickte er doch klar in die Welt und grüßte heiter die Seinigen. Von seinen häuslichen Verhältnissen, die jedoch nicht tadellos waren, ist besonders zu rühmen seine Ehrerbietigkeit gegen die Mutter (Bertradis), seine Treue gegen die Schwester (Gisla), seine Liebe gegen die Gattin (namentlich seine zweite, Hildegard aus Schwaben), seine

Sorgfalt für die Kinder, deren Unterweisung er dem vortrefflichen Alkuin übergeben, deren fromme Erziehung er selbst mitleitete. Er hatte drei Söhne und fünf Töchter, welche letztere er besonders zärtlich liebte, so daß sie stets, auch auf Reisen, um ihn sein mußten. Er war aber gütig und leutselig gegen alle Menschen, ein hoher Wohlthäter der Armen, Kranken, Elenden aller Art. Seine Wohlthaten giengen bis über's Meer hin; nach Syrien, Jerusalem, Egypten, u. s. f. schickte er Almosen an nothleidende Christen. —

Wie steht doch dieser Karl vor uns! Wie hehr und wie lieblich! Es sagt ein alter Schriftsteller, und zwar sein eigener Enkel Nithard, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ragte durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervor, daß er Allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewunderungswürdig zu sein schien.“

Siehe in Ihm das Urbild eines christlichdeutschen Fürsten!

Nithard meinte unter „allen Völkern“, die Karl den großen Kaiser nannten, nicht blos die seines eigenen Reiches; der Ruhm seines Namens breitete sich noch weit über die Grenzen desselben aus. Insonderheit ehrte ihn auch ein Muhammedanischer Fürst jener Zeit, Harunalraschid, der berühmte Herrscher des Abbasidenreiches zu Bagdad. Das war auch ein seltener Mann, der dazumal im Morgenland ähnlich wie Karl im Abendlande leuchtete, der — wie wundersam von einem Moslem! — die Wissenschaften liebte und sein rohes dumpfes Volk dafür zu erregen strebte, der aus Griechenland gelehrte Leute zu sich rief und die griechischen Philosophen, namentlich den Aristoteles, in's Arabische übersetzen ließ, der Gelehrte und Künstler aus allen Ländern um sich sammelte und ihre Arbeiten hoch belohnte. Dieser Harunalraschid schickte Boten an Karl aus seinem fernen Orient herüber, die ihm seinen Freundschaftsgruß

und herrliche Geschenke brachten, indischen Balsam, prachtvolle Seidenstoffe, eine kunstvolle Wasseruhr, welche durch kleine, klingend auf eine Metallplatte fallende Kugeln die Stunden anzeigte, einen weißen Elephanten von ganz ungemeiner Größe, der kein geringes Erstaunen unter den Franken hervorrief, und — den Schlüssel zum heiligen Grabe (des Herrn Jesu) in Jerusalem, das hinfort alle christlichen Pilger ungehindert und wohlbeschützt sollten besuchen können. Karl sandte ihm seinen schönen Dank und Gegengruß zurück und gleichfalls werthvolle Geschenke, vornehmlich große treffliche Jagdhunde und die feinen Webereien der kunstreichen Fränkischen Frauen.

Karl wurde alt. Von seinen drei Söhnen, Karl, Pipin und Ludwig, waren die beiden erstern und geisteskräftigern zu seinem tiefen Schmerze vor ihm gestorben und nur der jüngste zu seinem Nachfolger übrig geblieben. Er bestellte a. 813 einen Reichstag nach Achen. Hier fragte er seine Großen, ob dieser sein Sohn Ludwig die Krone nach ihm tragen solle? Sie erwiederten alle: Gott will es haben! Darauf an einem Sonntag in der Kirche betete er zuerst mit seinem Sohne auf den Knieen, dann ermahnte er ihn vor allem Volk mit rührenden Worten, Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten, die Kirche zu schützen und zu pflegen, seine Verwandten freundlich zu behandeln, seine Unterthanen wie seine Kinder zu lieben und wohl zu regieren, die Armen zu trösten und zu versorgen u. s. w. Zuletzt fragte er ihn: Willst du das alles thun, mein lieber Sohn? Ludwig versprach es mit Vergießung vieler Thränen. Nun hieß er ihn sich selber die auf dem Altare liegende Krone aufsetzen, zum Zeichen, daß er sie nur von Gottes und keines Menschen Gnade habe.

Im Januar 814 wurde Karl von einem hitzigen Fieber mit Seitenstechen befallen. Da er sich durch sein gewöhnliches Heilmittel, durch Fasten, nicht kuriren konnte, merkte er sein Ende. Er empfieng das heil. Abendmahl und richtete seine ganze Seele dahinein, wo er ewig zu

sein wünschte. Zuletzt faltete er seine Hände über der Brust und sprach (wie später der sterbende Luther): „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und damit entfloh sein Geist. Er hatte zweiundsiebzig Jahre gelebt und siebenundvierzig glorreich regiert.

Unter allgemeiner Wehklage wurde er in der von ihm erbauten prachtvollen Marienkirche zu Achen bestattet. In einer Gruft setzte man seinen einbalsamirten Leichnam in vollem Kaiserschmucke, mit der Krone auf dem Haupte, mit Schwert und Pilgertasche umgürtet, ein Evangelienbuch auf den Knieen, auf einen goldenen Stuhl und mauerte die Kammer hinter ihm zu.

§ 4.

Ludwig, der Fromme.

Was für kraftvolle herrliche vier Frankenherrscher sind nacheinander vor unsern Augen vorübergegangen, — Pipin von Heristal, Karl Martell, Pipin der König, Karl der Große! Aber plötzlich bricht die Reihe ab und es kommen andere Gestalten.

Ludwig, der neue König und Kaiser, der Fromme zugenannt, weil er am liebsten in die Kirche gieng und für die Wohlfahrt der Kirche nach seinem Verständniß auf's Allereifrigste sorgte, war dabei ein wissenschaftlichgebildeter Herr, welcher vier Sprachen verstand, aber bei seiner Gutmüthigkeit auch äußerst schwach und durchaus kein Mann zum Beherrschen solch eines großen Reiches.

Er ließ sich vom Papste, Stephan V., a. 816 zu Rheims nochmals die Krone aufsetzen, als ob seine erste Krönung durch eigene Hand gar nicht gültig gewesen wäre!! Die Großen des Reichs, die sein Vater mit so starker Hand niedergehalten, thaten sich unter ihm selbstherrisch auf und machten ihm viele Noth. Es trat Unordnung und Zerrüttung ein und wurde alles schlechter.

Der gute schwache Mann, dem es im Kopf und Herzen schwirrte, ließ sich schon a. 817, da er kaum erst

vierzig Jahre zählte, zu einer Theilung des Reichs unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, bewegen; sie sollten unter seiner Oberherrschaft die ihnen zugewiesenen Gebiete regieren, nach seinem Tode aber die beiden Jüngern mit ihren Gebietstheilen unter dem Aeltesten als Oberherrn des Einen Reiches stehen.

Indessen schloß der Kaiser nach dem Hingange seiner Gemahlin Irmengard eine zweite Ehe mit Jutta oder Judith, der Tochter des Grafen Welf v. Bayern, 819, und von derselben ward ihm noch ein vierter Sohn geboren, Karl, mit dem Zunamen der Kahle, welcher zu jämmerlichen Zerwürfnissen Anlaß gab. Denn ganz von seiner schönen Judith beherrscht wendete der Kaiser diesem schon als Knaben sehr bedeutende Länderstrecken zum Nachtheile der ältern Brüder zu; das verdroß dieselben und sie traten das vierte Gebot mit Füßen und empörten sich wider den eignen Vater. Der Papst, jetzt Gregor IV., mischte sich drein und — nahm Partei für die rebellischen Kinder! a. 833 standen sich Vater und Söhne bei Kolmar mit Heeren gegenüber. Der Papst war persönlich gekommen und begab sich in's kaiserliche Lager, „um nach seinem Amte Frieden zu stiften.“ Leider ließ sich der Kaiser in Unterhandlungen mit ihm ein; denn hiebei wußte der Papst durch seine gewandten Vorstellungen auf das auch von den Söhnen bearbeitete kaiserliche Heer einen solchen Eindruck zu machen, daß es in Einer Nacht in's jenseitige Lager übergieng. Der Kaiser war verrathen. Daher heißt die Ebene bei Kolmar, wo das geschah, vorher „Rothfeld“ genannt, „das Lügenfeld“ bis auf den heutigen Tag. Als sich der Alte am Morgen von fast allen seinen Treuen verlassen sah, warf er sich seinen Kindern flehend in die Arme als der nichts mehr auf dieser Welt haben wollte, denn einen stillen Zufluchtsort. Lothar nahm ihn in seine Gewalt und die Brüder trennten sich.

Lothar aber, der nun den Kaisernamen führte, wollte sich des Thrones für immer versichern; darum suchte er

den Vater zu bereden, ein Mönch zu werden, und als er das doch nicht vermochte, trieb er ihn, um ihn recht verächtlich und damit unfähig zum Kaiseramte zu machen, dazu, daß er öffentliche Kirchenbuße that, knieend in der Kirche das Bekenntniß einer Reihe der schwersten Versündigungen von einem Zettel ablas, darauf sein fürstlich Gewand auszog und in einen härenen Rock schlüpfte. Dann sperrte Lothar ihn ein und hielt ihn in strenger Haft.

Allein dieses schnöde, schandbare Verfahren entrüstete alle Welt, besonders die Deutschen. Auch der junge Ludwig war darüber empört. Er und Pipin hatten es ohnedem nicht bis zur völligen Absetzung des Vaters kommen lassen wollen. Der junge Ludwig rief jetzt die deutschen Stämme für den Vater unter die Waffen, und einmüthig erhoben sie sich für ihren tiefbemitleideten Kaiser. Auch Pipin trat zu; und die beiden Brüder an der Spitze der tapfern Deutschen hatten den armen Vater bald befreit und wieder auf den Thron gesetzt. Dieser verzieh dem Lothar großmüthig, und so wäre wieder Friede in der Familie gewesen.

Allein der alte Ludwig, schwachen Herzens und Geistes, handelte nach so schmerzlichen Erfahrungen abermals so thöricht, daß er sein Schooßkind Karl in auffallendster Weise begünstigte. Er gab ihm viel und immer mehr Land; ja als sein zweiter Sohn Pipin a. 838 starb, wies er ihm, von der Judith beschwatzt, noch dessen ganzes Gebiet zu. Und während er den gottlosesten seiner Söhne, den Lothar, durch anderweitigen Vortheil beschwichtigte, verkürzte und beschränkte er gerade den Ludwig am meisten, der doch das Meiste zu seiner Wiedererhebung beigetragen hatte.

Das erbitterte diesen Letztern so sehr, daß er nochmals die Waffen wider den Vater ergriff. Beide Ludwig, der Alte und der Junge, rückten gegeneinander zu Felde. Doch regte sich eine Furcht in des Sohnes Herzen, daß er umkehrte, ehe man handgemein wurde. Aber dem

alten, schon vorher kranken Vater war das Herz vollends vor Gram gebrochen; er starb noch im Feldlager, auf einer Insel des Rheins, 840. Der Erzbischof von Metz ermahnte den Sterbenden, ohne Groll gegen seinen Sohn aus der Welt zu scheiden. Da sprach er nach einigem Zögern: „Ich rufe Gott und Euch zu Zeugen an, daß ich meinem Sohn alles, was er gegen mich gesündigt hat, vergebe; an Euch aber wird es sein, ihn zu erinnern, daß er meine grauen Haare in die Grube gebracht hat."

§ 5.

Die Theilung von Verdun.

Da Pipin bereits vor ihm gestorben war, so hinterließ demnach Ludwig, der Fromme noch drei Söhne, Lothar und Ludwig aus erster und Karl den Kahlen aus zweiter Ehe.

Es erhob sich neuer Streit in der zerrütteten Familie. Lothar wollte nicht nur die Kaiserwürde behaupten, sondern auch seine Brüder an ihren Reichsantheilen schmälern, wo nicht das ganze Reich sich allein zueignen. Da schloßen Ludwig und Karl, obwohl Stiefbrüder zu einander und bisher feindlich gegen einander, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Aeltesten, das sie mit einem feierlichen Schwure heiligten. Und es entstand unter den Enkeln Karls des Großen ein blutiger Bruderkrieg.

Die verbündeten Brüder besiegten den Lothar in etlichen Schlachten, vornehmlich in der großen, viel Menschenleben kostenden, in der Nähe von Auxerre (Oxär, bei Fontenaille), 841. Indessen wollten sie ihn nicht gar verderben; sie ließen sich in Unterhandlungen mit ihm ein und erwiesen sich dabei höchst billig, so daß dieselben trotz der Störrigkeit Lothars endlich zum Ziele führten.

Und so schlossen denn die drei Brüder im August 843 im Beisein aller Großen des Reichs den welt-

berühmten **Vertrag zu Verdun**, durch welchen das ganze Reich des Vaters und Großvaters in drei von einander unabhängige Reiche geschieden ward, nämlich in Ostfranken, Westfranken und Italien.

Lothar empfieng nebst dem Kaisertitel das schöne Italien und dazu aber noch einen Landstreifen links des Rheins von der Nordsee bis zum Mittelmeer herab. Südlich bestand dieser Strich aus einem Theile Burgunds und nördlich aus dem nachherigen (von Lothar so benannten) Lotharingen oder Lothringen; er gieng mitten durch die Gebiete der andern Brüder durch.

Karl der Kahle erhielt alles Land gegen Abend, Westfranken oder das nachmalige Frankreich.

Ludwig bekam alles Land östlich vom Rhein oder das eigentliche Deutschland, dazu jedoch jenseits des Stromes noch Mainz, Speier und Worms mit Umgebiet. —

Damit war nun, was besonders hervorzuheben ist, **Frankreich und Deutschland auseinandergeschieden**, und die Scheidung ist geblieben und wird bleiben. Wälsch und Deutsch paßt nicht recht zusammen; nur im Christenthume kann eine höhere Einigung stattfinden.

Wir haben also vom J. 843 an ein eignes Deutsches Reich, und mit diesem müssen wir uns von nun an vorzugsweise beschäftigen. Vorher und hier gleich wollen wir aber noch einen kurzen Blick auf die zwei andern Reiche oder Dynastieen (Fürstenhäuser) werfen, wenn wir auch dabei theilweise unsrer Zeit vorgreifen.

Lothar, der römische Kaiser und König von Italien herrschte zwölf Jahre, dann ward er ein Mönch, 855, um sich seiner Gewissensnoth ledig zu machen!! Er theilte sein Reich unter seine drei Söhne, von welchen der älteste, Ludwig II, den Kaisernamen empfieng. Die jüngern starben noch vor demselben und er endete 875, und keiner hinterließ männliche Nachkommenschaft. So

war diese Linie der Karolinger (Nachkommen Karls des Großen) frühzeitig erloschen.

Wie gieng's mit der andern Linie in Frankreich? Karl der Kahle lebte noch, als Ludwig II. entschlief, und er erlangte bittend und opfernd vom Pabste die Kaiserkrone, welche mithin von den Italischen Karolingern zunächst auf die Französischen übergieng. Sie schmückte jedoch nur zwei Jahre lang das kahle Haupt, dann fiel auch dieses in des Todes Staub, 877. Die Nachkommen desselben erhielten sich noch 110 Jahre auf dem Französischen Throne. Das war aber eine Reihe der elendesten Regenten, wie schon ihre Namen andeuten; Einer hieß: der Stammler, ein Anderer: der Einfältige, wieder ein Anderer: der Faule. Die großen Vasallen rißen immer mehr Macht an sich, ja sie fragten nach ihren Königen so viel als nichts mehr. Es kam mit einem derselben so weit, daß ihm nur mehr zwei Städte gehorchten. Die Verachtung des Französisch-Karolingischen Herrscherhauses war zuletzt so groß geworden, daß nach dem Tode des Faulen, 987, ein noch Uebriger des Geschlechts vom Throne ausgeschlossen und ein gewisser Hugo Capet, Herzog von Franzien und Graf von Paris und Orleans, der mächtigste Große des Reichs, darauf gesetzt wurde. Somit stieg in Frankreich ein neues Königshaus auf, das der Kapetinger. Diesem sind alle französischen Könige bis auf die letzten, die in unserm Jahrhunderte verjagt wurden, entsprossen. Die Kapetinger waren allerdings bessere Leute, wenn auch nicht eben im Durchschnitt hochbegabte. Es befinden sich wenigstens viele tüchtige und namentlich viele aufrichtig gottesfürchtige darunter. Das Königthum in Frankreich hob sich unter ihnen allmählig wieder.

VII. Das deutsche Reich, das herrlichste der Erde.

Wir haben also, geliebte Leser, seit 843 ein selbstständiges deutsches Reich. Ich werde jeden deutschen König und Kaiser durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch mit Namen aufführen, aber freilich bei ihrer vielen nur Weniges berichten können. Uebrigens findet bei ihnen ein großer Wechsel hinsichtlich der Geschlechter statt, aus denen sie entsproßten. Doch nahmen aus manchen Fürstenhäusern Einige oder Mehrere (und meist nacheinander) den deutschen Thron ein, und so redet man von Karolingern, Sachsen, Franken oder Saliern, Hohenstaufen, Luxemburgern und Habsburgern auf diesem Throne.

§ 1.

Die Karolinger.

Es sind diejenigen deutschen Könige gemeint, welche noch aus den Lenden Karls des Großen stammen.

Sein Enkel Ludwig, des frommen Ludwigs Sohn, ist — wir wissen es bereits — der Erste König Deutschlands (843—76). Er führt darum auch den Beinamen: der Deutsche. Ohne Frage der tüchtigste von seinen Brüdern. Derselbe hatte aber eine recht unruhige Regierung. Es empörten sich gegen ihn seine eignen Söhne und erinnerten ihn an seine eigene Schuld. Dann machten ihm besonders die Normannen viel zu schaffen, von denen ich gleich einiges Nähere melden muß, weiter hinten habe ich mehr von ihnen zu erzählen.

Normannen hießen die Bewohner von Norwegen, Schweden und Dänemark; diese, Germanischen Geblüts und noch Heiden, stark, kühn und wild, fielen damals häufig und zahlreich in die fremden Länder ein; Fürstensöhne z. E., welche daheim kein Besitzthum und keine Aussicht auf Herrschaft hatten, fuhren unter dem Namen „Seekönige" auf Schiffen aus, um sich auswärts Ruhm, Beute und wo möglich ein eignes Land zu erwerben; sie fuhren an den Gestaden Deutschlands, Frankreichs, Spaniens hin, ja bis nach Italien hinab, drangen durch die Mündungen der Ströme tief in die Länder ein, überfielen die Wohnorte am Ufer, plünderten und verbrannten sie. Mit ihnen, dann aber auch mit den Slaven im Osten, jenseits der Elbe, hatte König Ludwig beständig zu kämpfen. Zum bessern Schutze des hartangegriffenen Reiches sah er sich gedrungen, wieder Herzoge mit größerer Macht einzusetzen, welche sein Großvater wohlweislich abgeschafft, da sie ihre Macht gar oft gegen den Oberherrn selbst kehrten. Indessen gewann das deutsche Reich unter ihm an Ausdehnung, da er beim frühen Aussterben des Lotharischen Hauses (s. vor. §) das schöne Lothringen, welches damals von der Nordsee bis über Straßburg heraufreichte, hinzubrachte. Dieser erste deutsche König residirte mit seiner tugendreichen Gemahlin Emma meistens zu Regensburg und diese ehrwürdige Stadt ist also der älteste deutsche Königssitz. Ludwig hat das ihm zugefallene Königreich 33 Jahre löblich regiert.

Er hinterließ drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl den Dicken. Aber jetzt geht ja das liebe deutsche Reich schon auseinander! denn die Brüder theilen es unter sich zu drei selbstständigen Königreichen. Karlmann erhielt Bayern, wozu dazumal noch Oestreich, Kärnthen, Böhmen und Mähren gerechnet ward, woraus ersichtlich ist, daß schon vor 1000 Jahren ein Königreich Bayern und ein größeres als jetzt, wenn auch nur auf wenige (vier) Jahre, bestand; Ludwig der Jün-

gere empfieng Franken mit Thüringen, Sachsen, Friesland und Lothringen; Karl der Dicke Alemannien d. i. Schwaben. Weil jedoch die beiden ältern Brüder schon sehr frühzeitig und ohne rechtmäßige Nachkommen starben, so erbte der Jüngste ihre Reiche und das getrennte Deutschland kam bald wieder zusammen, 882.

Karl der Dicke ist also der zweite deutsche König (882—887). Und noch mehr, auf seinem Haupte glänzte auch die römische Kaiserkrone. Der Papst Johann VIII. setzte sie ihm a. 881 auf aus Dankbarkeit für geleisteten Beistand gegen die Araber, welche im 9. Jahrhundert auch nach Sicilien und auf das Festland Italiens herüberkamen und schon einmal sogar Rom geplündert und die herrliche Peterskirche zu ihrem Stalle gemacht hatten. So ist denn die Kaiserkrone von Italien nach Frankreich und von da nach Deutschland gewandert, um hier bald für immer zu bleiben. Karl hatte aber auch zugleich damit das verwaiste Königreich Italien überkommen; und siehe, er sollte dazu noch König von Frankreich werden. Da dort gerade zur Zeit schwerer Heimsuchung von den Normannen der Thron erledigt wurde und kein erwachsener königlicher Prinz vorhanden war, so untergaben sich die eines kräftigen Schutzes bedürftigen Franzosen seiner Herrschaft, 884. Und so sehen wir noch einmal das weite Reich Karls des Großen unter Einem vereinigt, — aber nur für einen kurzen Augenblick. Denn der Dicke gewährte leider keinen kräftigen Schutz; er war träg und schwach. Als schon im andern Jahre wieder ein Normannenheer Frankreich überzog und mit 700 Schiffen Paris belagerte, brauchte er zwölf Monate dazu, bis er zum Ersatz der hartbedrängten und meisterlich sich vertheidigenden Stadt herannahte; und als er endlich kommt, was thut er? Statt die frechen Räuber anzugreifen, unterhandelt er mit ihnen und kauft ihnen um 7000 Pfund Silbers den Frieden ab, und bis das Geld beisammen ist, läßt er sie frei in den schönen

Gauen Frankreichs plündern und sengen. Dieses schmachwürdige Verhalten entrüstete jedermann, zumeist jedoch die schon vorher mit ihm unzufriedenen Deutschen. Diese hielten 887 einen Reichstag zu Tribur am Rheine, setzten ihn wegen Unfähigkeit ab und wählten seinen Vetter Arnulf zu ihrem Könige. Und die Franzosen und die Italiener mochten ihn nun ihrerseits auch nicht mehr. Bei dem dicken Herrn hieß es ja: hoch gestiegen und tief gefallen! Er konnte mit Mühe noch ein par Güter zu seines Lebens Unterhalt erlangen, starb aber schon etliche Monate nach dem Schimpfe seiner Entthronung.

Arnulf ist also der Dritte deutsche König (887—99). Er war ein natürlicher Sohn Karlmanns von Bayern, darum dem Vater nicht im Regimente gefolgt, jedoch mit dem Herzogthume Kärnthen belehnt worden. Zu Tribur hatte man sich nicht weiter an seiner unehelichen Geburt gestoßen, sondern die Trefflichkeit des Mannes angesehen. Ja, das war noch ein fester und tapferer Karolinger! a. 891 machten die Normannen einen verwüstenden Einfall in die niederrheinischen Lande und schlugen alles zu Boden, was sich ihnen entgegenstellte. Die Angst und Noth war so groß, daß man Kirchengebete gegen sie veranstaltete. Aber Arnulf naht und greift sie unweit Löwen in ihrem Lager an und schlägt sie so aufs Haupt, daß ihre Fürsten mit fast ihnen allen umkommen. Es fielen der Normännischen Leichen so viele in die Dyle hinein, daß der Fluß im Laufe stockte. Das war doch ein kräftiges Merks für diese bösen See- und Landräuber. Als im nächsten Jahr ein neuer Schwarm erschien, wartete derselbe den gegen ihn anziehenden Arnulf gar nicht ab, sondern verschwand wieder. Der mannhafte König zog auch nach Italien. Dort hatte ein Herzog von Spoleto die Herrschaft sammt der Kaiserkrone an sich gebracht, die doch ihm viel eher gebührte. Er erstürmte Rom, jagte die Spoletiner hinaus, wurde vom Volk als Befreier begrüßt und vom

Papste feierlich gekrönt, 896. Als er nun aber den Feinden nach gegen die Stadt Spoleto anrückte, befiel ihn plötzlich ein furchtbares Kopfleiden, das ihn nöthigte nach Deutschland zurückzukehren. Es ging das nicht unwahrscheinliche Gerücht, daß ihm italienisches Gift beigebracht worden sei. Er wurde nicht mehr gesund, bis er 899 zu Regensburg starb, wo er auch begraben liegt.

Von Arnulf blieb ein sechsjähriger Sohn zurück, Ludwig das Kind genannt. Doch wählten ihn — er war ja des Großen Karls Sprosse — die deutschen Fürsten zu Forchheim zu ihrem Könige (900—911). Erzbischof Hatto von Mainz und Herzog Otto von Sachsen sollten einstweilen für ihn das Reich verwalten. Allein es machte sich schlecht und Deutschland gerieth in arge Unordnung. Die Großen führten unter sich selbst blutige, land- und volk-verderbende Kriege. Und von außen her kommt ein neuer, schrecklicher Feind. Zu jener Zeit hatten sich die Madscharen (Magyaren), auch Ungern genannt, des vorhin (s. VI, 3) Avarischen Landes bemächtigt, das von ihnen bis heute den Namen „Ungarn" führt. Sie waren von Finnischer Abkunft, Heiden annoch, an Ackerbau, Gewerbe und ein ruhiges Leben nicht gewöhnt, wilde Jäger und Reiter, welche von der Beute des Waldes und anderer Länder lebten. Sie sollen erstaunlich häßlich gewesen sein; ein Schriftsteller jener Zeit sagt von ihnen, „man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen Mißgeburten solch kostbares Land überlassen habe." Diese Madscharen fielen nun alljährlich in Deutschland ein, raubten und verwüsteten alles. Sie schlugen die deutschen Heere, die sich ihnen entgegenwarfen, elendiglich darnieder; denn es war kein Arnulf an der Spitze derselben. Bayern, Thüringen, Schwaben, Franken durchzogen sie mit Plünderung und Mord, und was sie in diesem Jahre nicht nahmen oder würgten, das war für's nächste bedroht. O eine hochbetrübte Zeit für Deutschland! Da sagte

man allgemein: „Wehe dem Land, deß König ein Kind ist!" Zum Glück starb Ludwig, der keines Mannes Thaten versprach, schon im 18. Jahre seines Lebens. Die deutschen Karolinger sind nun auch erloschen.

§ 2.

Die Kirche zur Zeit der Karolinger.

Nach außen hin schritt sie vorwärts. Es zog im neunten Jahrhundert der heil. Ansgar aus dem Kloster Korvey (an der Weser) als Missionar nach dem Norden. Manche Jahre wanderte er in Dänemark und in Schweden unter dem rauhen Normannsvolke umher, predigte und taufte. Er erfuhr harten Widerstand und betrübenden Rückgang, fieng aber immer aufs neue an und nicht ohne neuen Erfolg. Er war zuletzt Bischof von Bremen, von wo aus er bis zu seinem Tode, 865, unermüdlich für die Mission in beiden genannten Ländern wirkte. Er heißt mit Recht „der Apostel des Nordens."

Um dieselbe Zeit zogen zwei wackre Griechische Mönche, Cyrillus und Methodius, durch Mähren und Böhmen und brachten den dortigen rohen Slaven die Botschaft des Heils. Die von ihnen Bekehrten wurden doch nicht der Griechischen (Morgenländischen), sondern der Lateinischen (Abendländischen) Kirche einverleibt, weil sie (die beiden Mönche) sich zur bessern Stütze ihres Werkes unter den Pabst gestellt hatten.

War das Werk solcher Missionare auch erst Anfang, so wurde doch von nachfolgenden Heidenboten und von den Bekehrten selbst weiter gewirkt, so daß die Anfänge mit der Zeit und manchmal schnell unter Gottes Gnade über das ganze Volk hin wuchsen. Auch gieng von einem mit dem Christenthum einmal bekannten Lande dasselbe still und unmerklich in benachbarte noch ganz heidnische Länder über, wie von Böhmen nach Polen im zehnten Jahrhunderte.

Schauen wir nun aber auf das Innere der Kirche, so nehmen wir mit Betrübniß wahr, daß sie sich von dem Hingange Karls des Großen an, der so viel zu ihrer Besserung gethan, mehr und mehr verschlimmerte. Es wurde wohl in den von ihm gestifteten oder emporgehobenen Schulen zum Theil noch ernstlich studiert, und es waren einzelne verhältnißmäßig große Lichter, welche in ihnen leuchteten oder leuchtend aus ihnen hervorgiengen, — so Johann Scotus Erigena (aus Irland gebürtig), ein ausnehmend gelehrter Mann, den Karl der Kahle an die Hochschule zu Paris gerufen hatte, — dann Rabanus Maurus, ein Mainzer, Alkuins bester Schüler, der hochberühmte Abt des Klosters Fulda, welcher als Erzbischof von Mainz starb (866). Beide haben uns nicht unbedeutende philosophische und theologische Schriften hinterlassen.

Aus dem neunten Jahrhundert besitzen wir auch noch ein ausgezeichnetes geistliches Dichtwerk, betitelt „der Heliand" (Heiland) von einem unbekannten Sachsen. Es ist eine eigenthümliche Darstellung der evangelischen Geschichte in Form des altdeutschen Lebens. Da werden die Apostel als altdeutsche Helden und die frommen jüdischen Weiber als altdeutsche adelige Frauen aufgeführt. Das Merkwürdigste bei dem Werke ist, daß in dieser den damaligen Deutschen annehmlichsten Form der ihnen noch anklebende heidnisch-deutsche Stolz und Trotz niedergekämpft wird; denn die Helden und Heldinnen sind es eben in der Selbstverleugnung, im Leiden und in der Liebe. Um dieselbe Zeit schrieb Otfrid, ein elsässischer Mönch, die evangelische Geschichte in Reimen für die Oberdeutschen.

Im Allgemeinen wogte jedoch die Finsterniß immer stärker in die Kirche herein. Die Bischöfe, diese Hirten und Wächter der Kirche, wurden weltliche Herren; sie erhielten von den Königen in den Besitzungen ihrer Stifter auch häufig die weltliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung, wie die Fürsten in ihren Gebieten,

kein Wunder, wenn sie dabei selbst verweltlichten und ihr heiliges Amt vernachlässigten. Und wie sie, so sank auch die untergeordnete Geistlichkeit immer tiefer. Unter dieser — solltet ihr es glauben? — waren jetzt viele so unwissend, daß sie nicht lesen konnten? Sie sagten selbst ohne Hehl: „nescio litteras", d. i. ich kenne die Buchstaben nicht. Sie leierten beim Gottesdienste das Auswendiggelernte her, machten ihre Ceremonien und damit war das Amt gethan. Was sollte da mit dem Volke werden, mit dem Volke, das durch innere Fehden seiner Fürsten und durch die Einfälle wilder Horden von außen her so sehr beunruhigt, verstört und selbst verwildert wurde? Unwissenheit, Aberglaube und Sittenlosigkeit wurde in den letzten Zeiten der Karolinger groß unter ihm.

Recht bedenklich war es auch und wenn schon in manchen Fällen nützlich, im Ganzen doch in der Wahrheit höchstverderblich, daß der Papst immer größere Macht erlangte. Die Schwachheit der weltlichen Herrscher kam dabei den kräftigen Leuten, welche dazumal den römischen Stuhl einnahmen, sehr zu statten. Diese verstanden die Gelegenheiten, ihr Ansehen zu mehren, meistens vortrefflich zu benützen, und es glückte ihnen, sich immer höher emporzuheben.

Zur Steigerung der päpstlichen Macht dienten insonderheit die pseudoisidorischen Dekretalen (Bestimmungen). Ein berühmter spanischer Bischof des siebten Jahrhunderts, Isidor von Sevilla, hatte eine Sammlung von Kirchengesetzen veranstaltet, wie sie durch Concilienbeschlüsse und Entscheidungen früherer römischer Bischöfe Geltung erlangt hatten und diese Sammlung war im Abendlande zu hohem Ansehen gekommen. Nun erschien im neunten Jahrhundert — man weiß nicht, von wem — eine verfälschte Ausgabe dieses Werkes; daher der Name „pseudo- d. h. falschisidorische Dekretalen." Allein die Unkenntniß und Blindheit des Zeitalters war so groß, daß man sie allgemein als das ächte

Werk Isidors hinnahm. Darin wird nun der Papst schon über die Maßen erhöht. Da ist er nicht der Erste von den Bischöfen, sondern der Herr über sie alle. Die Metropoliten (Erzbischöfe, Patriarchen) stehen unter ihm und müssen seiner Befehle gewärtig sein, und die anderen Bischöfe haben sich nicht nach den Verordnungen der Metropoliten, sondern nach den seinigen zu richten; er ernennt alle Bischöfe, Erzbischöfe und hohen kirchlichen Würdeträger und ist Richter über alle; in allen Streitigkeiten derselben soll an ihn appellirt werden und er kann überall einschreiten auch ohne Appellation; er beruft die die Concilien und diese stehen unter ihm, so daß die Beschlüsse derselben nur gelten, wenn er sie bestätigt hat; er hat die höchste Leitung und das höchste Wort in allen kirchlichen Angelegenheiten; er ist der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Hauptes der Kirche Jesu Christi. Ebenso ist er mit der Kirche völlig unabhängig vom Staate; kein weltlicher Herrscher, auch nicht der höchste, kann ihm in die Regierung der Kirche etwas einreden; er aber hat die Aufsicht über den Glauben und die Sitten aller Fürsten, und sie müssen sich hierin nach seinen Geboten richten und er kann sie, wo sie es brauchen, strafen.

Der erste Papst, der sich auf die falschen Dekretalen berief, war der geistesstarke Nikolaus I. (858—67). Und man muß sagen, der Handel, in dem er es that, war darnach, daß er es um so mutbiger thun konnte. Lothar II., König von Lothringen (Sohn jenes ersten Lothars noch, der bei der Theilung von Verdun Italien mit dem Kaisertitel empfangen) wollte sich von seiner Gemahlin Dietberga scheiden lassen, um seine Buhlerin Waldrade heirathen zu können. Darum dichtete er derselben schwere Vergehungen an, die niemand glaubte. Gleichwohl sprach eine Landessynode, die Bischöfe von Köln und Trier an der Spitze, aus elender Menschenfurcht die Scheidung aus. Die verstoßene Dietberga rief aber den Beistand des Papstes an, und Nikolaus,

gemäß der Macht, die ihm die Dekretalen beilegen, erklärt den Synodalausspruch für nichtig, setzt die beiden Bischöfe ab und gebietet dem Könige bei Strafe des Bannes (des Ausschlusses aus der Kirche Gottes und damit vom Himmelreich) sein rechtmäßiges Weib Dietberga wieder zu sich zu nehmen. Und der König — gehorchte.

So gelang es dem Papst im Abendlande. Aber im Morgenlande, über das er auch seinen gebietenden Stab ausstrecken wollte, gelang es ihm nicht. Ja, durch sein Bestreben, auch dort zu herrschen, wurde der kirchliche Riß zwischen Ost und West nur größer und völlig.

Der Hof zu Konstantinopel hatte den dortigen gottesfürchtigen und freimüthigen Patriarchen Ignatius ab- und einen gewissen Photius an seinen Platz gesetzt. Da rief der Erstere — etwas Unerhörtes freilich! — den Papst Nikolaus zum Richter auf. Das war diesem Wasser auf seine Mühle. Er hielt eine große Synode zu Rom, 863, und ließ durch diese die Absetzung des Ignatius für ungültig erklären und gebot dem neuen Patriarchen Photius sogleich von seinem Stuhle herabzusteigen mit Ausspruch des Bannes, falls er nicht gehorchen würde. Aber Photius, von seinem Hofe gestärkt, sprach hinwiederum den Bann über Nikolaus und über die ganze „ketzerische" Christenheit des Westens aus. So war eine völlige Spaltung zwischen der morgenländischen und abendländischen Christenheit eingetreten.

Diese Kluft wurde noch weiter und tiefer, als im eilften Jahrhundert über der Frage, „ob gesäuertes oder ungesäuertes Brod im h. Abendmahle zu gebrauchen sei" (die Lateiner gebrauchten das Letztere, die Griechen das Erstere), die kirchlichen Häupter zu Rom und Konstantinopel gegenseitig sich und ihre Kirchen auf's neue verfluchten. Alle Versuche zur Wiedervereinigung sind bisher fehlgeschlagen; und sie müssen fehlschlagen, so lange als nicht die Griechische Kirche der Lateinischen

sich unterwirft, wozu sie wohl niemals eine Lust bezeigen wird.

Es sei aber noch bemerkt, daß die Griechische Kirche sich auch fortwährend verschlechtert hat und nicht weniger verderbt ist als die Römische.

§ 3.

Die Sachsen.

Otto der Große.

Wir meinen, wisset ihr, die deutschen Herrscher aus dem Sächsischen Fürstenhause. Es geht aber einer voraus, der noch nicht zu ihnen gehört.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes, mit welchem der deutschkarolingische Mannsstamm erlosch, hätten die deutschen Herzoge freilich am liebsten den Königsthron gar bei Seite geschoben, um ganz selbstständig in ihrem Gebiete herrschen zu können; allein das gieng doch nicht an. Die Grafen und Bischöfe riefen laut, daß der Nothstand des Vaterlandes durchaus ein gemeinsames Oberhaupt erheische, und so wurde Konrad, Herzog von Franken, zum deutschen Könige gewählt.

Deutschland war also jetzt (eigentlich schon von Arnulf an) ein Wahlreich; sein König wurde gewählt und wenn er starb, ein neuer. Es sei aber gleich hier gesagt, daß solch eine Wahlverfassung keine glückliche ist; schon darum nicht, weil es da beim Thronwechsel begreiflicherweise häufig Streit und öfters die ärgste Wirrsal giebt, und auch darum nicht, weil ein mancher, der gern die Krone trüge, versucht ist, Versprechungen an die Wähler auf Kosten derselben zu machen. Das Letztere geschah in späterer Zeit wirklich gar zu häufig, ja fast bei jeder Königswahl, wodurch die königlichen Rechte immer mehr geschmälert wurden. Uebrigens ist noch zu merken, daß jetzt noch nicht blos die hohen Fürsten, sondern auch der übrige hohe Adel (Grafen und Freiherrn) und die

hohe Geistlichkeit (Bischöfe, Aebte) wählten und das Volk zustimmte.

Konrad I. (911—18), ein redlicher, verständiger und tapfrer Mann, bemühte sich ernstlich das bei dem Kinde so sehr geschwächte königliche Ansehen wieder herzustellen; allein es gelang ihm bei aller Thatkraft und Strenge nicht, wie er wünschte. Die Großen des Reichs waren zu mächtig und wollten sich nicht fügen. Zur Vermehrung seiner Noth und zu tiefer Bekümmerniß seines Herzens gereichten ihm die erneuerten Einfälle der Ungern, welche im Reiche raubten und mordeten bis über den Rhein hinüber. Und da er sich eben anschickte, ihnen kräftig zu begegnen, ward er krank zum Tode. Sterbend ermahnte er seinen Bruder Eberhard, auf die Nachfolge in der Königswürde zu verzichten; die Erhaltung und Wohlfahrt des Reichs erheische den Mächtigsten und Tüchtigsten zum Könige, und das war — sein Hauptgegner, der Herzog von Sachsen, den er nun sämmtlichen anwesenden Großen zu seinem Nachfolger empfiehlt. Gerührt versprechen alle, nach seinem Willen zu thun. Der Sachse wird zu Fritzlar gewählt, als der edle Franke seine Augen zugeschlossen, und Bruder Eberhard, gleich edel, bringt selbst die Reichsinsignien (Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige) zu dem Sachsen, den er unter den hohen Eichen des Harzes auf dem Vogelfange trifft.

Es gehen jetzt herrliche Gestalten an uns vorüber.

Heinrich I.

(919—36.)

Der gewählte König, Heinrich I., von jenem ebenbemerkten Umstande „der Vogelsteller“ oder „Vogler“ genannt, war ein männlichschöner Herr, von feinen gewinnenden Sitten, dazu hochverständig, ernst und kräftig, muthig und entschlossen, ehernbeharrlich, gerecht, mild und fromm, sehr demüthig vor Gott. Als der Erzbischof

von Mainz ihn salben wollte, sprach er zu ihm: „Hebt euer Salböl für Würdigere auf; für mich ist diese Ehre zu groß.“ Er hat das sinkende Reich wieder aufgerichtet.

Da die Herzoge von Schwaben und Bayern, welche bei seiner Wahl nicht zugegen gewesen, ihn nicht anerkennen wollten, gieng er über den Schwaben mit dem Strahle seines Schwertes, über den Bayer mit dem Strahle verständiger und freundlicher Rede her; und sie unterwarfen sich und ehrten und liebten ihn, jemehr sie ihn kennen lernten.

a. 921 zog er über den Rhein, um Lothringen wieder zu gewinnen, welches vom Reich abgefallen war und sich dem französischen Könige untergeben hatte. Die dortigen Großen beugten sich sogleich unter das deutsche Scepter zurück, und der König von Frankreich, Karl der Einfältige, trat ihm gutwillig die Provinz selbst ab. Von da an ist Lothringen gegen 700 Jahre lang ein Theil des deutschen Reichs gewesen.

a. 922 und 24 machten die Ungern neue Einfälle, ob denen Schrecken und Entsetzen das Reich durchdrang. Da sah man allenthalben wieder hohle ausgeleerte Räume, lodernde Gebäude, rauchende Trümmer, Haufen Hingewürgter und Koppeln Gefangener, die sie an den Haaren zusammengebunden mit sich fortschleppten. Gegen diese furchtbaren Feinde war noch keine ausreichende Macht vorhanden; auch lag Heinrich bei ihrem zweiten Einfalle krank darnieder. Doch vermochte er sie durch Herausgabe eines ihrer Fürsten, der glücklicherweise in seine Gefangenschaft gerathen war, und durch das Versprechen eines jährlichen Tributes, zu dem er sich nothgedrungen bequemen mußte, zu einem neunjährigen Waffenstillstande zu bewegen.

Die erlangte Frist benützte er aber auf's Beste, einst anders mit ihnen zu reden. Emsig übte er seine Deutschen in den Waffen. Namentlich schuf er eine tüchtige Reiterei gegen die gefährliche Ungrische. Dann ließ

er schon vorhandene Ortschaften mit Mauern und Gräben umziehen und baute neue feste Orte, damit bei feindlichem Einbruche das Volk vom offnen Lande sich dahin flüchten könnte. So entstanden die Städte Merseburg, Nordhausen, Quedlinburg, Goßlar, Meißen ꝛc. Viele Städte, an denen besonders der Osten und Norden des Reichs vorher so arm war, verdankten Heinrichen ihre Entstehung, darum er auch den Namen „der Städtebauer" empfing. Dabei stellte er mit Weisheit und Kraft Ordnung im Reiche her und schritt insonderheit strengstrafend gegen die innern Fehden ein, auf daß nicht die Deutschen thörichterweise sich selbst schwächten.

Nach drei Jahren übte er seine Krieger im Ernste, indem er wider die slavischen Heveller und Dalenzier hinter der Elbe zog, welche auch häufig die Grenzen beunruhigten. Er eroberte Brennaborg (Waldburg) und stiftete dort eine Markgrafschaft, aus der die Mark Brandenburg geworden ist. a. 928 drang er in Böhmen ein, dessen Herzog sich selbstständig gemacht hatte; er eroberte die Hauptstadt Prag und zwang den Herzog, ihm den Lehenseid zu leisten.

Die 9 Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungern giengen zu Ende und Deutschland war gegen sie gerüstet. Da ermahnte Heinrich zuvor auf einer Versammlung seine Deutschen, „standhaft zu streiten gegen die, welche ihrer Kinder Habe raubten und ihres Gottes Häuser zerstörten, und fest auf den wahrhaftigen Herrn und Erlöser im Himmel zu trauen, der auch sie erlösen werde." Alles Volk gelobte mit aufgehobenen Händen, seiner Ermahnung zu folgen. Und als dann nach vollendeter Vertragszeit ungrische Gesandte kamen, um neuen Tribut zu holen, wurden sie mit Hohn abgewiesen.

Da brach, 933, ein ungeheurer Schwarm dieser Unmenschen in Sachsen ein. Heinrich rückt ihnen mit seinem wohlgeübten Heere in Person entgegen. Voran flattert das Banner „des Erzengels Michael" und der König schwingt in seiner Hand „die heilige Lanze" (der alten

Könige). Unweit Merseburg treffen sie zusammen. Die Feinde rennen auf ihren schnellen Rossen an, erschrecken aber an den dichtgeschlossenen Reihen der Deutschen und geben bald die Flucht. Und Heinrichs Reiter jagen ihnen nach und ereilen sie und hauen die meisten zusammen, andere fangen sie und knüpfen die ehrlosen Räuber an den Bäumen auf. Die Deutschen errangen den vollkommensten Sieg; und als alles ausgerichtet ist, fällt der König mit seinem ganzen Heere auf die Kniee nieder und dankt Gott dafür. Noch alljährlich wird im Kirchspiele Keuschberg bei Merseburg dieser Sieg durch eine Predigt und Vorlesung der Geschichte der Schlacht gefeiert. Von dem Gelde, das sonst die Ungern als Tribut erhielten, ließ Heinrich neue Kirchen aufbauen und Arme pflegen. Auch ließ er die Töchter der im Kampfe gefallenen Edeln im Stifte zu Quedlinburg anständig erziehen. Die Ungern aber hatten Deutschland genug, so lang Heinrich lebte.

Im folgenden Jahre zog er gegen die Dänen, welche die Slaven in ihren Unternehmungen gegen Deutschland unterstützt hatten. Er drang über die Eider vor und machte jenseits derselben Schleswig zu einer deutschen Markgrafschaft.

Der treffliche Mann wollte noch mehr ausführen; aber nicht auf zu weit hinaus war ihm sein Lebensziel gesteckt. Er starb 60 Jahre alt nach sechszehnjähriger preiswürdiger Regierung auf seinem reizenden Gute Memleben (Mimiliba) an der Unstrut.

Otto I., der Große.

(936—73.)

Den ruhmbeglänzten Vater überstrahlte noch der Sohn, sein Nachfolger, Otto I. Er war von hoher majestätischer Gestalt; seine großen Augen leuchteten; an seinem schöngerötheten Antlitze wallte hellblondes Haar herab, das in einem stattlichen Barte sein Kinn umzog; seine Brust hob sich mächtig ꝛc. Ein Bild eines gebornen

Herrschers, wie Karl der Große, den er sich auch in allem zum Muster erlesen. Er hatte noch einen größern Geist als sein Vater Heinrich und dessen edles Herz. Aber leichter war er erregt und in Zorn gesetzt und dann wie ein brüllender Löwe; doch ließ er sich bald wieder besänftigen und trug niemanden etwas nach. Sein ganzes Wesen ist offen, gerade, ohne Falsch.

Otto wurde a. 936 zu Achen in voller Versammlung der weltlichen und geistlichen Großen zum König erhoben und gekrönt. Veranschaulichen wir uns eine solche Krönung. Der Erwählte wurde in feierlichem Zuge in die Marienkirche geführt. Der Erzbischof von Mainz, als der erste geistliche Würdenträger des Reichs, stellte ihn dem versammelten Volke mit den Worten vor: „Sehet hier den von Gott erkorenen und von den Fürsten einmüthig gewählten König Otto! Gefällt euch die Wahl, so erhebe jeder seine Hand!“ Alle streckten mit freudigem Zurufe die Hand empor. Darauf führte ihn der Erzbischof an den Altar, auf welchem die Reichskleinodien lagen und übergab ihm jedes Stück mit einer besondern Ermahnung; beim Schwerte z. B. sprach er: „Nimm und führe es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil!“ — beim Scepter: „Regiere die Völker, wie ein Vater, sei barmherzig gegen die Diener Gottes, die Wittwen, Waisen und Armen, auf daß du in diesem und jenem Leben vor Gott Gnade findest!“ Zuletzt salbte er ihn an der Stirne und setzte ihm die Krone aufs Haupt, worauf das Tedeum (Herr Gott, dich loben wir) gesungen ward. Darnach zogen sie aus der Kirche in die Pfalz (königlichen Palast), wo das Krönungsmahl an einer Marmortafel gehalten wurde.

Bei Otto's Krönungsfeier erschienen zum erstenmal die vier Erzämter oder höchsten weltlichen Reichs-Würden und Dienste. Der Herzog von Lothringen war der Erzkämmerer, als welcher für Herberge und Haushalt des Königs zu sorgen hatte, der von Franken

war der Erztruchseß, welcher die Tafel ordnete, der von Schwaben der Erzschenk, welcher den Wein kredenzte, der von Bayern der Erzmarschall, welchem die Sorge für das Rittergefolge und den Marstall oblag. Diese Erzämter blieben nicht für alle Folgezeit bei denselben Fürstenthümern.

So glänzend Otto sein Königthum antrat, so müh- und schmerzvoll wurde ihm die Führung desselben, was er freilich durch seine zu wenig beherrschte Leidenschaft theilweise selbst verschuldete. Er hatte eine Reihe von Kämpfen mit mächtigen Vasallen und seinen nächsten Anverwandten zu bestehen. Bemerken wir nur, daß seine zwei Brüder, sein Schwager, sein Tochtermann und sein eigner Sohn Ludolf sich gegen ihn empörten. Doch unter Gottes Beistande siegte sein gewaltiger Arm über alle, und eine ihm günstige göttliche Lenkung half ihm aus den mißlichsten Lagen heraus. Er konnte dann aber auch seinen Schuldigern großmüthigst verzeihen, wie schwer sie sich gegen ihn vergangen hatten. Seinem Bruder Heinrich, der sich zweimal wider ihn erhoben und selbst nach der Königskrone getrachtet hatte, vergab er auch zum andernmale, da er im Bußgewand vor ihm niederfiel, und belehnte ihn mit dem erledigten Herzogthum Bayern, wodurch derselbe so gerührt wurde, daß er ihm nun zeitlebens aufs Treueste anhieng. Seinen Freunden erwies er sich aufs Freundlichste und Gütigste, dankbar bis zur äußersten Selbstverleugnung. Seinem besten Freunde, Hermann Billung, der ihm den rebellischen Böhmenherzog Boleslav in schwerem Streite wieder unterworfen, trat er sein eigenes Herzogthum Sachsen ab, so daß er selbst kein eignes Gebiet mehr im Reiche hatte. Doch führten ihm die getreuen Vasallen immer Volks genug zu seinen Kriegen zu. Und überall kämpfte er glücklich.

Gereizt von dem grausamen Grafen der Ostmark, Gero, standen alle Slaven von der Elbe bis zur Oder wüthend auf; — sie werden von Otto bezwungen und nehmen das Christenthum an. Durch diesen Mark-

grafen Gero zwang er den Herzog Miesko von Polen, die deutsche Lehenshoheit anzuerkennen. Der Dänenkönig Harald, der Blauzahn, fiel in die Markgrafschaft Schleswig ein; — Otto treibt ihn hinaus und dringt siegreich durch ganz Dänemark bis in die Spitze Jütlands vor. Harald muß ihm den Lehenseid schwören; so gehört auch Dänemark zum deutschen Reiche.

Und auch Italien brachte Otto wieder dazu. Dort und besonders in Rom war es seit Arnulf bunt und gräulich hergegangen. Fast ein halbes Jahrhundert lang (erste Hälfte des zehnten) hatten drei liederliche Weibspersonen, Theodora, die Mutter, und ihre Töchter Theodora und Marozia, den römischen Stuhl beherrscht und ihre Söhne, Enkel und andere Leute ihres Beliebens, die schändlichsten und unfähigsten Menschen zu Päpsten gemacht. Dazu stand im ganzen Lande Partei gegen Partei, und das Haupt bald dieser, bald jener riß die Herrschaft und wohl auch die Kaiserkrone an sich. Zuletzt war ein gewisser Lothar, aus Burgundischem Geblüte, König von Italien gewesen, aber von einem Markgrafen Berengar von Ivrea, so sagte man wenigstens allgemein, durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Genug, dieser Berengar eignete sich jetzt das Königthum zu und um sich darin zu befestigen, wollte er Lothars Wittwe Adelheid, die schönste Frau ihrer Zeit, mit seinem häßlichen Sohne vermählen. Allein derselben graute vor einer solchen Verbindung und sie entfloh. Indessen wurde sie eingeholt und nun aufs Aergste mißhandelt. Willa, die Frau des Berengar, schlug sie mit Fäusten, trat sie mit Füßen, schleifte sie an den Haaren herum. Endlich warf man sie in einen Thurm. Ein ihr treuergebener Mönch jedoch, der die Mauer des Thurmes durchbrach, befreite sie daraus, und sie konnte sich nach dem festen Schlosse Kanossa retten. Von hier aus flehte sie den deutschen König um Hilfe an, indem sie ihm, welcher Wittwer war, zugleich ihre

Hand und Italien zur Mitgift anbot. Otto säumte nicht mit einem Kriegsheere dahinzugehen, 951, erlösste die von Berengar zu Kanossa belagerte Dulderin, nahm die Hauptstadt Pavia ein, ließ sich dort als König Italiens huldigen und hielt auch daselbst an Weihnachten dieses Jahres mit Adelheid eine prachtvolle Hochzeit. Er lebte mit ihr in süßer Liebe, und sie gebar ihm einen lieblichen Sohn. Aber ungestört konnte er seines häuslichen Glückes sich nicht freuen, denn diese Heirath selbst gab Anlaß zum Kriege mit seinen nächsten Angehörigen. Und kaum ist dieser geendigt, so folgt ein anderer schwerer Kampf.

a. 955 machten die Ungern einen neuen Raubzug durch Deutschland. Sie suchten dießmal vornehmlich Bayern heim und belagerten dann Augsburg, das aber von seinem Bischofe Udalrich (dem heil. Ulrich) muthig und vortrefflich vertheidigt ward, bis Otto mit dem Reichsheere herbeikam. Unweit der alten Augusta (s. 1. B. S. 442) auf dem Lechfelde wurde geschlagen. Das ganze Christenheer betet aber zuvor, empfängt das heil. Abendmahl und schwört treu zusammenzustehen gegen den Feind bis in den Tod. Das Banner des Erzengels Michael flattert wieder voran und wieder schwingt der König die heilige Lanze, und so stürmt er an der Spitze des Heers gegen den Feind an. Es war ein harter Streit vom Morgen bis zum Abend, er entscheidet sich aber völlig für die Deutschen und das Hunnenheer, gegen 100,000 Mann, wird beinahe völlig aufgerieben. Viel brave Deutsche sind freilich auch gefallen; unter ihnen liegt Otto's Schwiegersohn, der Herzog Conrad von Franken, der zur Sühne seiner vorigen Empörung mit höchster Anstrengung kämpfte, dem, als er vor Hitze die Halsberge lüftete, ein Pfeil in die Kehle fuhr. Doch nunmehr hatten die Ungern Deutschland für immer satt, sie kehrten niemals wieder.

a. 961 ging Otto zum andernmal nach Italien. Er hatte dasselbe in seiner königlichen Milde dem Beren-

gar als Reichsleben überlassen; aber dieser undankbare Mensch schüttelte während der Kriegsunruhen in Deutschland jegliche Oberherrschaft von sich ab. Er bedrängte auch den Papst in Rom, Johann XII., so sehr, daß dieser noch selbst den König zur Hilfe herbeirief. Nachdem Otto zu Mailand eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen Italiens gehalten, durch welche er Berengars Absetzung aussprechen ließ, zog er 962 zu Rom ein und empfing daselbst vom Papste die Imperatorenkrone, wobei das dortige Volk ihm jauchzend ewige Treue gelobte.

Von nun an, liebe Leser, blieb die römische Kaiserkrone beständig beim deutschen Reich und darum redet man von „einem heiligen römischen Reich deutscher Nation," und wir sagen von jetzt an für gewöhnlich „deutscher Kaiser" statt „König," doch freilich etwas ungenau, so lange einer die Kaiserkrone nicht wirklich aufgesetzt hat.

So war denn aber von jetzt ab durch die Jahrhunderte hin Deutschlands Regente „der Herrscher der Welt" d. h. wenigstens: er galt für den Ersten unter allen Herrschern der Erde, so wie auch für den berufenen Schirmherrn der Christenheit.

Als Otto von Rom nach dem Berengar ausging, schlug sich der Papst, der ihn erst gekrönt, zu der Partei des Feindes, gegen den er ihn herbeigerufen. Erzürnt über diese Treulosigkeit kehrte Otto um, berief ein Concil von deutschen und italienischen Bischöfen und ließ es trotz den pseudoisidorischen Dekretalen über den Papst richten. Das Concil setzte denselben ab um seiner überhäuften Sünden willen; denn er war auch ein Spieler, Flucher, Wollustdiener 2c. Otto ließ an seine Stelle Leo VIII. wählen und zugleich die Römer geloben, künftighin keinen ohne seine Genehmigung zum Papste zu erheben. Aus allem ersehen wir, daß da der Kaiser noch wohl über dem Papste steht.

Da Otto unvorsichtigerweise den größten Theil seiner

deutschen Krieger heimgehen ließ, so griffen ihn darnach die Römer unversehens an. Er schlug sie jedoch mit seinem Häuflein zurückgebliebener Deutschen, und sie schwuren ihm abermals ewige Treue. Kaum aber hat er sich darauf aus Rom entfernt, so jagen sie seinen Papst Leo davon und rufen den abgesetzten Johann auf „Petri Stuhl“ zurück, und als dieser schnell stirbt, wählen sie flugs einen andern, Benedict V. Da kehrt der Kaiser mit verstärktem Heere zurück, erobert Rom, setzt den Leo wieder ein und schickt den Benedict in die Verbannung bis nach dem nördlichen Hamburg hinauf, während er den Berengar, dessen er endlich habhaft geworden, sammt seinem rohen Weibe Willa nach Bamberg in Gefangenschaft sendet. Im Uebrigen schont er noch. Aber nicht lange darnach, als er ganz nach Deutschland heimgekehrt ist, empören sich die elenden Römer aufs neue. Nun erwacht sein Zorn in seiner ganzen Stärke; er geht zum drittenmal über die Alpen, fährt wie ein Wetter Gottes über Rom her und läßt viele der Frevler hängen, köpfen und auf andere Weise hart strafen.

Otto's letzte Lebensfrist, wohl nur eine kurze, war schön und erquicklich. Es war ihm vieles gelungen. Er blickte hin auf gefriedigte Lande. Er sah namentlich Deutschlands Wohlfahrt gehoben. Er hatte viel zur Ausbreitung des Christenthums, die ihm besonders am Herzen lag, thun können. Die von ihm für seine slavischen Völker gestifteten Bisthümer, Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Zeiz, Meißen, bestanden und wirkten; auch die von ihm für die Normannen gegründeten zu Schleswig und zu Ripen und Aarhus im Dänischen. Die Großen seines Reichs umringten ihn mit Freude und Huldigung. Von allen Ländern her kamen Gesandte an seinen Hof, brachten Geschenke, Glückwünsche und Freundschaftsanträge. Er war geehrt und gefürchtet im In- und Auslande. Nach 37jähriger Regierung starb er, 61 Jahre alt, im Lehnstuhle sitzend, eines sanften Todes und zwar auf demselben Gute Mem-

leben, wo auch sein Vater geendet. In seinem geliebten Magdeburg wurde er begraben.

Otto I. war einer der strahlendsten deutschen Kaiser und führt mit Recht den Beinamen „der Große." —

Ihm folgte sein von der Adelheid geborner Sohn (Ludolf aus früherer Ehe war bereits todt) Otto II. (973—83), welcher noch bei seinen Lebzeiten zum künftigen Kaiser ernannt und mit der Theophania, einer griechischen Prinzessin, getraut worden war. Noch sehr jung, achtzehn Jahre alt, übernahm derselbe das Regiment über die weitläuftigen Länder, doch ein muthiger und tapfrer Jüngling, auch edelgesinnt wie der Vater, nur noch eher in Hitze gebracht, wodurch er sich selbst manche Ungelegenheit bereitete. Auch er hatte mit widerspenstigen Verwandten zu kämpfen, die er aber gleichfalls bemeisterte. Ebenso gelang es ihm trefflich gegen den König von Frankreich, der in Lothringen einbrach, Achen überrumpelte und den Adler auf dem dortigen Kaiserpalaste, welcher nach Deutschland schaute, nach Frankreich herumwenden ließ. Otto fährt schnell daher, jagt die Franzosen aus Lothringen hinaus und des Weges hin, wohin jetzt der Adler blickt, bis nach Paris dessen Vorstädte er verbrennt; den Adler zu Achen dreht er darnach wieder dahin, wo des Landes Thron ist, nach Deutschland. Weniger glückte es ihm in Italien. Dort herrschte wieder große Wirrniß; die Mailänder stritten mit ihrem Erzbischofe, die Römer hatten einen Papst erschlagen. Er kommt und stillt wohl die Unruhen in Mailand, und die trotzigen Römer beugen sich demüthig vor ihm. Aber nun wollte er Apulien und Kalabrien, die untersten annoch griechischen Landschaften Italiens, in Besitz nehmen, auf die er als Aussteuer seiner griechischen Frau Anspruch machte. Er drang auch siegreich bis nach Tarent, am Meerbusen gleiches Namens; da verbündeten sich aber die Griechen mit den Arabern (§ 1), und durch diese verstärkt brachten sie ihm

bei Basantello, 982, eine schwere Niederlage bei. Seine Leute fallen über einander hin und er selbst läuft Gefahr in Gefangenschaft zu gerathen. Da stürzt er sich mit seinem Roß ins Meer und schwimmt auf demselben nach einem Schiff in der Nähe und kommt glücklich hinein. Aber es sind Griechen und er traut ihnen nicht. So beredet er den Schiffer, erst noch mit ihm nach Rossano zu fahren, wo er seine Gemahlin und seine Kostbarkeiten habe; die wolle er erst einnehmen und dann wollten sie nach Konstantinopel segeln. Kaum aber ist das Schiff bei Rossano dem Land nahe, so springt er über Bord ins Meer und schwimmt nun mittelst eigner Hände und Füße glücklich ans Ufer zu den Seinigen. Theophania empfing ihn übrigens mit den spöttischen Worten: „Ei, wie haben Euch doch meine Landsleute (die Griechen) erschreckt!" was seine Landsleute (die Deutschen) ziemlich verdroß. In Oberitalien führten ihm seine getreuen deutschen Vasallen so viele frische Truppen zu, daß er die bisherige Oberherrlichkeit im welschen Lande behaupten konnte. Aber bald ergriff ihn in Folge seiner Anstrengungen ein hitziges Fieber und er starb, seines Alters erst 28 Jahre, zu Rom. —

Otto II. hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, das jedoch die deutschen Fürsten um des innern Friedens willen als ihren neuen Herrn erkannten. Das ist Otto III. (983—1002). Er wurde von seiner Mutter Theophania und Großmutter Adelheid unter Beirath des Mainzer Erzbischofs Willigis — welche drei auch während seiner Unmündigkeit das Reich rühmlich verwalteten — sehr sorgfältig und gut erzogen; nur schien er von der griechischen Mutter und italienischen Großmutter dem deutschen Wesen etwas entfremdet zu werden. Uebrigens zeigte er außerordentliche Gaben, so daß man ihn „das Wunderkind" nannte und erlangte darum eine reiche Geistesbildung. Auch seine körperliche Ausbildung wurde nicht vernachläßigt und frühe schon ließ man ihn an Feldzügen theilnehmen. Noch als Knabe

trat er die Regierung selbst an und schon im sechszehnten Jahre, 996, unternahm er seine erste Römerfahrt, nach welcher er ein sehnliches Verlangen trug. Es hatte ihn auch der Papst Johann XV. gegen den übermüthigen Patricier Crescentius, dem Sohn der heillosen jüngern Theodora, zu Hilfe gerufen. Da Johann während seines Zuges starb, so ließ er nach seiner Ankunft in Rom einen Deutschen, seinen Vetter Bruno unter dem Namen Gregor V. zum Papst wählen, von welchem er sofort zum römischen Kaiser gekrönt ward; den Crescentius verbannte er. Aber nach seiner Heimkehr kam dieser wieder und stürzte den deutschen Papst. Darum schickte sich Otto zu einem zweiten Zuge nach Rom. Bei seiner Ankunft warf sich Crescentius in die feste Engelsburg, allein die tapfern Deutschen erstürmten sie; der Bösewicht wird gefangen und enthauptet und sein Rumpf zu einem Warnungszeichen für die empörungssüchtigen Römer an einem hohen Baum aufgehängt, 998. Als der wiedereingesetzte Gregor V. im folgenden Jahre verschied, ließ Otto abermals einen Deutschen und zwar seinen hochverehrten Lehrer Gerbert als Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl erheben. In Deutschland zurück reiste er nach der Väter Sitte im Reich umher, überall Ordnung herzustellen und Recht zu sprechen. a. 1000 wallfahrtete er nach Gnesen (in Preußisch-Polen) zum Grabe des heil. Märtyrers Adalbert, seines vertrauten Freundes, der unter den heidnischen Preußen das Christenthum verkündigt hatte und des Jahrs zuvor erschlagen worden war. Barfuß ging er den letzten Weg zum Grabe und betete an demselben in tiefer Andacht unter heißen Thränen. Von da begab er sich nach Achen zum Grabe Karls des Großen, das er sich öffnen ließ, um sich am Anblicke des christlichen Helden zu begeistern. Der alte römisch-fränkische Kaiser saß noch fest und hehr auf seinem goldenen Stuhle. Otto schaute ihn mit einem Schauer der

Ehrfurcht an, nahm sein goldenes Kreuz zum heil. Andenken mit und ließ die Gruft wieder zumauern.

Davon weg zog er, voll des Gedankens das römische Reich in seiner ganzen Herrlichkeit wieder herzustellen, zum drittenmale nach Italien. Es war ihm gar so wohl in dem noch in seinen Trümmern prächtigen und majestätischen Rom; ja er ging merklich damit um, seinen Herrscherthron in dieser alten Weltstadt aufzuschlagen. Doch wie wurde ihm dieses Babel auf den sieben Hügeln (Off. Joh. 17, 9. 18, 2.) verleidet! Unversehens empörten sich die Römer wider ihn und belagerten ihn drei Tage in seinem Palaste, und nur dem tapfern Muthe seiner treuen Deutschen hatte er seine Rettung zu danken. Und ob er den Treulosen verzeiht, der Aufruhr bricht nochmals los. Tiefgekränkt verläßt er „das falsche Rom" und strebt nach „dem redlichen frommen Deutschlande" zurück. Aber er soll das hintangesetzte nicht mehr sehen; er stirbt noch in Italien zu Palermo im erst 22. Lebensjahre, nach Einigen an den Frieseln, nach Andern an italienischem Gifte. Selbst sein Leichnam, den man nach Achen zu seiner Ruhestätte brachte, wurde auf dem Wege noch schändlicherweise von den Welschen angegriffen! —

Nach Otto's III. frühzeitigem Tode bestieg ein Herzog von Bayern, aber ein Urenkel Heinrichs des Voglers und also noch aus Sächsischem Stamme, den deutschen Thron. Heinrich II. hieß er (1002—24); ein rechtschaffener und ernstgesinnter Mann, der aber den hohen und starken Geist seiner Vorfahren nicht mehr besaß. Er that indeß, was in seinen Kräften stand, Ordnung und Ruhe im Reich aufrecht zu halten. Auch er machte drei Fahrten nach Italien, doch nur ungern, um die ihm übertragene Macht zu wahren oder erbetene Hilfe zu leisten. Schon auf seiner ersten, da er einen Usurpator (Thronräuber) zu bekämpfen kam, erfuhr auch er die welsche Treulosigkeit, indem er zu Pavia, kurz nachdem sie ihm dortselbst die eiserne Krone aufgesetzt und

gehuldigt hatten, plötzlich zur Nachtzeit in seinem Palast umzingelt und nur durch die kühne Tapferkeit der ihn umgebenden deutschen Ritter gerettet ward, welche den wüthenden Angriff der Pavenser bis zum Morgen abwehrten, da denn das außerhalb der Stadt lagernde Heer zur Befreiung und zur Rache herbeikam. Auf seinem zweiten Zuge setzte er den vertriebenen Papst Benedict VIII. wieder ein, von dem er die Kaiserkrone empfing, 1014. Eben dieser Papst veranlaßte den dritten Zug, um Beistand rufend gegen die Griechen, welche seit dem vorhin gemeldeten Vortheil über Otto II. mit geschwollenem Kamme in Unteritalien vorwärts drangen und sogar Rom bedrohten. Heinrich warf sie bis in die untersten Spitzen des Landes zurück; allein, wie Einer damals schrieb, Italiens Luft stimmte so wenig als Italiens Bewohner zur deutschen Natur; in dem heißen Klima entstanden Seuchen unter seinem schönen Heere und rafften den Kern desselben hin, so daß er mit dem übrigen Haufen mißmuthig heimkehrte. Dieser Kaiser beschäftigte sich, besonders in seinen letzten Lebensjahren, viel mit Aufbau und Verschönerung von Kirchen; denn er hatte die Stätte des Hauses Gottes gar herzlich lieb. Er liegt im Dome (Hauptkirche) zu Bamberg begraben, allwo er das Bisthum gestiftet und mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet hatte. Er galt für den frömmsten Mann seiner Zeit und wurde sammt seiner gleichfalls ungemein frommen Gemahlin Kunigunde in der Folgezeit unter die Heiligen versetzt.

Mit ihm ist das Sächsische Kaiserhaus erloschen.

§ 4.

Noch einiges aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Deutschland war eine Monarchie, aber von eigenthümlicher Art. Ein Haupt stand über dem Ganzen; allein die Herzoge und andere Fürsten nahmen sich nicht als bloße Beamte des Kaisers aus, sie regierten ihren

Landestheil wie eigene Gebieter, obwohl der Kaiser, wo er persönlich zugegen war und überhaupt, wo er wollte, überall eingreifen und man auch jederzeit an ihn appelliren konnte, was jedoch begreiflicherweise nicht zu oft geschah. Es war dieses Verhältniß allerdings naturgemäß, weil das deutsche Volk sich in verschiedene Stämme schied, und jeder Stamm am liebsten seinen eigenen und angestammten Fürsten hatte; aber freilich wurde es dabei dem Kaiser schwerer zu regieren, als wenn die Fürsten nur die Präsidenten seiner Regierung gewesen wären, und um so schwerer, da diese immerzu nach unbeschränkter Eigenmacht zu trachten pflegten. Indessen wußten die kräftigen Sächsischen Herrscher doch ihre Vasallen in gehörigem Gehorsame zu halten; ja sie erneuerten gewissermaßen Karls des Großen Sendgrafen, — sie übertrugen ihren Pfalzgrafen, welche ursprünglich die obersten Hofrichter waren, das Geschäfte, neben der Verwaltung der unmittelbaren kaiserlichen Güter und Rechte im Reich auch Aufsicht über die Fürsten zu halten. Und obgleich es gewöhnlich war, daß letztere ihre Fürstenthümer auf ihre Kinder vererbten, so ließen sie es doch nicht als ein Recht gelten, sondern vergaben oftmals die erledigten Lehen nach freiem Belieben auch an Andere.

Es kamen aber neben den weltlichen die geistlichen Herren immer mehr empor. Kaiser, Fürsten und Geringere schenkten den Stiftern und Klöstern viel, weil man das für ein Gott besonders wohlgefälliges Werk ansah. Weite Landstrecken wurden „der Kirche Gottes" zugewendet, namentlich von Sterbenden vermacht. Die geistlichen Herren waren aber auch selbst sehr eifrig darauf, ihr Besitzthum durch Kauf und sonst zu vergrößern. So geschah es, daß Bischöfe, auch Aebte, ganze Grafschaften erlangten, ja daß solch ein Herr öfters mehrere Grafschaften in seinem Stifte vereinigte. Und dazu verschafften sie sich nun allgemein alle Fürstenrechte, daß sie darin volle Gerichtsbarkeit übten, Beamte einsetzten,

den Heerbann aufboten 2c. Es war aber jetzt auch nichts Seltenes, daß sie mit ihrem Heerbann selbst in den Krieg zogen; und da sprengt denn ein mancher Bischof in voller Eisenrüstung auf hohem Rosse vor seinen Kriegsleuten her in die Schlacht hinein und würgt mit Lanze und Schwert ärger als ein Ritter. Da wird es uns aber freilich auch sehr glaublich, daß es mit ihrer geistlichen Wirksamkeit nicht sonderlich tröstlich beschaffen war.

Es stand überhaupt in religiös-sittlicher Hinsicht recht betrübt auch unter den Sächsischen Kaisern. Diese waren für Hebung des Christenthums, wie für Ausbreitung desselben, ernstlich besorgt, in der That aber richteten sie darin nur wenig aus, und im Ganzen wurde es im Christenthum immer schlimmer. Einerseits war wohl ein Glaube da, daß man als wahr annahm, was die Geistlichen sagten, und insofern auch eine Frömmigkeit, als man die äußern kirchlichen Gebräuche ängstlich hielt. Allein der Aberglaube nahm bei Geistlichen und Laien nicht ab, sondern stetig zu; die abgöttische Bilderverehrung, die von Karl dem Großen so streng verpönte, riß auch im deutschen Reich immer ärger ein, immer häufiger und thörichter schrieb man den Reliquien wunderwirkende Kräfte zu, und das Mönchsleben hielt man für „den Gipfel der Vollkommenheit!" Die aber draußen, außerhalb der klösterlichen Strenge, führten trotz ihrer kirchlichen Frömmigkeitswerke einen um so ungebundenern Wandel. Es herrschte im Allgemeinen ein rohes Leben. Große und Kleine rauften und balgten sich jämmerlich. Raub und Mord war sehr gewöhnlich.

Ein Beweis des Aberglaubens und der Rohheit jener Zeit zugleich ist das aus dem Germanischen Heidenthum herübergekommene Ordal (s. II. 1.), welches nie ganz aufgehört hatte, aber gerade in dieser Periode wieder stärker hervortritt. Besonders bei etwas verwickelten Händeln schritt man, lange Untersuchung scheuend,

alsbald zum Gottesgerichtskampf oder Schwertspruch. Da traten die Gegner vor den Richtern mit dem Schwerte einander gegenüber (Weiber und Greise ließen sich durch bestellte Kämpfer vertreten), und wer im Zweikampfe siegte, der hatte Recht! „Gott, sagte man, hat sein Recht hervorgebracht." Aber in dieser Welt ist's nicht so, daß der Gerechte jedesmal siegt; die zukünftige wird alles ausgleichen.

Für Wissenschaft und Kunst geschah unter den Sächsischen Kaisern etwas mehr als unter den letzten Karolingern; doch viel bedeutete es auch nicht. Wisset ihr, meine Lieben, wo damals Kunst und Wissenschaft ihre vornehmste Stätte hatte? Es ist seltsam — in Spanien bei den Saracenen oder Mauren (wie sie dort und in Afrika auch hießen). Gerade im zehnten Jahrhundert stand dort das Maurische Reich in seiner höchsten und wirklich wundersamen Blüthe. Es war mit Städten, Dörfern, Schlössern, anmuthigen Gärten übersäet. Die ungeheure und prachtvolle Hauptstadt Kordova hatte 200,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Hospitäler, 80 öffentliche Schulen. Der Emirspalast, welcher auf 3412 Säulen ruhte, war ein Wunderwerk. Es bestanden 17 hohe Schulen im Reiche (Kordova, Sevilla, Granada rc.) und 70 große Bibliotheken. Damals gingen viele wißbegierige Christen zu den Mauren nach Spanien, um etwas zu lernen.

Zum Schlusse dieses Paragraphen erwähne ich noch, daß unter der Christenheit beim Nahen des Jahres 1000 sehr Viele meinten, jetzt gehe die Welt unter. Es war keine kleine Furcht und Angst unter den Leuten. Viele wanderten ins gelobte Land nach Jerusalem, um auf heiligem Boden zu stehen, wenn der Herr komme; wiewohl der Boden die Herzen nicht heiligt und der Herr richtet doch nach dem Herzen. Allein das Jahr 1000 ging vorüber und die Welt blieb noch stehen. Man darf annehmen, daß der jüngste Tag gerade da nicht

kommt, wo er recht erwartet wird; sondern wenn man allgemein meint, er verziehe noch, dann wird der Herr und Richter kommen (s. Matth. 24, 44. 25, 1 2c.).

§ 5.

Die Franken oder Salier.

Wenn nach dem Aussterben des Sächsischen Kaiserhauses die Großen Deutschlands ihrem Triebe nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit nachgegeben hätten, wie traurig konnte das deutsche Reich, das mächtigste Europa's, zerrissen werden! Aber siehe, sie zeigen sich ehrenwerth. Die Einheit und Herrlichkeit des Reichs galt ihnen doch höher als der eigene Vortheil; sie verständigten sich, einen neuen Oberherrn zu wählen und zwar „den Besten aus allen."

Es war im Herbst 1024, da versammelten sich die Herzoge, Grafen, Freiherren und die hohe Geistlichkeit mit unzählig vielem Volk auf einer Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Sie lagerten unter freiem Himmel, die Ober- und Niederlothringer auf der linken Seite des Stroms, auf der rechten die Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben, Kärnthner und Böhmen. Zwei Franken zeichneten sich unter den Fürsten besonders aus, auf welche darum der allgemeine Blick fiel, Vettern gleiches Namens, — der Jüngere war Konrad der Herzog, der Aeltere Konrad der Graf mit dem Zunamen: der Salier. Aber schwer war die Wahl zwischen beiden! Nach langer Berathung und Unschlüssigkeit erhebt sich endlich, vom Volke aufgefordert, der Erzbischof von Mainz und gibt dem ältern Konrad, dem Grafen, seine Stimme und alle geistlichen Herren nennen den Nämlichen. Jetzt kommt die Abstimmung an die Weltlichen; da steht zuerst der jüngere Konrad, der Herzog, auf und stimmt laut und fröhlich gleichfalls für seinen gräflichen Vetter und schnell folgen ihm mit dem gleichen Namen alle Uebrigen nach. Das ganze Volk

streckt die Hände empor und ruft jubelnd aus: „Ja, Konrad der Salier soll unser König sein!" Das war eine einmüthige, schöne Wahl! Der Erkorene wurde frohlockend nach Mainz geführt und dort gekrönt. Es beginnt also jetzt die Reihe der Fränkisch-Salischen Kaiser.

Konrad II.

(1024—39.)

Was war das aber auch für ein Mann, dieser Salier! Sein Hauskaplan Wippo schreibt: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen, wie ernsthaft gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, wie streng gegen die Feinde, und wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften zum Besten des Reichs er gewesen."

Er durchreiste das Reich von Gau zu Gau, schlichtete alle Streitigkeiten mit strenger Gerechtigkeit, nahm sich überall der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker an, strafte mit harter Hand die Frevel gegen die öffentliche Sicherheit, lobte und ermunterte die Friedsamen. Den Bürgern in den Städten war er besonders hold und that viel zu ihrem Emporkommen. Die kleinern Lehen machte er erblich, um die niedern Vasallen gegen die Willkühr und Gewaltthätigkeit der Großen zu schützen; aber die Ansprüche der großen Vasallen auf gleiche Erblichkeit ihrer Lehen ließ er nicht gelten, weil die Macht des Kaiserthums dadurch zu sehr geschwächt worden wäre. Er vergab die Herzogthümer, wie es ihm gut däuchte.

a. 1026 ging er nach Italien, das immer aufrührerisch und in sich zerspalten war. Kurz zuvor hatten die Italiener einem französischen Prinzen ihre Königskrone angetragen, aber — der französische König scheute Deutschlands Herrscher und ließ seinen

Sohn nicht zugreifen. Konrad erzwang sich den Gehorsam der Widerspenstigen und stiftete Frieden zwischen den sich Bekämpfenden mit gewaltigem Arm. In Mailand ließ er sich zum König Italiens, in Rom zum römischen Kaiser krönen.

Als er nach Deutschland zurückkam, fand er seinen eigenen Stiefsohn, den Herzog Ernst von Schwaben, im Aufruhre begriffen. Er warf ihn zu seinen Füßen und schickte ihn auf den Giebichenstein (Burg bei Halle an der Saale) ins Gefängniß. Er demüthigte die rebellischen Polen und Böhmen, 1031.

Und er brachte ein neues Königreich zum deutschen Reiche. Es war nämlich gegen das Ende des neunten Jahrhunderts in Südfrankreich und der westlichen Schweiz ein eigenes, vom französischen Throne unabhängiges Königreich Burgund entstanden, das von der Hauptstadt Arles auch das Arelatische Reich genannt wurde. Dieses hatte der letzte erblose König Rudolf III. noch bei seinen Lebzeiten dem deutschen Kaiser vermacht. 1032 starb Rudolf, und da ein Andrer (Graf Odo von Champagne) nach dem schönen Erbe griff, zog Conrad mit einem Heere aus und nahm mit blutiger Hand, was ihm gebührte.

Als er wegen neuausgebrochener Unruhen Italien zum andernmale, 1037, besucht und die miteinander Streitenden durch billige Bestimmungen verglichen hatte, brach dort während der Feste, die ihm zu Ehren angestellt wurden, eine furchtbare Pest aus, welche Vornehme wie Gemeine seines Heeres in Schaaren wegraffte. Er selbst athmete den Gifthauch ein und kränkelte nach seiner Rückkehr beständig.

Noch ein löblich Werk that er aber. Um den jämmerlichen ewigen Fehden der Adeligen untereinander, die auch dem gemeinen Volk äußerst beschwerlich und verderblich wurden, bessern Einhalt zu thun, führte er den etliche Jahre zuvor von dem französischen Abt Odilo von Clügny als Befehl vom Himmel verkündigten

„Gottesfrieden" (auch treuga dei, d. i. Gottestreue genannt) gesetzlich ein, 1038. Da mußten nun von Mittwoch Abends bis Montags früh alle Waffen ruhen, und wer in dieser Zeit jemanden befehdete, der wurde von der Kirche in den Bann gethan. Es klang so tröstlich, wenn Mittwochs mit Sonnenuntergang überall im Lande die Glocken „den Gottesfrieden" einläuteten und all die wilden Krieger heimwiesen und Ruhe brachten doch auf die Hälfte der Woche und über den Tag des Herrn hinüber! Dieser Gottesfriede war eine große Wohlthat in jener rohen Zeit.

Der hinsiechende Kaiser starb im nächsten Jahre und wurde in dem von ihm erbauten Dome zu Speier begraben. Er war einer der kräftigsten Herrscher Deutschlands.

Heinrich III.

(1039—56.)

Noch bei Lebzeiten Conrads II. wurde sein Sohn Heinrich III. zu seinem Nachfolger gewählt. Der war eines Hauptes länger als andere Männer. Er war edel, gerecht und thätig wie sein Vater, an Kraft und Wissenschaft ihm noch überlegen.

Im Alter von 22 Jahren, aber ein ganzer Mann schon, trat er die Regierung an. Auch er zog im Reich umher, die Widersetzlichen zu strafen, die Streitenden zu versöhnen, den Bedrängten beizustehen ꝛc. Er duldete kein Unrecht, am wenigsten gegen den Kaiserthron. Da der Böhmenherzog Brezislav ihm den schuldigen Tribut verweigerte, kam er über ihn und zwang ihn in drei Feldzügen, daß er alle Rückstände bezahlte und neue Treue schwur, 1042.

Darnach bekriegte er die Ungern. Diese waren wohl nicht mehr so gänzlich wild, als früher, weil das Christenthum, gegen Ende des zehnten Jahrhunderts, von Deutschland aus auch bei ihnen Eingang gefunden hatte (so wie um dieselbe Zeit bei den Russen, die sich je-

doch, von Griechenland aus bekehrt, an die griechische Kirche anschlossen). Aber wie bis zum heutigen Tag immer noch struppig genug rebellirten sie, die Ungern oder Madscharen, gegen ihren König Peter und dieser sprach in seiner Noth den deutschen Kaiser um Hilfe an. Heinrich drang über das eroberte Preßburg tief ins Land ein und nöthigte die Empörer, ihrem Könige wieder unterthänig zu sein. Aber Peter leistete seinem Helfer sofort zu Stuhlweißenburg, 1045, den Lehenseid, und siehe, so ist denn auch Ungarn, welches früherhin Deutschland so übel mitgespielt, ein Lehen des deutschen Reichs geworden.

a. 1046 machte Heinrich seine Römerfahrt. Hehr und herrlich fuhr er durch Italien hinab. Er kam nach Rom; da sah es schrecklich und abscheulich aus. Drei Päpste von streitenden Parteien zugleich erwählt, saßen da nebeneinander, der eine im Vatican (das eigentliche päpstliche Residenzschloß), der andere im Lateran, der dritte in Maria Maggiore; und sie schleuderten gegenseitig den Bannstrahl auf einander, und ihre Parteien wütheten gegen einander. Da trat Heinrich nun als Schirmherr der Kirche mit ganzem Ernste auf, diesem schreienden Aergerniß ein Ende zu machen. Er berief ein Concil nach Sutri, welches alle drei Päpste absetzte. Die Römer verlangten darauf von ihm, daß er selbst einen Würdigern zum Papst ernenne. Er gab ihnen den Bischof Swidger von Bamberg, welcher unter dem Namen Clemens II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Als derselbe mit baldigem Tode abgieng, erhob er nach einander noch drei deutsche Bischöfe, darunter einen von Eichstätt am Altmühlfluß (Victor II.), zum höchsten Kirchenamte. Es sei bemerkt, daß diesen nach Heinrichs Tode noch zwei deutsche Päpste folgten; — das war also die Zeit, wo Deutschland den römischen Stuhl versorgte. Der treffliche Kaiser und die von ihm gesetzten wohlmeinenden Päpste bestrebten sich einmüthig, die Kirche Christi aus ihrem tiefen Ver-

fall emporzuheben; allein viel konnten sie nicht ausrichten, weil die Lehre schon so sehr verderbt war und niemand daran dachte, die Lehre nach Gottes Wort zu bessern.

Allenthalben im Reiche waltete Heinrich mit voller Herrschermacht; er setzte Herzoge ab und ein, er betrachtete sie nur als seine Statthalter, was ihnen selbst freilich nicht gefallen wollte, doch dem Reiche zu größerem Ansehen nach Außen, zu mehrer Wohlfahrt im Innern diente.

Und so mannhaft wie gegen seine Großen stand er auch gegen einen Größern, den König von Frankreich. Dieser, gleichfalls ein Heinrich, begehrte Lothringen von ihm zurück und erkühnte sich bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Ivois (Iwoa) bei Metz (1056) zu sagen, „diese Provinz sei seinen Vorfahren mit List entrissen worden.“ Augenblicklich warf ihm der Kaiser seinen Handschuh vor die Füße; das hieß, es sollte die Sache, um nicht mehr Blut zu vergießen, durch einen Zweikampf zwischen ihnen entschieden werden. Darob erschrack jedoch der französische König dermaßen, daß er sich in der nächsten Nacht heimlich auf und davon machte.

Dieser hohe, kraftvolle Kaiser hegte Gott gegenüber eine tiefe Demuth. Nie an einem Festtage setzte er seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet und schmerzliche Buße gethan zu haben, wobei ihn sein Beichtvater auf den entblößten Rücken geißeln mußte. Wir dürfen bei dem Letztern nicht vergessen, daß Heinrich in seiner Zeit lebte.

Leider starb der gewaltige Mann schon im 39. Lebensjahre auf Schloß Bothfeld am Harz.

Unter den beiden genannten Saliern hat das deutsche Kaiserthum seinen höchsten Glanz, sowie das deutsche Reich seine weiteste Ausdehnung erlangt.

Wie verbleicht aber dieser Glanz bei dem nächsten Nachfolger! Und wie dreht sich namentlich das Verhältniß des Kaisers zum Papste um! Ehe wir dazu übergehen, müssen wir jedoch noch wo anders hinschauen.

§ 6.

Die neugegründeten Normannenherrschaften.

England.

Wir haben in § 1 dieses Abschnittes schon von den starken und raubsüchtigen Normannen gehört, und daß sie in der Fremde nicht nur Beute, sondern auch Besitzthum und Herrschaft suchten. Sie erlangten auch diese. Wir gehen zunächst in der Zeit etwas zurück.

Von 891 an plünderte der furchtbare Normannenfürst Rollo das französische Küstengebiet einmal ums andere aus. Der schwache König Karl der Einfältige wußte sich nicht anders mehr vor ihm zu sichern, als daß er ihn, 912, gar in sein Land aufnahm. Er räumte ihm und seinen Leuten einen beträchtlichen Landstrich an der untern Seine zur Niederlassung an, der von dem an „die Normandie" hieß. Rollo wurde Herzog darüber, doch — wenigstens dem Namen nach — unter der Oberherrlichkeit des französischen Königs. Er ließ sich jetzt taufen, wobei er den Namen „Robert" empfieng. Alle seine Leute wurden Christen und damit etwas ehrlicher und friedfertiger. Das geschah also schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Im eilften entstand eine Herrschaft der Nordmänner tief im Süden Europas. Kaiser Heinrich II., der Heilige, hatte eine Schaar dieser Tapfern, meist Abenteurer aus der Normandie, in Sold genommen, 1021, um sie gegen die Griechen in Unteritalien zu gebrauchen (s. § 3 gegen das Ende); für ihre Dienste verschaffte er ihnen ein klein Stück Land in Apulien (Ostseite Unteritaliens) und hier setzten sie sich zuerst fest. Ihr Gebiet wuchs und wurde eine „Grafschaft" unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers. Es kamen aber viele ihrer Brüder nach, und also mächtig nahmen sie den Griechen all ihr Apulisches Besitzthum weg. Sie griffen immer weiter um sich, und unter ihrem berühmten Führer Ro-

bert Guiscard verdrängten sie die Griechen auch aus Kalabrien (Westseite Unteritaliens). Diesen Robert Guiscard ernannte der Papst Nicolaus II. — es war drei Jahre nach Kaiser Heinrichs III. Tod, 1059, — zum Herzog von Apulien und Kalabrien, und der Normanne ward mit seinem ganzen Herzogthum ein Vasalle des Papstes statt des Kaisers und — eine starke Stütze des Papstes gegen den Kaiser. Roberts Bruder eroberte demnächst auch Sicilien, aus dem er die Saracenen wegjagte. —

Noch eine größere Herrschaft als in Frankreich und Italien errangen die Normänner aber im Nordwesten Europa's; sie bemächtigten sich des Königreichs

England.

Sehen wir jetzt auf dieses heutzutage so mächtige Reich hinüber, so müssen wir wieder aus früherer Zeit etwas nachholen.

Es wird den lieben Lesern aus Abschnitt IV. § 3 erinnerlich sein, daß a. 827 unter einem Könige Egbert die verschiedenen Angelsächsischen Reiche zu Einem vereinigt wurden. Ein Enkel und Nachfolger Egberts war Alfred (Alprat) der Große (871—901), ein Zeitgenosse Karls des Großen und dessen Bilde ähnlich. Ja das war auch ein herrlicher König, von höherer Bildung, weise, tapfer in jeder Art, aufrichtig fromm, unablässig wirksam für das zeitliche und geistliche Wohl seines Volkes. Er wurde aber noch mehr als seine Vorfahren von den Normannen beunruhigt; sie fielen in sein Land, zerstörten alles, besonders zu seinem tiefsten Leide Klöster und Kirchen, und schleppten, was sie konnten, mit sich fort. Alfred kämpfte in vielen Gefechten und Schlachten tapfer und nicht erfolglos gegen sie; allein immer zahlreicher kehrten sie wieder und immer weiter breiteten sie sich über das Land aus. Einmal mußte sich Alfred hilflos vor ihnen flüchten. Er verbarg sich in einsamer Gegend in eines Hirten Hütte. Da widerfuhr es ihm, daß er

von der Hirtenfrau, die ihn für einen verlaufenen Knecht hielt, ein fauler Tagdieb gescholten wurde, weil er, tief in Gedanken an sein armes Reich versunken, die ihm zur Aufsicht übergebenen Brode im Ofen hatte verbrennen lassen. Indessen gelang es ihm mit den Getreuen, die sich um ihn sammelten, glückliche Streifzüge gegen die Fremden zu machen; und als er, dadurch ermuthigt, einen Aufruf an alle Engländer erließ, sich zur Rettung des Vaterlandes um ihn zu schaaren, strömten sie, verwundert und hocherfreut, daß ihr todtgeglaubter König noch lebe, von allen Seiten herbei. Er überfiel mit ihnen das feindliche Lager und errang einen vollständigen Sieg. Was von den Normannen übrig und im Lande blieb, mußte sich seinem Scepter unterwerfen, und er regierte nunmehr im Frieden und Segen bis zu seinem Tode.

Nach demselben fielen aber die Räuber von Zeit zu Zeit aufs neue ein, verheerten das Land wieder schändlich und schleppten seine besten Güter und Schätze fort. Das dauerte so ein Jahrhundert lang. Da erwürgten endlich die erbitterten Engländer an Einem Tage (13. Nov. 1002) alle im Reiche ansäßigen Normannen. Das war ein großer Bluttag. Die Nachricht davon versetzte den wilden Dänenkönig Swen in Wuth und er kam mit einem großen Heere zur Rache. Er vollzog sie auf eine schauerliche Weise und setzte seine verderblichen Einfälle und Eroberungen von Jahr zu Jahr fort, bis a. 1013 die Hauptstadt London und das ganze Reich in seiner Gewalt ist. Mithin ist England jetzt ein Normannenreich.

Nach Swen herrschte sein Sohn Kanut (Knut) der Große darüber (1017–1035). Das war ein anderer und besserer Mann als sein Vater, zwar nicht minder stark und tapfer, aber auch gerecht, gemäßigt und gottesfürchtig. Er war der mächtigste Herrscher seiner Zeit im Norden; denn außer England und Dänemark gehorchten ihm auch Schweden und Norwegen. Da aber Schmeichler ihn einst rühmten, daß

er alles vermöge, setzte er sich zur Zeit der nahenden Fluth ans Meer hin und sprach zu den heranziehenden Wellen mit majestätischer Stimme: „Ich gebiete euch, daß ihr meine Füße nicht benetzt!“ Aber siehe, eine ungezogene Woge kam und schlug über seine Füße und bespritzte ihm noch das Gesicht. Hier stand er auf und sprach lachend zu den Schmeichlern: „Da sehet ihr, was ich vermag! Nicht einmal dieses schlechte Wasser gehorcht mir! Gott allein die Ehre!“ Unter ihm gieng es England wohl.

Nach seinem Tode zerfiel seine Herrschaft und es gelangte wieder ein Angelsächsischer Prinz, Eduard der Bekenner, auf Englands Thron.

Aber schon dessen Nachfolger mußte abermals einem Normann, freilich einem französirten, weichen. Der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, machte Erbansprüche auf die englische Krone und zog herüber, ein fester und harter, kluger und verschlagener Mann. Er landete mit 3000 Schiffen und 60,000 kühnen Kriegern. Unter ihnen befanden sich auch französische und niederländische Ritter; denn es erwachte jetzt allgemein eine Lust zu Abenteuern. Beim Aussteigen aus dem Schiffe strauchelte Wilhelm und fiel zu Boden, das konnte von den Abergläubischen als eine böse Vorbedeutung betrachtet werden; allein er rief schnell: „So halt ich dich, Engelland!“ und seine Krieger jubelten und giengen siegesfreudig in die furchtbar blutige Schlacht bei Hastings (1066), in welcher der englische König und die meisten seiner Leute umkamen.

Wilhelm von der Normandie hatte — 10 Jahre nach Kaiser Heinrichs III. Ableben — England gewonnen und — er hielt es fest. Empörungen unterdrückte er mit den grausamsten Strafen und besetzte alle Aemter mit seinen Ausländern. Alles muß sich ihm beugen und stille gehorchen. Er baute die gewaltige englische Königsburg, den Tower, und wie derselbe heute noch steht, so dauert das Regentengeschlecht von

ihm in weiblicher Linie noch heute fort. Jahrhunderte lang herrschte nun französische Sprache und Sitte unter den höheren Ständen Englands.

VIII. Das Papstthum und dessen Erhebung über alle weltliche Herrschaft.

Wir haben gesehen, l. Leser, wie die Päpste im Laufe der Zeiten emporgekommen und sehr hoch gestiegen sind, wie sie sich die Herrschaft über die ganze Kirche des Abendlandes zueigneten, Bischöfe absetzten, Synodalbeschlüsse aufhoben, wie sie auch weltlichen Fürsten in religiösen Dingen Befehle zugehen ließen und ihnen mit dem Banne drohten, wenn sie nicht gehorsamer würden.

An dem „Banne", womit sie die Widerspenstigen aus der kirchlichen Gemeinschaft und — so wurde gelehrt und geglaubt — von allem Heile ausschlossen, hatten sie eine starke Waffe; noch eine stärkere und furchtbarere an dem auch schon von ihnen gebrauchten „Interdicte", wo sie ein ganzes Land mit einer Art von Bann belegten, denn da durfte darin kein Gottesdienst mehr gehalten, keine Glocke mehr geläutet werden, daß sich solch ein Land ausnahm, als ob der Fluch Gottes darauf liege.

Merkwürdig ist es, daß selbst jener tiefe Verfall des Papstthums in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, wo die genannten drei frechen Weiber den römischen Stuhl in ihrer Gewalt hatten und eine Reihe der unfähigsten und nichtswürdigsten Menschen darauf setzten,

seinem Ansehen im Ganzen wenig schadete. Es war darnach, als wieder Bessere auf „den heiligen Thron" stiegen, nur desto mehr gewachsen.

Indessen ein völliges Uebergewicht über die weltlichen Herrscher hatten die Päpste bisher noch nicht erlangt, auch noch nicht beansprucht, wenn vielleicht schon heimlich begehrt und erstrebt. Am wenigsten erschienen sie als Oberherrn zu den deutschen Kaisern; vielmehr haben wir eben bei der Geschichte des letzten, von dem ich berichtet, eher das Gegentheil wahrgenommen. (S. 247.)

Aber nicht lange darauf trat in einem ganz ungewöhnlichen Manne das Papstthum mit dem vollen Anspruche der Obmacht über alle Gewalten der Erde offen und siegreich hervor.

§ 1.
Hildebrand.

Dieser Mann hieß von Haus aus Hildebrand und war der Sohn eines Handwerkers von Saona im Toscanischen. Er lebte zuerst als strenger Mönch und Oberer im Kloster Clügny in Frankreich. a. 1049 ward er wegen seiner hervorragenden Eigenschaften nach Rom gezogen. Er hatte von Natur einen in seltenem Maße großen und starken Geist, und dieser machte sich geltend. 24 Jahre lang war es vornehmlich sein Rath, welcher die Entschließungen und Unternehmungen der Päpste leitete. Und sein Hauptstreben gieng jetzt schon auf erhöhte Macht des römischen Stuhles hin.

Noch unter Nicolaus II. (1059) wurde auf seinen Betrieb eine neue Bestimmung über die Papstwahl getroffen, um sie allem weltlichen Einflusse zu entziehen. Bisher war es üblich gewesen, daß die gesammte römische Geistlichkeit im Vereine mit dem römischen Adel und Volke den Papst wählte, den dann der Kaiser als Oberlehnsherr über Italien bestätigte. Jetzt wurde festgesetzt, daß nur die Kardinäle oder vornehmsten Geistlichen

des römischen Sprengels, 5 Bischöfe und 28 Hauptpfarrer, ihn wählen sollten und daß er des Kaisers Bestätigung nicht bedürfe. Diese Verordnung wurde gleich bei der Wahl Alexanders II., 1061, trotz dem ernstlichsten Widerspruche der Römer durchgeführt. Der deutsche Kaiser (Heinrichs III. Sohn) war damals ein Kind.

Nach Alexanders Tod, 1073, wurde endlich Hildebrand selbst von dem Kardinalscollegium und zwar einstimmig auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Gregor VII. bestieg. Und nun erst enthüllte er ganz „seinen riesenhaften Plan.“ Er wollte, daß ich's kurz sage, erstlich die Kirche vom Staate völlig unabhängig und sodann den Papst zum hocherhabenen Gebieter über alle Herrscher der Erde und diese ganze Welt machen. Man sollte das nicht für glaublich halten; aber höret ihn selbst! „Die Welt, sagt er, wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Macht (das Papstthum) wie die Sonne, die königliche wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige, Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Darum sind sie auch dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig. Alles ist unter ihm; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Wenn die Apostel im Himmel (was das Himmlische betrifft) binden und lösen, so müssen sie auch auf Erden Kaiserthümer, Königreiche und Grafschaften und eines Jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst rc.“

So sprach Gregor VII. Wie viel dabei eitle Herrschsucht und wie viel gute Meinung war, die Meinung nämlich, mit solcher Gewalt für das Beste der Menschheit am Besten wirken zu können, — wer will das bemessen und ausscheiden? Aber wenn man annehmen wollte, es sei alles gute Meinung und gar

keine gemeine Herrschsucht dabei gewesen, was schwer zu glauben ist, so wäre doch diese Meinung aus der Finsterniß geboren und Satan hätte ihn genarrt. Daß er das Reich Gottes, welches inwendig in uns sein soll (Luk. 17, 21.), so gar ins Aeußere trieb und ein mächtig herrlich Weltreich daraus machte, daß er den Worten des Herrn Jesu Christi: „die weltlichen Könige herrschen — Ihr aber nicht also“ (Luk. 22, 25. 26.) — „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36.) — so entsetzlich Hohn sprach, das hat ihm doch nimmer mehr der Geist Gottes eingegeben. Aber das muß auch bemerkt werden: die Zeit war für ein solches Papstthum gestimmt; die Menge der damaligen Christenheit war einer solchen Kirchen-Weltherrschaft nicht abgeneigt, man möchte fast sagen: sie verlangte eine solche. Jedenfalls zeigt uns die weitere Geschichte, daß Volk und Fürsten selbst dem Papste zur Erreichung seines Zieles in die Hand arbeiteten, wobei freilich auch zum Theil die Gunst der politischen Verhältnisse ihm zu statten kam. Und so hat Hildebrand, wiewohl er für seine Person zuletzt weichen mußte, doch im ganzen genommen seinen Plan durchsetzen können, der dann von tapfern Nachfolgern noch völliger ins Werk gerichtet ward. — Hören wir nun wie er als Gregor VII. vorschritt.

Zunächst bekämpfte er die Simonie und da trat er allerdings einer schlechten Sache entgegen, wie denn anzuerkennen ist, daß er überhaupt äußern Unordnungen und Lastern mit Ernst zu Leibe gieng. Simonie hat ihren Namen von jenem Simon (Apostelgesch. 8, 9.), welcher eine geistliche Gabe von den Aposteln um Geld erkaufen wollte; und wurde darunter der Geldhandel mit geistlichen Stellen verstanden. Dessen hatten sich damals namentlich viele Landesherrn schuldig gemacht, indem sie Bisthümer und Abteien nicht blos nach Gunst vergaben, sondern auch förmlich verkauften, und das war schändlich genug. Da hatte denn Hildebrand um so festern Boden für seine päpstliche Machteinschreitung

gegen die Großen dieser Welt. Er erließ den schärfsten, mit Banndrohung verbundenen Befehl an die Fürsten und Regenten, von diesem Gräuel abzustehen. Und die meisten beugten sich darin vor dem Oberhaupte der Kirche und versprachen es.

Bald darnach aber gieng er weiter und erließ auch ein strenges Verbot der Laieninvestitur. Die Landesherrn sollten erledigte Bisthümer und Abteien gar nicht besetzen und niemanden mehr damit belehnen. Diese betrachteten nämlich solche Stellen wie erledigte Lehen und belehnten die dazu Erkorenen — auch wenn sie die Wahl nicht selbst getroffen, sondern den Stiftern und Klöstern überlassen hatten — durch Ueberreichung eines Ringes und Stabes damit, wobei sie sich von denselben den Lehenseid schwören ließen. Diese Belehnung nannte man Investitur, d. h. Amtseinkleidung. Nun aber untersagte Hildebrand allen Geistlichen, die Investitur von der Hand eines Laien anzunehmen, und hinwiederum allen weltlichen Herren, dieselbe einem Geistlichen zu ertheilen, bei Strafe des Bannes. Und zwar sollten die Geistlichen nicht einmal bezüglich ihrer zeitlichen Güter und Rechte von dem Landesherrn belehnt werden, sondern auch darin wie hinsichtlich ihres geistlichen Amtes unabhängig von den Laien sein. Dieses Verbot rief den heftigsten Streit zwischen dem Papste und den Fürsten hervor, welcher erst unter einem spätern Inhaber des römischen Stuhles und doch so, daß derselbe etwas nachgab, gänzlich geschlichtet ward. Hildebrand aber gab nichts nach.

Und noch eines that er, was den ärgsten Widerspruch von Seite des Clerus selbst erweckte, er verbot den Geistlichen die Ehe, womit er sie frei machen wollte von den Familienbanden, die sie vielfältig an den Staat knüpften, um sie ganz als seine ihm allein ergebenen Diener brauchen zu können. Die Ehelosigkeit oder der Cölibat wurde zwar schon seit langer Zeit von vielen für heiliger angesehen, als das Eheleben; je mehr und

mehr war man in der christlichen Kirche neben roher Fleischlichkeit auf eine falsche Geistlichkeit (Kol. 2, 18.) gerathen. Doch war diese Ansicht durchaus nicht allgemein, und viele Geistliche, höhere und niedere, lebten immer noch in dem ursältesten, von Gott selbst eingesetzten Stande der heiligen Ehe. Darum als nun Hildebrand auf einmal mit seinem Gesetze kam, „jeder unverheirathete Geistliche müsse ehelos zu bleiben geloben und jeder verheirathete müsse sein Weib von sich thun, und verbannt sei jeder Priester, der dieß Gesetz breche, und jeder Laie, der bei einem solchen noch Messe höre oder beichte," da entstand im Clerus eine ungeheure Erregung. Man nannte es „ein widerchristliches, lästerliches Gebot," „eine Teufelslehre" nach der Schrift 1 Tim. 3, 2. 4, 3.; Bischöfe redeten ihren Pfarrern zu, nun gerade sich zu verheirathen; eine ganze Synode zu Paris erklärte die Feinde des von Gott gestifteten Ehestandes für „Ketzer". Aber der Mann von eiserner Festigkeit ließ sich nichts beirren, und — das Volk trat auf seine Seite und half ihm kräftiglich seine „Teufelslehre" durchsetzen. In diesem erwachte plötzlich ein wüthiger Eifer gegen die Priesterehe; es schimpfte, schlug und steinigte die verheiratheten Geistlichen, es drang in die Pfarrhöfe ein und warf die ehrbaren Pfarrfrauen als schlechte Dirnen hinaus. Hildebrand siegte glänzend, wiewohl es doch noch weit über ihn hinaus dauerte, bis der Priestercölibat allenthalben und ohne Ausnahme bestand.

Hier brechen wir einstweilen von dem Manne ab; bald wird er uns wieder und in seiner ganzen finstern Größe und Gewaltigkeit vor Augen treten.

§ 2.

Die noch folgenden Fränkischen Kaiser.

Meine lieben Leser werden schon gemerkt haben, daß ich mit dem Hildebrand der deutschen Geschichte, die den Hauptstrom meiner Erzählung bildet, ein wenig

vorausgelaufen bin. Das geschah aber um dieser selbst willen, auf daß ich die nun folgende höchstinteressante Partie derselben ununterbrochen vortragen könnte. Ich weise nun auf Abschnitt VII § 5 zurück.

Zwei herrliche Salische Kaiser haben sich uns dargestellt, trefflich in ihrer Persönlichkeit, hellstrahlend in ihrer Kaisermacht. Jetzt erscheint zwar auch ein Salier wieder, aber ganz anders beschaffen, und das Kaiserthum in seiner tiefsten Erniedrigung.

Auf Heinrich III. folgte sein Sohn Heinrich IV. (1056—1106). Er war bei des Vaters Tod erst 6 Jahre alt, doch schon zu Deutschlands Beherrscher nach ihm erwählt. Zuerst führte seine Mutter Agnes eine vormundschaftliche Regierung. Eine achtungswerthe und verständige, aber doch für ihre Aufgabe zu schwache Frau. Die von den vorigen Kaisern kräftig niedergehaltenen Großen richteten sich wieder trotzig empor. Sie mußte die Herzogthümer, welche mit der Krone verbunden worden waren, um die Kaisermacht zu stärken, wieder vergeben; und auch so konnte sie sich doch nicht Ruhe und Zufriedenheit mit ihrem Regimente sichern. Vielmehr thaten sich geistliche und weltliche Fürsten zusammen, um ihr dasselbe aus den Händen zu bringen.

Der Erzbischof Hanno von Köln, ein scheinheiliger Schalksknecht, entwarf den Plan. Man lud, 1062, die Regentin sammt ihrem nun zwölfjährigen Sohne zu einem Feste nach Kaiserswerth ein. Nach der Tafel beredete Hanno den jungen Heinrich, mit ihm hinauszugehen und sein neues schönes Schiff auf dem Rheine zu besehen. Arglos läuft der Knabe mit; kaum aber ist er auf dem Schiffe, so fahren sie mit ihm davon. Er merkt Unrath, er will bei seiner Mutter bleiben, schreit und tobt; er springt, da sie nicht umkehren, geradezu ins Wasser hinab und nur mit Mühe rettet man sein Leben. Aber er muß zu Köln aussteigen und von jetzt an beim Hanno sein. Jede Bemühung der Mutter, ihn zurück-

zubekommen, ist vergeblich, und — so war es berechnet — trostlos zieht sie sich zurück.

Hanno bewirkte einen Fürstenbeschluß, daß derjenige die vormundschaftliche Regierung führen solle, bei welchem der junge König sich aufhalte; und so war er jetzt Reichsverweser und dazu der Erzieher des königlichen Knaben. Er erzog ihn äußerst streng, selbst mit harten Züchtigungen, und suchte ihm immer einzuprägen, daß er die Rechte der Fürsten respectiren und daß er ein gehorsamer Sohn der heil. Kirche sein müsse.

Allein der junge Heinrich blieb nicht lange genug bei dem Erzbischofe von Köln, um seine Lehren tief in sich aufnehmen zu können. Schon im nächsten Jahre, 1063, als Hanno auf einer Reise nach Rom begriffen war, kam ein anderer Erzbischof, Adalbert von Bremen, seines Charakters ein lustiger Weltmann, und holte ihn von Köln weg, wie ihn der Kölner von seiner Mutter weggeholt hatte. Und so war denn nun dieser Adalbert Reichsverweser, nach obigem Fürstenbeschlusse, dazu ebenfalls Erzieher des jungen Königs und noch ein schlechterer als der vorige. Heinrich hatte gute Anlagen des Geistes und Gemüthes; aber seine Erziehung verdarbs schändlich. In Bremen trieb mans mit ihm entgegengesetzt; da wurde ihm nach der Möglichkeit geschmeichelt, da hieß es: du bist höchster und unumschränkter Herr über Alles und die Fürsten sind deine unterthänigen Diener! und auch so hieß es: du kannst leben, wie du willst, und allen deinen Gelüsten freien Lauf lassen! wozu denn der lustige Hof des Erzbischofs die beste Gelegenheit bot. Das gefiel beides dem jungen Blut über die Maßen und ward also liederlich und hochfahrend.

Schon als Heinrich 15 Jahre zurückgelegt hatte, wurde er von Adalbert mündig gemacht, da derselbe ihn ganz am Bande zu haben sich bewußt war, und noch ein Knabe also übernahm er die Zügel der Regierung des großen deutschen Reichs. Man kann sich denken, wie er wirthschaftete! Er that, was sein Fleisch gelüstete und

was seine schlechten Rathgeber ihm einsagten, lebte in Ueppigkeit und wilder Unzucht, handelte ohne alle Rücksicht leidenschaftlich und gewaltthätig mit den Größten, wie mit den Kleinen.

Am meisten drückte er die Sachsen, gegen welche ihm sein geliebter Pflegevater Adalbert einen besondern Haß eingeflößt hatte. Er setzte sich unter ihnen auf der Harzburg fest und plagte die Leute umher mit Frohnden und schweren Lieferungen für seine prachtvolle Hofhaltung. Er baute überall im Sachsenlande Burgen auf und legte seine Dienstmannen hinein, und sie plagten die Leute umher mit Frohnden und schweren Lieferungen für ihre Nothdurft und Schwelgerei, und was man ihnen nicht bringen wollte, das holten sie sich selbst.

Da es der junge König je länger, je ärger trieb, so traten endlich a. 1073 — also in dem Jahre, da Hildebrand vollends Papst wurde — alle Häupter der Sachsen, weltliche und geistliche, in ein Bündniß wider ihn zusammen, an dessen Spitze der tapfere Herzog Otto von Nordheim stand. Doch ordneten sie zuerst noch Gesandte an ihn ab, durch welche sie ihm ihre Beschwerden vortrugen und um Abhilfe derselben baten. Diese Gesandten wurden von Heinrich auf den Rath seiner Höflinge verächtlich behandelt und mit Drohungen heimgeschickt. Aber da sind nun schnell die muthigen Sachsen mit 60,000 Mann bei der Hand und umzingeln ihn in seiner Harzburg. Kaum kann er noch heimlich entfliehen, muß aber drei Tage lang in den Wäldern umherirren, bis er sich an einem sichern Ort herausfindet.

Jetzt rief er kläglich die oberdeutschen Vasallen um ihren Beistand zur Züchtigung der Empörer an. Allein es wollte niemand für ihn gegen die so hart behandelten Sachsen streiten. Da sah er sich vermüßigt, einen Vergleich mit letztern zu schließen und ihre Forderungen zu bewilligen.

Als nun aber die Sachsen nicht nur, wozu der Vergleich sie berechtigte, Heinrichs Burgen in ihrem Lande

herunterrissen, sondern auch in ihrer Wuth gegen ihn und alles, was ihm zugehörte, die Kirche in der Harzburg zerstörten, und die darunter befindlichen Gebeine einiger seiner Blutsverwandten herauswühlten und umherstreuten, so empörte solches Verfahren den religiösen Sinn der Deutschen, daß sie sich jetzt Heinrichen zuwandten; und da er es auch an Versprechungen nicht fehlen ließ, vermochte er ein zahlreiches Heer zur Rache zusammenzubringen. Er fiel mit demselben über die Sachsen her, ehe sie sich wieder gehörig gerüstet hatten, errang bei Hohenburg an der Unstrut, 1075, einen blutigen Sieg über sie, und stellte sofort einen schrecklichen Verwüstungszug durch ihr Land an.

Darauf geschah es, daß ihren Häuptern gesagt ward — es ist aber ungewiß, ob das von Heinrich selbst ausgieng —, wenn sie persönlich beim Kaiser sich einfinden und um Gnade und Friede bitten wollten, so würde er ihnen alles verzeihen und hinfort aufs Schonendste mit ihnen verfahren. Da stellten sich die Sächsischen Fürsten, Grafen, Bischöfe 2c. miteinander bei Heinrich ein. Aber welche Enttäuschung! Er ließ sie allesammt greifen und durch ganz Deutschland hin an feste Orte in Gewahrsam bringen. Gleich läßt er auch seine Harzburg und Burg an Burg im Lande wieder aufbauen und dieses sieht den vorigen Druck und Jammer wiederkehren.

Was thun nun die entrüsteten und geängsteten Sachsen? Sie gehen an den Papst, verklagen den Kaiser bei ihm aufs Härteste und rufen seinen Richterspruch über denselben an. Und — was thut Heinrich? Der Unbedachtsame beruft sich gleichfalls auf den Ausspruch des Papstes; denn er schmeichelt sich, dieser müsse zu seinen Gunsten ausfallen. So aber hat ja Regent und Volk selbst den Papst zum Herrn über sich auch in den weltlichen Angelegenheiten gesetzt!

Nichts konnte Hildebranden bei seinem hohen Streben erwünschter und willkommener sein als diese Berufungen an seine höhere Macht; begierig nahm er sie an,

stellte sich aber gleich — auf die Seite von Heinrichs Feinden. Denn er war diesem gram, weil er mit dem päpstlichen Banne belegte Räthe noch bei sich behalten und erledigte Stifter eigenmächtig besetzt hatte. Was muß Heinrich erfahren! Er empfängt Befehl von Rom, er solle bei Strafe des Bannes am 22. Febr. 1076 vor dem Statthalter Christi dort selbst erscheinen, um sich wegen der ihm schuldgegebenen Verbrechen zu verantworten.

So etwas war freilich bisher noch nicht erhört worden! Dessen hatte sich Heinrich nicht im Geringsten versehen! Er erstaunt und ergrimmt. Und eingedenk dessen, daß sein Vater Päpste ab- und eingesetzt habe, beruft er sogleich ein Concil nach Worms, und läßt hier den Papst, welcher einen sittenreinen Wandel führte, wegen erdichteter Schandthaten für unwürdig erklären, noch ferner den Stuhl Petri einzunehmen. Den Beschluß der Kirchenversammlung schickt er ihm mit einem Briefe, welcher so anhebt: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Regierung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch" — und so endet: „Du mit Fluch Behafteter, steig herab von dem angemaßten apostolischen Stuhle, steig herab, steig herab!"

Als der Papst diese Schriften empfangen und gelesen hatte, hielt er auch eine Synode, zu Rom, und sprach auf derselben feierlichst — „im Namen des allmächtigen Gottes und daß alle Völker wissen und erkennen, daß Petrus der Fels sei," — den Bann über Heinrich aus, wobei er namentlich alle seine Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue losband. Eine Menge päpstlicher Legaten mußte Deutschland durchziehen, überall den Bann verkündigen und Geistliche und Laien, Hohe und Niedere, ermahnen, dem Gebannten jeglichen Gehorsam und Dienst zu versagen.

Der leichtsinnige Heinrich wollte sich Anfangs über die Sache leicht hinwegsetzen, aber bald vergieng ihm der

gute Muth und er erschrack heftig. Denn es war eine große und furchtbare Wirkung, welche der päpstliche Bann hervorbrachte. Sogleich standen die Sachsen wieder in Waffen gegen ihn, und die ihm gegen sie helfen sollten, die traten scheu von dem mit der Kirche Fluche Belasteten ab. Er gab jetzt die Sächsischen Gefangenen los, aber das stillte das Toben der Sachsen und die unheimliche Bewegung in ganz Deutschland nicht.

Die Fürsten versammelten sich zu Tribur, beriethen sich und ließen ihm dann sagen, „er solle sich vor der Hand alles königlichen Regiments enthalten, bis der heilige Vater, welcher auf ihre Bitte im nächsten Frühjahre zu einem Reichstag in Augsburg erscheinen werde, das Urtheil über ihn gesprochen haben werde. Wenn derselbe ihn dann nicht vom Banne löse und zu fernerer Regierung fähig erkläre, so würden sie zur Wahl eines neuen Königs schreiten." So machten die Thörichten alle selbst den Papst zu ihrem höchsten Herrn auch in den Dingen dieser Welt!

Heinrich zeigt sich uns jetzt in einer recht erbärmlichen Gestalt. Wie er unmäßig trotzig sein konnte, so auch hinwiederum unmäßig verzagt. Um noch vor dem Reichstage den Papst für sich zu stimmen und insonderheit von dem so schwer auf ihm liegenden Banne frei zu werden, entschloß er sich schnell, als ein büßender und flehentlich Bittender zum Statthalter Christi zu reisen.

Er macht sich mit einem ganz kleinen Gefolge auf den Weg. Aber seine treue Gattin Bertha, die er bisher sehr schlecht behandelt hatte, ist bei ihm, die will ihn in keiner Noth verlassen. Im Januar 1077, mitten in dem damals besonders strengen Winter, steigt er über die Eis- und Schneefelder der Alpen. Er muß oft auf Händen und Füßen kriechen, seine Gemahlin, in eine Ochsenhaut eingenäht, an Seilen über die gefährlichsten Stellen hinaufgezogen und herabgelassen werden. Doch kommen sie glücklich nach Italien hinab.

Unten sammelten sich gleich die Lombarden um

ihn, die den Papst haßten, und boten ihm ihre Hilfe zur Züchtigung desselben an; allein er weist sie zurück, er will demüthig und reumüthig dem Vater der Christenheit nahen.

Der Papst befand sich schon auf der Reise nach Augsburg. Als er zu seiner Verwunderung von dem Entgegenkommen Heinrichs hörte, wich er behutsam seitwärts ab und sicherte sich auf dem festen Schlosse Canossa bei der ihm ganz ergebenen Markgräfin Mathilde von Toscana. Dorthin eilte denn Heinrich, nicht um den Papst mit eisernen Waffen, sondern mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Da aber Hildebrand sah, wie derselbe kam, zeigte er sich trotz der dringenden Fürsprache, welche seine Freundin Mathilde für den Kaiser, ihren Verwandten einlegte, härter als Canossa's Mauern. Heinrich wird ganz allein in den Burghof eingelassen und das Thor hinter ihm zugeschlossen. Hier muß er, der erste Monarch der Erde, im Januarfrost, unter freiem Himmel, nur mit einem wollenen Büßerhemde bekleidet, barfuß und mit entblößtem Haupte, fastend vom Morgen bis zum Abend, drei Tage und drei Nächte harren. Er fleht und weint ohn Unterlaß „um apostolische Erbarmung"; aber sie ist ferne. Die Burgbewohner, von tiefem Mitleide bewegt, weinen und flehen mit ihm; sie schreien, der Papst habe kein Herz eines Apostels, sondern eines Tyrannen! Hildebrand bleibt unbewegt und weidet sich hinter den Burgfenstern am Anblicke des so tief vor ihm gedemüthigten Herrschers. Endlich am vierten Tage, nachdem ihm Mathilde mit den inständigsten Bitten keine Ruhe mehr gelassen, darf der zitternde Büßer vor ihn kommen. Er blickt ihn strenge an und läßt sich zuerst von ihm eidlich geloben, daß er sich seinem Richterspruch auf dem bevorstehenden Reichstage unbedingt unterwerfen, bis dahin aber auf die Ausübung aller königlichen Gewalt verzichten und ganz still und ruhig zuwarten wolle. Dann mildert sich das strenge Angesicht und er spricht den Bußfertigen vom Banne los.

Hierauf wurde eine Messe gehalten, bei welcher sich noch etwas Merkwürdiges zutrug. Hildebrand brach die geweihte Hostie in zwei Stücke, faßte die eine Hälfte und sprach zu Heinrich: „Du hast mich vorhin (zu Worms) schwerer Verbrechen gezüchtigt, — ich nehme hier den Leib des Herrn darauf, und wenn ich ihrer schuldig bin, so strafe er mich durch einen plötzlichen Tod!“ Er nahm und aß. Dann reichte er die andere Hälfte dem Kaiser hin und fuhr fort: „Nimm du hier den Leib des Herrn in gleicher Weise, — die Fürsten zeihen dich arger Missethaten, laß auch deine Unschuld durch Gottes Urtheil an's Licht kommen!“ Heinrich erzitterte und — nahm die Hostie *nicht*.

Vom Banne befreit, aber im Herzen tief verletzt zog er von Canossa weg. Auf dem Heimwege mußte er neue Demüthigung erfahren; die Lombarden verachteten ihn wegen seiner elenden Feigheit und ließen ihn gar nicht mehr in ihre Städte hinein, vor den Thoren mußte er Herberge nehmen. Da regte sich sein gekränkter Stolz auf's Mächtigste; Schmerz, Reue, Zorn, Grimm tobten in seinem Herzen. Seine Freunde bemühten sich, ihm die Lombarden wieder zu versöhnen, — „er sei eben von den deutschen Fürsten zum Aeußersten getrieben worden, er werde gewiß den erlittenen Schimpf rächen“ 2c.; da öffneten sie ihm wieder ihre Thore und ihre Arme. Sie versprachen ihm ihren Beistand zur Bekämpfung des frevelhaften Hildebrand und er — läßt sich, *ganz wider seinen Eid zu Canossa*, in feindliche Verbindung gegen den Papst mit ihnen ein.

Während er aber mit Racheplanen beschäftigt in Italien verweilte, hielten die deutschen Fürsten in *Forchheim* eine Versammlung, zu welcher sie ihn luden; und da er der Ladung nicht Folge gab, machten sie kurzen Prozeß, setzten ihn ab und wählten den *Herzog Rudolph von Schwaben* an seine Statt.

Nun muß er nach Deutschland zurück, sonst ist Alles verloren. Er traf es hier besser, als er hoffen konnte.

Die entsetzliche Härte, womit ihn der Stellvertreter des erbarmungsreichen Christus behandelt, hatte doch viele Gemüther entrüstet, und er fand namentlich unter den Städtern Theilnahme und Hilfe. Er konnte sich ein Heer am Rheine sammeln. Auch raffte er sich jetzt zu männlichem Muthe auf, seine Krone bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. So fiel er in Schwaben ein, griff den Gegenkönig mit Ungestüm an, jagte ihn hinaus und bis nach Sachsen. Er erklärte ihn seines Herzogthums verlustig und belehnte mit demselben den ihm treuanhänglichen Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Hier taucht in der Geschichte das nachmals so berühmt gewordene Geschlecht der Hohenstaufen auf.

Ueber diese Wendung der Dinge wurde der Papst verstutzt und machte jetzt den Politischen. Er fuhr nicht gleich wieder mit Blitz und Donner zu, er will abwarten; man weiß doch nicht, ob der Gedemüthigte nicht wieder emporkommen soll. Seine Gesandten wimmeln durch Deutschland hin; aber die Sachsen klagen, „daß sie bald dem Rudolf, bald dem Heinrich die päpstliche Gunst verhießen und von beiden Parteien möglichst viel Geld zögen, um es nach Rom zu schleppen.“ Als jedoch Heinrich, 1080, bei Fladenheim geschlagen wurde, da — schleuderte Hildebrand einen neuen Bannstrahl auf ihn, auf den Eidbrüchigen, und bestätigte Rudolph als Deutschlands König. Er verfertigte dabei einen schönen Hexameter (Name einer lateinischen Versart):

„Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo“ —

zu deutsch:

„Der Fels (Christus) hat die Krone dem Petrus gegeben;
Petrus (der Papst) gibt sie dem Rudolf.“

Allein der Herr in der Höhe machte diese Schenkung schnell und auf ergreifende Weise zu nichte. Denn noch in dem nämlichen Jahre erfolgte eine zweite Schlacht, an der Elster nicht weit von Merseburg, in welcher Rudolf einen tödtlichen Stich in den Leib und dazu einen

Hieb über die rechte Hand empfing, daß sie ihm vom Arme fiel. Er hob sie mit der linken empor und sprach sterbend: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Könige Heinrich Treue geschworen habe." Fürwahr, Rudolf ist mit mehr Erkenntniß gestorben als Hildebrand.

Nach dem Untergange seines Nebenbuhlers überließ Heinrich die Fortsetzung des Kampfes in Deutschland dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen und wendete sich selbst nunmehr gegen den Papst, um die von ihm erfahrene unaussprechliche Schmach zu rächen. Nachdem er ihn abermals durch eine Synode hatte absetzen und dafür den Erzbischof Guibert von Ravenna, seinen bewährten Freund, als Clemens III. wählen lassen, zog er mit einem großen Heere nach Italien und rückte, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, vor Rom. Hier aber vertheidigte sich Hildebrand auf's Kräftigste. Eine dreijährige Belagerung hielt er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aus. Die bedrängten Römer baten ihn flehentlich, sich mit Heinrich zu versöhnen; immer aber entgegnete er nur dieß: „Wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung leistet!" Zuletzt öffneten die Römer selbst Heinrichen die Thore. Dieser führte Clemens III. als Papst ein und empfieng von seiner Hand die römische Krone.

Hildebrand ist aber darnm nicht gewichen; er hat sich in die feste Engelsburg geworfen, wo er nun hart belagert wird, auch von den Römern selbst. Endlich kommt ihm der Normannenherzog Robert Guiscard (s. VII, 6.) zu Hilfe, der ihn, da Heinrich und ein großer Theil seines Heeres sich schon entfernt hat, befreien kann und nach Salerno in Sicherheit bringt.

Solche Stürme hatten ihn aber leiblich wie geistig im Tiefsten angegriffen und er starb bald darnach, 1085, zu Salerno. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehasset, darum sterbe ich in der Verbannung." Das sind beachtungswerthe Worte! Der heil. Ansgar

betete bei seinem Ende: „Herr, gedenke mein nach deiner Barmherzigkeit; Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Hildebrand aber weiß Angesichts des Richterstuhles der Ewigkeit nur von seiner Gerechtigkeitsliebe und seinem Sündenhaß zu reden. Wir meinen aufrichtig, er hätte besser gethan, mit seinen sterbenden Lippen zu sagen: „Ich habe Christi Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! zu Boden getreten, darum sterbe ich billig in der Verbannung; der Herr gebe mich nur nicht in die ewige Verbannung, er sei mir Sünder gnädig!“

Uebrigens brachte sein Tod dem Kaiser keinen sonderlichen Vortheil, und dieser lebte, freilich auch nicht unbillig, in Kampf, Noth und Jammer bis zu seinem Ende. Denn Hildebrands Partei wählte einen andern Papst an dessen Stelle, welcher über Heinrichs Papst die Oberhand gewann und nicht nur den Bannfluch über ihn erneuerte, sondern auch fortwährend und mit traurigem Erfolge die deutschen Fürsten und sogar seine eignen Kinder gegen ihn aufwiegelte. Nachdem er noch zwei aufgetretene Gegenkönige bekämpft hatte, empörte sich zuerst sein älterer Sohn Konrad, der bisher standhaft für den Vater gestritten, zu seinem tiefen Schmerze wider ihn! Doch dieser unterlag und Gottes Arm riß ihn in der Blüthe seiner Jahre hin, 1103. Dann stand aber auch, vom Papste dazu eingesegnet, sein jüngrer Sohn Heinrich gegen ihn auf, den er hatte zu seinem Nachfolger auf dem Throne wählen und von dem er sich noch besonders unverbrüchliche Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit hatte zuschwören lassen. Auch seine Vasallen wiederholten ihre Treulosigkeit; die meisten verließen ihn und traten zu dem rebellischen Sohne über; und der arme Vater irrte eine Zeit lang hilflos im Reich umher.

Indessen gewährten ihm die rheinischen Städte abermals eine freundliche Aufnahme, und durch ihren Beistand sammelt er ein Heer, mit welchem er sein Kaiserrecht behaupten will. Nun fürchtet sich der böse Sohn und sucht durch schändliche Arglist zu erreichen, was viel-

leicht den Waffen mißlingen könnte. Er bittet den Vater um eine Unterredung. Sie findet zu Koblenz statt. Als der Alte seinen rebellischen Sohn erblickt, fällt er vom Schmerz überwältigt zur Erde und ruft: „O mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen gestraft werden soll, so beflecke doch du deinen Namen nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!“ Da fällt der heuchlerische Sohn gleichfalls schluchzend auf die Kniee nieder, bittet den Vater um Verzeihung und betheuert ihm, daß er nichts weiter als seine Aussöhnung mit der Kirche suche. Er überredet ihn dann, seine Krieger zu entlassen. Der Vater traut und thut es. Nun aber lockt man ihn in eine Burg, die sich hinter ihm schließt. Der Kaiser ist ein Gefangener und wird sehr hart behandelt. Der Sohn zwingt ihn, dem Throne zu entsagen, und gibt ihn doch nicht frei.

Es gelang dem armen Kaiser zwar, nach den Niederlanden zu entfliehen, allein von so viel Jammer und Herzeleid ist er gebrochen und stirbt bald darnach, den siebenten August 1106, zu Lüttich, erst sechsundfünfzig Jahre alt, aber ein fünfzigjähriger König.

Der Bischof zu Lüttich, sein alter Freund, ließ ihn mit vollen Ehren in der dortigen Domkirche beisetzen. Aber auf Befehl des päpstlichen Legaten mußte der Gebannte gleich wieder aus der Gruft genommen werden. Der Sarg stand jetzt unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas und ein mitleidiger Einsiedler von Jerusalem stellte sich freiwillig daran hin und sang Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele. Sein Sohn, der unterdessen den Thron bestiegen, ließ ihn von der Insel nach Speier bringen und in einer vom Vater gebauten Kirche begraben. Aber sogleich verbot der dortige Bischof allen Gottesdienst in dieser Kirche; der Sarg mußte wieder heraus und wurde nun in eine noch ungeweihte Kapelle gestellt. Hier standen die kaiserlichen Gebeine fünf Jahre lang über der Erde. So verfolgte die

heilige barmherzige Kirche noch die Todten! Nach so langem Zeitraum hob der Papst endlich den Bann auf und Heinrichs IV. Ueberreste wurden unter großer Theilnahme und Rührung des deutschen Volks in der Kaisergruft zu Speier bestattet. —

Heinrich V. (1106—1125) besaß viel mehr Kraft als sein Vater und in dieser arbeitete er ernstlich daran, die herabgekommene Kaisermacht wieder zu heben. Darum hatte der Papst gar keinen so gehorsamen Sohn an ihm, als er zu werden versprach, da er noch den kirchlichen Beistand zur Befriedigung seiner Herrschsucht brauchte. Er begehrte vom Papste, Paschalis II., alles Ernstes die Zurücknahme des Hildebrandischen Verbots der Laieninvestitur, durch welches das Recht der Regenten handgreiflich schwer geschädigt ward; denn so waren sie ja nicht mehr Oberherrn auch über die weltlichen Besitzthümer der Prälaten. Der Papst wies begreiflich sein Ansinnen zurück. Als aber Heinrich a. 1111 mit einem zahlreichen Heere nach Italien kam, dort eine ungehorsame Stadt (Novara) empfindlich züchtigte, auf den Roncalischen Feldern (in der Nähe von Piacenza) den erschrocknen Lombardischen Fürsten und Städten die Huldigung abnahm, und nun gen Rom daherfuhr, da wurde dem Paschalis, der kein Hildebrand war, etwas bange und um mit dem Gefürchteten fertig zu werden, machte er ihm einen seltsamen Vorschlag: „Der Kaiser solle auf die Investitur verzichten, dagegen alle zeitlichen Güter und Rechte der geistlichen Stellen zurücknehmen.“ Das war dem Kaiser vollkommen recht; wie reich wäre er da plötzlich geworden! Allein die Bischöfe lärmten und schrieen dagegen; die wären ja auf einmal arme Hirten geworden! Also ging das zurück. Der Kaiser beharrte bei seiner ersten Forderung; der Papst widerstrebte wie zuvor. Da legte Heinrich Hand an diesen und der Gefangene gab nach: „Sofern nur der Kaiser sich bei der Wahl der hohen Geistlichen nicht betheilige, sollte er die Investitur wie früher vornehmen dürfen.“ Froh

kehrte Heinrich heim; kaum aber ist er fern, so widerruft Paschalis sein Zugeständniß als ein erzwungenes, und über Heinrich, den Frevler, der sich am Statthalter Christi vergriffen, ergeht der Bannfluch, wie weiland über seinen Vater. Indessen mochte das ungleiche und schwache Benehmen des Papstes dazu beitragen, daß der Bann dießmal keine so schreckliche Wirkung hervorbrachte. Und da der Kaiser Festigkeit und Klugheit verband, so kam endlich noch eine Aussöhnung zwischen den zwei höchsten Häuptern der Christenheit und eine Ausgleichung des Handels zu Stande. Diese geschah auf dem großen Reichstage zu Worms a. 1122. Man gieng hier in der Mitte durch: „Die Bischöfe und Aebte sollten von der betreffenden Geistlichkeit (der Stifter und Klöster) in Gegenwart des Kaisers oder seines Abgeordneten, aber ganz frei gewählt werden; dann sollte sie der Papst mit Uebergebung von Ring und Hirtenstab, diesen Abzeichen des Priesterthums, zur Führung ihres geistlichen Amtes, der Kaiser durch Berührung mit dem Scepter zum Genuß der zeitlichen Güter und Gerechtsamme bevollmächtigen.“ Dieser berühmte Vergleich, der dem fünfzigjährigen, sehr bedeutungsvollen Streit ein Ende machte, heißt das Wormser Concordat.

Heinrich V. hatte auch eine sehr unruhvolle Regierung und viel Veranlassung, über seine Sünden nachzudenken. Außer dem römischen Stuhle waren es besonders die Sachsen, mit denen auch er harte Kämpfe bestehen mußte. Einmal erlitt er beim Welfelsholze eine solche Niederlage, daß es seiner Herrschaft nahe an's Leben ging. Doch die treue Hilfe der mächtigen Hohenstaufen arbeitete ihn immer wieder aus seinen mißlichen Lagen heraus.

Er starb noch jung, im 44. Jahre, zu Utrecht an einem krebsartigen Geschwüre und kinderlos. Im Volk sprach man, „Gott habe ihm alle Freude an Kindern entzogen, weil er so ein böses Kind gegen

seinen Vater gewesen und ihm so viel Noth und Herzeleid verursacht habe."

Die Fränkisch-Salischen Kaiser haben ein Ende.

§ 3.

Noch Einiges von den deutschen Zuständen während der letzten Salier.

Das deutsche Reich war, wie gesagt und gezeigt, ein Wahlreich; es ging die Krone nicht nothwendig vom Vater auf den Sohn über; der Sohn konnte dem Vater folgen und noch bei dessen Lebzeiten zu seinem Nachfolger gewählt werden, aber eine Wahl mußte stattfinden. Diese vollzogen jetzt noch die Vornehmsten der deutschen Stämme insgesammt, weltlichen und geistlichen Standes, während man sich jedoch dabei um das Volk immer weniger bekümmerte.

Die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber kam unter den letzten Saliern wieder sehr stark empor. Sie handelten wie Landesherrn in ihrem Gebiete, wenn auch der Kaiser die Befugniß nicht aufgab, überall im Reich unmittelbar einzuschreiten. Die Erblichkeit der Fürstenthümer vom Vater auf den Sohn war wieder mehr und immer mehr Sitte, obgleich noch kein durchaus anzusprechendes Recht geworden.

Die Grafschaften, deren Inhaber aus königlichen Gaurichtern allmählig zu Besitzern ihrer Gauen geworden, welche bei einem Herzoge oder unmittelbar beim Kaiser zu Lehen giengen, waren bereits sammt den Lehengütern weiterherab ganz erblich.

Außer den Grafen rechnete man noch die Barone oder Freiherrn zum höhern Adel. Die übrigen Edeln bildeten die gemeine Ritterschaft oder den niedern Adel. Zwischen dem Adel überhaupt und dem von ihm sehr abhängigen und gedrückten Bauernstande erhob sich aber jetzt noch ein andrer früherhin in Deutschland fast unbekannter Stand, der der Bürger in den Städten. In den Städten lebte Gewerbfleiß und Han-

delsbetrieb auf und sie gediehen meist zu schönem Wohlstande. Sie genossen mancherlei Freiheiten vor dem Bauernstande, und es gab jetzt schon Städte, welche keinen andern Herrn über sich hatten als den Kaiser. Solche nannte man Reichsstädte; zu den ältesten gehören: Frankfurt am Main, Straßburg, Augsburg, Basel.

Die Wissenschaft wurde wohl in den Stiftsschulen und Klöstern getrieben, so zu Fulda, Hirschau, Reichenau, Paderborn, Lüttich, Bamberg, Würzburg ꝛc. Im Ganzen aber genossen doch nur Wenige davon; das Volk ließ man in tiefer Unwissenheit hinlaufen.

Die Sitten bei Niedrig und Hoch, die Geistlichkeit nicht ausgenommen, waren im Allgemeinen sehr roh; Trinksucht und Streitsucht, die Erbübel von den heidnischen Vätern her, herrschende Laster. Es gab viel blutige Köpfe, nicht wenig Räubereien und Mordthaten. Es kamen auch in Deutschland, wie noch mehr in andern Ländern, namentlich in Italien, abscheuliche Grausamkeiten vor, z. E. das Blenden (Augenausstechen.) Und doch, während jetzt schon in Welschland Falschheit und Hinterlist stark hervortrat, ging durch das deutsche Volk noch ein Zug von Redlichkeit, Biederkeit und Treue hin, so wie vornehmlich auch von Ehrfurcht vor dem Heiligen.

§ 4.
Das Ritterwesen.

In der Zeit der Salischen Kaiser entfaltete sich das Ritterthum zu seiner Blüthe, am frühsten in Frankreich, dann aber gleichzeitig in England, Deutschland und andern Ländern.

Die Edlen zogen zu Pferd in den Streit, sie waren Reiter; daher das Wort Ritter. Im Ritterthume vereinigte sich die alte germanische Art mit christlichem Wesen. Ein Ritter sollte tapfer sein, keinen Feind scheuen, auch den Stärksten nicht; er sollte fromm

sein, der Kirche Gottes, den Wittwen und Waisen, allen Schwachen und Bedrängten Schutz und Hilfe gewähren; er sollte eine gewisse zarte Verehrung gegen das weibliche Geschlecht hegen. Diese drei Elemente, Tapferkeit, Frömmigkeit und Galanterie (so hieß man das dritte) befaßten das ächte Ritterthum.

Dasselbe bekam mit der Zeit seine eignen genauen Gesetze, seine Regel. Eines Edelmanns Sohn wurde schon als Kind an den Hof eines Fürsten, Grafen, Freiherrn oder doch angesehenen Ritters gebracht. Hier war er zuerst Edelknabe oder Page (lies: Pasche); darnach wurde er Knappe. Er bediente seinen Herrn und lernte das Ritterwerk bei ihm, begleitete ihn auf seinen Zügen und focht an seiner Seite. Hatte er das Waffenwerk gelernt, sich auch im Kampfe bewährt, so wurde er — gewöhnlich nicht vor dem einundzwanzigsten Jahre — mit Feierlichkeit zum Ritter geschlagen. Nachdem er einen heiligen Eid geschworen, daß er sein Lebelang die Ritterregel halten und untadelig vor Gott und Menschen leben wolle, wurden ihm von seinem bisherigen Herrn oder einem Andern, häufig von einem Großen, mit dem Schwerte im Namen Gottes, des Erzengels Michael und des heil. Georg drei leichte Schläge auf die Schulter gegeben und sofort die einzelnen Stücke des ritterlichen Waffenschmucks nacheinander, Schwert, Lanze, Streitkolben, Dolch, Helm, Harnisch, Schild und die goldenen Sporen überreicht. Jetzt war er ein Ritter. Die Feierlichkeit fand gewöhnlich bei einem glänzenden Feste statt und schloß nicht selten mit einem Turniere.

Die Turniere waren ritterliche Kampfspiele, welche die Großen und Reichen veranstalteten. Lange vorher wurde in der Nähe und Ferne dazu eingeladen und zur bestimmten Zeit sprengte eine Menge Ritter auf ihren stolzen Rossen dazu heran. Solch ein Ritter im vollen Schmucke ließ sich allerdings stattlich ansehen. Er war in glänzenden Stahl gekleidet vom Kopf bis zur Zehe; selbst das Gesicht verdeckte ein Visier, durch dessen

Spalten nur die Augen blitzten; auf dem Helme wogte ein dreigetheilter Federbusch auf und nieder; an der Seite hieng der mit dem adeligen Wappen gezierte schimmernde Schild 2c. Selbst die Pferde waren zum großen Theile mit Eisen überkleidet und mit schönen Decken, welche darunter hervorsahen 2c.

Jeder Ritter mußte sich bei den Kampfrichtern anmelden, die seine Turnierfähigkeit, d. i. seinen guten Adel und makellosen Namen zu prüfen hatten. Dann wurde der mit Schranken umgebene Kampfplatz geöffnet und die Kämpen ritten unter rauschendem Trompeten- und Paukenschall hinein. Turniervögte, Herolde, Grieswärtel sind zugegen, daß alles ehrlich und ordentlich zugehe. Die Grieswärtel sollten die zu hart Streitenden auseinanderbringen. An den Schranken aber sitzen auf Gerüsten (Balkonen) die Damen und vornehmen Zuschauer, und ringsum steht das Volk, und alles blickt erwartungsvoll.

Ein Herold ruft jetzt die Herren mit Namen auf, welche mit einander kämpfen sollen. Sie sprengen *mit den Lanzen* (gewöhnlich *stumpfen*, manchmal auch *spitzigen*) auf einander los und einer sucht den andern mit kräftigem Stoße vom Roß in den Sand zu strecken oder doch bügellos zu machen. Dann geht es wohl auch, wenn die Lanzen zersplittert sind, an den Kampf *mit dem Schwerte*. Manchmal streiten nicht Einzelne, sondern Schaaren zugleich mit einander, wo Wolken von Staub aufwirbeln. Nachdem die Ritter sich gesammelt haben, folgt *das Gesellenstechen* der Knappen.

Die Tapfersten und Siegreichsten erhalten darauf, nach dem Ausspruche der Richter, den sogenannten *Dank*, den ihnen die Hände der vornehmsten und schönsten Damen darreichen, — eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, ein Schwert, eine Leibbinde 2c. Dieselben dürfen auch bei der folgenden Tafel an der Seite dieser Damen sitzen und nachher den Fackeltanz mit ihnen beginnen.

Bei diesen Turnieren gab es aber viel Unglück. Oft wurde ein Ritter vom Pferde geworfen, daß er Arm und

Bein oder gar den Hals brach. Oft verwandelte sich das Spiel in bittern Ernst und „aus dem Turnierplatze wurde ein Schlachtfeld." Bei einem einzigen Turnier zu Nuys in Lothringen blieben einst 42 Ritter und ein par Dutzend Knappen auf dem Platze.

Liebe Leser! Wenn sich auch das Ritterwesen als etwas Edles anschauen lassen mag, denke doch keiner, daß die Mehrzahl der Ritter wirklich edel (der Gesinnung nach) gewesen. Sie pflegten hinter ihren Gesetzen weit zurückzustehen oder sich doch diese in sehr beschränktem Sinne auszulegen. Diese Ritter waren häufig schreckliche Trunkenbolde, welche aus ihren großen Humpen den Wein maasweise in sich hineinstürzten; und bei aller Zartheit gegen das weibliche Geschlecht bezeigten sie sich dem männlichen gegenüber unbändig roh, gewaltthätig und streitsüchtig. Ihre Fehden untereinander konnte man nicht zählen, und den Andern mit oder ohne Grund todtschlagen, seine Burg verbrennen 2c., das hielt man für kein Unrecht, sofern nur — die Fehde vorher ehrlich angesagt war. Und aber von der Burg herab oder hinter einem Gebüsche hervor unversehens, so recht hinterlistig, über vorüberziehende Kaufleute herfallen, sie niederwerfen, ihre Güter rauben, ihre Person in's Burgverließ stecken, bis sie sich erst noch mit schwerem Lösegelde ranzionirten (freikauften), das hielt man für keine Sünde und Schande, sondern für eine rechte ritterliche Großthat.

Es gab auch „fahrende oder irrende Ritter"; so hießen solche, die auf Geradewohl in der Welt herumritten, um Gelegenheit zum Strauß zu finden. Das nannten sie: auf Abentheuer (aventure) ausziehen. Eine unmäßige Lust zu Abentheuern regte sich itzo in vielen Rittern, und diese ward eine Ursache mit, warum sie so gerne an den Kreuzzügen in's fabelhafte Morgenland theilnahmen, von denen wir nun zu reden haben.

§ 5.
Die Kreuzzüge.

Nicht lange nach Hildebrands Tod und noch bei Lebzeiten Kaiser Heinrichs IV. wurde das Abendland von einer seltsamen religiösen Bewegung ergriffen.

Von früher Zeit her pilgerten die Christen des Westens gen Osten nach dem heil. Lande, wo einst Gottes Sohn im Fleische gewandelt und gelitten und so viele auserlesene Menschen Gottes gelebt und gekämpft hatten. Wir begreifen es, wie ein innigheilig Verlangen sie trieb, jenen herrlichsten Schauplatz der Wunder Gottes zu sehen. Jerusalem, die Stadt Gottes und namentlich das heilige Grab des Herrn dort, über welches schon die fromme Kaisersmutter Helena (s. III, 9.) eine Kirche hatte bauen lassen, zog die Herzen am stärksten an. Diese Pilgerfahrten wurden immer häufiger, jemehr allmählig der Wahn die Gemüther bethörte, daß man damit ein verdienstliches, sündentilgendes Werk verrichte und so zu sagen sich dem Himmel viel näher schwinge. Wir haben schon erwähnt, daß sie namentlich beim Nahen des Jahres 1000 nach Christi Geburt, wo der Weltuntergang erwartet wurde, sehr zahlreich angestellt wurden.

Seit der Zeit jenes gegen Karl den Großen so freundlich gesinnten Harunalraschid (VI, 3.) erfuhren die christlichen Pilger, so lang die Saracenen das heilige Land beherrschten, wenig Bedrückung. Als dieses aber, in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, von den Seldschucken (Türken), einem tiefer aus Asien heraus gekommenen, höchst rohen und wilden Volke, erobert worden war, mußten sowohl die dort ansäßigen Christen, als auch die Wallfahrer viele und schwere Drangsale ausstehen. Schon hatten die Klagen Heimkehrender eine schmerzliche Theilnahme bei der abendländischen Christenheit erregt und den Wunsch in ihr hervorgerufen, daß doch Kanaan wieder ein Besitzthum der Christen werden möchte.

Da kehrte der Einsiedler Peter von Amiens von einer Wallfahrt zurück. Er war über die erlebten Gräuel in innerster Seele entrüstet und hatte sich vorgenommen, die Christenheit zur Befreiung des heil. Landes von der Herrschaft der Ungläubigen aufzustürmen. Zuerst theilte er sein Vorhaben dem Papste, Urban II., mit, der es lobte und ihn zur Ausführung bevollmächtigte, und darauf gieng er mit aller Macht an's Werk.

Peter — eine eigenthümliche Erscheinung, mit flammenden Augen im abgezehrten Gesichte, barfuß und bloßhäuptig, einen Strick um das zerrissene Gewand, ein Krucifix in der Hand haltend, so auf einem Esel reitend — Peter durchzog jetzt Italien und Frankreich und predigte in den Kirchen, auf den Märkten, auf den Heerstraßen, an den Kreuzwegen mit feurigen Worten von den Leiden der Pilger, wie sie von den Seldschucken beraubt, geschlagen, eingekerkert, gemordet würden, von den Frevelthaten der Unholde an den heiligen Stätten, wie sie die Altäre umstürzten, die Bilder Christi und der Heiligen zerträten 2c. Seine Predigten machten auf die ihm zuströmenden Hörer den tiefsten Eindruck.

Bald aber trat auch der Papst selbst auf's Eifrigste für die Sache auf. Er veranstaltete dieserhalb zwei große Kirchenversammlungen, eine zu Piacenza in Italien, die andere zu Clermont in Frankreich. Bei der zweiten, a. 1095, waren auf einer weiten Ebene allein 225 Bischöfe, dann Tausende von andern Geistlichen und zahlloses Laienvolk höhern und niedern Standes versammelt. Als da der Papst nun, an der Seite des Einsiedlers, in hoher Begeisterung eine Rede hielt, „wie dort, wo der Erlöser des Menschengeschlechts gewandelt, jede Stelle geweiht sei durch die Worte, die er gesprochen, durch die Wunder, die er gethan, wie Palästina als das Erbtheil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben solle von jeder Befleckung, wie aber jetzt dieses Erbtheil von den Heiden zertreten und in der Stadt des Herrn des Teufels Lehre öffentlich verkündigt

werde 2c., und als er nun die Frevel der Ungläubigen weiter und näher schilderte, und als er nun ein „Wehe“ ausrief über die, welche solchem Unheile nicht steuern wollten, dagegen die selig pries, welche „gegen die Feinde Gottes“ kämpfen würden, — da blieb kein Herz unerschüttert, kein Auge trocken. Eine ganz erstaunliche Begeisterung erfaßte alle und sie riefen vieltausendstimmig: „Gott will es! Gott will es!“

Viele knieeten gleich vor dem Papste nieder und ließen sich zum Zeichen, daß sie für die Sache des Kreuzes ihr Blut vergießen wollten, ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter heften, woher der Name „Kreuzfahrer“ kommt. Unzählige folgten nach. Denn die Kreuzfahrer empfingen ja vom Papste Ablaß aller ihrer Sünden und den Verspruch des gewissen ewigen Lebens, wenn sie im Kampfe fallen sollten. Auch wurde ihnen zugesagt, daß sie für alle ihre zeitlichen Schulden während der Dauer ihrer Abwesenheit keine Zinsen zahlen dürften, sowie daß die Kirche ihre hinterbleibenden Güter beschützen und, wenn sie nicht wiederkehren sollten, für die Ihrigen sorgen würde. Dazu kam dann noch die schon bemerkte Lust, fremde Länder zu sehen und wunderliche Abentheuer zu bestehen, auch die Lust, reiche Beute zu machen, ja sich neue Herrschaften zu erstreiten. Genug ein wahrhaft schwärmerischer Eifer: Fort! fort! gen Morgen hin! ergriff plötzlich Hunderttausende. Frankreich, England und Italien betheiligten sich beim Ersten Kreuzzug am meisten, weniger jetzt noch das kühlere, bedächtigere Deutschland.

Die Vornehmsten derer, welche sich zum ersten Zuge entschlossen, waren: Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, ein durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und Milde ausgezeichneter Mann, — Graf Balduin, Gottfrieds tapferer Bruder, — der reiche Graf Raimund von Toulouse, — Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, — Herzog Robert von der Normandie,

der Bruder des Königs von England, — der reichbegüterte Graf Robert von Flandern, — Bohemund, Robert Guiscards Sohn, Fürst von Tarent, — und dessen Vetter, der kühne und leutselige Tancred, einer der größten Helden des Kreuzheeres. Diese mächtigen Herren rüsteten sich mit Sorgfalt.

Währenddem noch, gleich im Frühling 1096, brachen schon mehrere Haufen, zusammen weit über 100,000 Mann, unter Anführung des Peter von Amiens, des Ritters Walther von Habenichts und Anderer auf; denn sie konnten vor Begierde den Abgang des Hauptheeres nicht erwarten. Das war aber loses und heilloses Gesindel. Diese Kreuzhelden begannen den heiligen Kampf schon am Rhein, indem sie über die dortigen Juden herfielen, die sie auch zu den „Feinden Gottes" rechneten, die sie beraubten und von denen sie Tausende ermordeten. Dann trieben sie es auch auf dem weitern Wege mit Plündern, Blutvergießen und Verübung aller Schandthaten so arg, daß sie schon von den erbitterten Ungern und Bulgaren großentheils erschlagen wurden. Peter, der mit dem Leben davongekommen, harrte betrübt in Constantinopel auf die Ankunft der Fürsten.

Diese brachen im Sommer 1096 mit ihren wohlgerüsteten Schaaren auf. Jeder befehligte seine Leute selbst; einen Oberbefehlshaber gab es nicht. Sie zogen auf verschiedenen Wegen durch Europa; in Constantinopel wollten sie sich zusammenfinden.

Der Griechische Kaiser, Alexius Komnenus, erschrack über die heranfluthenden Kreuzfahrermassen, von welchen er Gefahr für seine eigne Herrschaft befürchtete, und legte ihnen Anfangs, statt sie zu unterstützen, Hindernisse in den Weg. Doch verständigte man sich mit ihm durch Ernst und Willfährigkeit und setzte dann auf Griechischen Schiffen nach Asien hinüber. Das gesammte Kreuzheer stellte sich vor der kleinasiatischen, dem Sultan von Ikonium, Kilidsch Arslan, zugehörigen Stadt Nicaä auf. Welch ein gewaltiges Christenheer, wie es kaum je bei-

sammen war! 100,0000 Reiter und 300,000 Fußgänger, alle trefflich bewehrt. Dabei noch ein ungeheurer Schwarm von Mönchen und Knechten, Weibern und Kindern. Nicäa wird genommen; der Zug geht weiter.

Auf dem Marsche durch das unfruchtbare Phrygien theilte sich das Heer. Da griff plötzlich Kilidsch Arslan mit 150,000 Reitern die eine Abtheilung an. Die Seldschucken sind tapfer und listig; sie täuschen die Kreuzfahrer durch verstellte Flucht, wenden sich schnell und fallen über die in Unordnung Verfolgenden grimmig her. Und hier wäre es um die Hälfte des Kreuzheeres geschehen gewesen, wenn sich nicht Gottfried v. Bouillon mit dem andern Heerestheile zu rechter Zeit noch hilfreich eingestellt hätte. So wurden die Moslemen noch völlig besiegt.

Auf dem Weitermarsche hatten die Christen viel von Hunger und Durst und von der ungewohnten Sonnengluth zu leiden; doch gelangten sie glücklich nach Syrien. Aber hier ergieng es ihnen sehr schlimm. Die Hauptstadt Syriens, Antiochia, die sie im Oktober 1097 erreichten, wurde neun Monate lang vergeblich von ihnen belagert. Mangel an Lebensmitteln, Winterfrost nach der Sommerhitze, aus beiden entstehende Seuchen und die beständigen Ausfälle der Belagerten thaten ihnen überaus wehe und rafften sie zu Haufen hin. Sie befanden sich in der äußersten Noth und ihr Glaubensmuth sank tief herab. Nicht Wenige machten sich davon und unter ihnen selbst der Urheber des ganzen Unternehmens, der Kukupeter, wie man ihn nannte. Diesem aber setzte Tancred nach und brachte ihn wieder zurück. Indessen würden sie die ungewöhnlich feste Stadt nie bekommen haben, wenn nicht Bohemund von Tarent einen Renegaten (einem zum Muhammedanismus übergegangenen Getauften), welcher einen Thurm zu vertheidigen hatte, zum Verrath bewogen hätte. Mittelst einer von diesem herabgelassenen Strickleiter stieg Bohemund bei der Nacht mit Mehreren in den Thurm hinauf und öffnete sofort

von innen eine Pforte, durch welche das Christenheer eindrang. So wurden die Kreuzfahrer Herr der Stadt, in welcher sie jetzt barbarisch schlachteten.

Aber wehe ihnen! Schon drei Tage nachher kam Korboga, der Fürst von Mosul, mit 200,000 Mann zum Entsatze Antiochiens herbei, das er mit Grimm schon erobert sieht. Er schloß nun hinwiederum die zusammengeschmolzenen Kreuzfahrer darin ein. Bald entstand eine fürchterliche Hungersnoth unter ihnen, so daß sie todte Pferde, Mäuse und Leder verzehrten. Dazu kamen abermals pestartige Krankheiten. Es löste sich alle Ordnung auf. Man sieht den unvermeidlichen Untergang vor Augen.

Was rettet sie noch? Es ist wundersam! Ein Priester Bartholomäus tritt hervor und meldet, ihm sei der heil. Apostel Andreas erschienen und habe ihm verkündigt, daß in der St. Peterskirche am Hauptaltare die heilige Lanze begraben liege, mit welcher der Kriegsknecht Longinus die Seite des Herrn Jesu geöffnet habe, diese solle man ausgraben, ihr folge der Sieg! Sogleich wurde nachgegraben und siehe, es steigt Einer aus der Grube mit einer in Purpur eingewickelten Lanze herauf! Er zeigt sie dem Christenvolk und alles Volk staunt und jubelt. O wie fuhr da ein frischer Muth durch die matten Kreuzfahrer hin! Die ausgehungerten, abgezehrten, erst noch wie Schemen hinschleichenden Menschen schritten jetzt unter hellem Psalmgesang aus den geöffneten Thoren und stürmten mit unwiderstehlicher Kraft über das große Türkenheer hinein, das darob in wilder Flucht auseinanderstob. Die Christen eroberten Korbogas Lager mit unermeßlichen Reichthümern und einer solchen Fülle von Speise, daß alle Noth ein Ende hatte.

Es war jetzt Sommer 1098. Der Weg nach Jerusalem betrug nur noch hundert und etliche Stunden; gleichwohl brauchten die Kreuzfahrer beinahe noch ein Jahr dahin. Denn die Fürsten stritten untereinander um den Besitz der eingenommenen Städte und Gebiete, waren auch bestrebt, in der Umgegend weitere Eroberungen für sich zu

machen. Als aber das Jahr 1098 sich neigte, ohne daß man vorwärts gerückt, stellte sich das Volk über den Aufenthalt so ungeberdig, daß die Fürsten zum Weiterzug sich anschicken mußten. Es ging an der Seeküste hin den Städten Tripolis, Berytus, Sidon, Tyrus, Akkon entlang nach Cäsarea (Cäsarien Ap.-Gesch. 23, 33.); Kämpfe und Belagerungen verzögerten den Marsch beständig. Bei Cäsarea verließ man das Meeresgestade und zog südöstlich gerade auf Jerusalem zu.

Endlich am Morgen des 6. Juni 1099, im dritten Jahre nach dem Aufbruch aus der Heimath, erblickte man zuerst von einem Berge bei Emmaus die langersehnte heilige Stadt. Ein unendliches Jubelgeschrei erschallt, Freudenthränen fließen; sie fallen auf die Kniee und küssen den Boden; sie loben Gott, daß er sie so weit gebracht und alles ausgestandene Elend ist vergessen. Gleich rennen sie auch auf die Stadt los, um sich ihrer zu bemächtigen; allein das geht nicht so leicht. Sie ist wohlverwahrt mit Mauern und Thürmen und eine Besatzung von 40,000 Mann liegt darin. Und die Stärke des Kreuzheeres? Es zählt noch 20,000 zu Fuß und 1500 zu Pferde, den neunzehnten Theil der Ausgezogenen!! Der erste Anlauf mißlang gänzlich; indessen verzagt keiner am endlichen Gelingen des großen Werks. Aber Sturmwerkzeuge müssen gebaut und das Holz dazu muß mehrere Meilen weit herbeigeschafft werden; da ist Geduld nöthig. Nun, kann man sich doch einstweilen am Anblicke der Stadt des himmlischen Königs weiden und so manche liebe heilige Orte um Jerusalem her besuchen!

Die Werkzeuge zum Sturme sind fertig. Jetzt wallt zuvor das ganze Pilgerheer feierlich zur Marienkirche im Josaphatthale, um sich dort den Sieg zu erflehen, und von da auf des Oelbergs Höhe, wo Peter der Einsiedler predigt und alles Volk zur Buße, zur Eintracht und zur Tapferkeit ermahnt. Alle schlagen reumüthig an die Brust; die Feinde reichen sich die Hand der Versöhnung; die Krieger insgesammt geloben, um die Stadt des Herrn

und um sein heiliges Grab bis zum letzten Blutstropfen zu streiten.

So wird denn, am 14. Juli, Jerusalem berannt. Wer beschreibt die ungeheure Anstrengung der Christen, es zu gewinnen? Den ganzen Tag wird gerungen; hinan, hinan und wieder hinan! Aber die Belagerten wehren sich verzweifelt; zurück, zurück und wieder zurück! Der Tag sinkt und die Belagerer müssen sich ohne Erfolg zurückziehen. Am andern Morgen wird der Sturm erneuert; denn Zion muß gewonnen sein! Sieben Stunden lang dauert die allerheißeste Arbeit fort, bis alle Kräfte sinken und Einer gegen den Andern stöhnt: es ist umsonst; wir müssen abermals weichen. Da aber — o schaut doch, schaut zum Oelberg hinauf! was ist das? — Auf dem Oelberge steht ein Ritter in hellglänzender Rüstung und schwingt den Schild! Das kann nur einer der starken Helden vom Himmel sein, der zu neuem Kampf auffordert und den Sieg verheißt. Wie mit übermenschlicher Kraft stürmen die Kreuzfahrer jetzt nochmals an und — durchbrechen die äußere Mauer. Sie dringen an die innere vor. Gottfrieds hölzerner Thurm rollt an sie heran; die Fallbrücke sinkt von ihm herab! der Herzog und andere springen über sie auf die Mauer, springen von der Mauer in die Stadt hinein und öffnen von innen ein Thor, durch welches das Christenheer hereintobt. So wird Jerusalem erobert am 15. Juli 1099.

Aber welch ein Wüthen der christlichen Sieger nun an der heiligen Stätte! Was Muhammedaner heißt, Krieger, Greise, Weiber, Kinder, alles wird erbarmungslos niedergemetzelt. Menschen und Rosse waten im Blute. Mit demselben Tigergrimme fallen sie über die Juden her. Die meisten derselben sind in ihre Synagoge geflüchtet; sie werden mit derselben allesammt verbrannt. Nur die Christen der Stadt ließ man leben, die man in der Heiligengrabkirche versammelt fand, wo sie Kyrie eleison! (Herr! erbarme Dich!) sangen. Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn berichtet wird, daß in dem

eroberten Jerusalem 100,000 Menschen ermordet wurden. Auch wurden alle nichtchristlichen Häuser ausgeplündert; jeder durfte als Eigenthum behalten, was er erlangen konnte.

Nach vollbrachter Raub- und Blutarbeit säuberten sie sich. Barfuß und mit bloßem Haupte ziehen sie jetzt nach der Grabkirche und stimmen dort unter Wonnethränen einen Lobpsalm für das ihnen gelungene heilige Werk an, geloben auch dabei, Gott zu Ehren ihr Lebelang einen heiligen Wandel zu führen!

Gottfried von Bouillon, der die namlosen Gräuel des Kreuzheeres bejammert hatte, ohne sie hindern zu können, wurde als der Edelste der Kreuzritter zum Könige von Jerusalem ausgerufen. Er nahm zwar das Regiment an, wollte aber keine goldene Krone tragen da, wo sein Heiland die Dornenkrone trug; er nannte sich nur „Beschützer des heil. Grabes.“ Indessen unterwarfen sich seiner Oberherrlichkeit auch die andern im Morgenland entstandenen und entstehenden christlichen Herrschaften, wie das Fürstenthum Antiochien unter Bohemund, die Herrschaft Edessa unter Balduin, und sein Reich erlangte eine ziemliche Ausdehnung.

Freilich drohte demselben gleich im Anfange große Gefahr. Denn schon im August 1099 zog ein Muhamedanerheer von 140,000 Mann aus Egypten herauf, den Christen ihr Erobertes wieder zu entreißen. Gottfried hatte kaum den siebten Theil von Mannschaft entgegenzuführen. Doch erfocht er durch seine Klugheit und Tapferkeit bei Askalon einen glänzenden Sieg und sicherte durch denselben das Bestehen des jungen Reiches.

Er regierte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe. Aber schon im andern Jahre, 1100, erlag der wahrhaft edle, hochgesinnte Fürst dem Streiche des Todes. Ihm folgte sein Bruder Balduin im Regimente, der den Königstitel annahm. Da fortwährend bewaffnete Pilgerzüge aus Europa nachkamen, so erstarkte das christliche Königreich Jerusalem.

Das die Geschichte des Ersten der Kreuzzüge. Man zählt noch sechs folgende größere, mit denen allen wir, wenn zum Theil auch ganz kurz, im Verlaufe unsrer Geschichtserzählung zusammentreffen werden. Fast zwei Jahrhunderte lang dauerte die Bewegung aus dem Abendlande nach dem Morgenlande fort. — Wir fügen diesem § noch etwas bei.

Der Johanniter- und Templerorden.

Wie das Ritterthum durch die Kreuzzüge einen mächtigen Anhauch erhielt, so auch eine eigenthümliche Gestaltung. Es entstanden in Folge derselben geistliche Ritterorden, in denen Ritterthum und Mönchthum sich miteinander vermählte. Und zwar erscheinen die zwei obengenannten schon in der ersten Zeit des Königreichs Jerusalem, dem sie zu einer vorzüglichen Stütze dienten.

Der Stifter des Johanniterordens ist Gerhard aus der Provence. Er bildete a. 1113 mit mehreren Edlen eine Gesellschaft zu dem frommen Geschäfte, die armen und kranken Pilger zu pflegen. Das thaten sie mit solcher Hingebung, daß sie allgemeines Lob, zu dem noch reiche Geschenke und Vermächtnisse aus der Nähe und Ferne empfiengen. Darnach geleiteten sie auch die Pilger auf ihren Reisen und vertheidigten sie auf's Muthigste gegen die Angriffe der Ungläubigen. Von ihrem Pilgerhause im Josaphatthale bei Jerusalem, St. Johannishospitium genannt, hießen sie Johanniter, auch Hospitaliter. Sehr Viele aus den verschiedenen Nationen traten in diesen Orden ein. Die Glieder desselben trugen ein schwarzes Kleid mit einem weißen Kreuze. Ihr Vorsteher führte den Namen „Großmeister.“ Sie legten das klösterliche Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit ab. Unter Keuschheit war auch Ehelosigkeit gemeint. Strengster Gehorsam wurde den Obern, insonderheit dem Großmeister geleistet.

Armuth bedeutete, daß der Einzelne nichts sein nennen dürfe; alle ihre Güter gehörten dem Orden. Dieser erlangte aber große Güter in Asien und Europa. Er dauerte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fort. Seinen Hauptsitz verlegte er später von Jerusalem nach der Insel Cypern, dann auf die Insel Rhodus, dann auf Malta. Die sogenannten Malteserritter sind darum eins mit den Johannitern.

Eine ähnliche Verbindung ist der Templerorden, den der französische Ritter Hugo von Payens stiftete. Er trat a. 1118 mit noch acht Rittern zu dem Berufe zusammen, die Straßen im heil. Lande sicher zu halten und wo sich immer Gelegenheit böte, den Kampf gegen die Ungläubigen mit völliger Selbstaufopferung zu bestehen. Auch sie brachten das obenbezeichnete dreifache Gelübde dar. Ihre Wohnung war zu Jerusalem nahe an der Stelle, wo früher der Tempel gestanden; daher ihr Name „Tempelritter, Tempelherren oder Templer." Sie trugen einen weißen Mantel mit rothem Kreuz. Ihr Oberster hieß gleichfalls „Großmeister". Zu diesem Orden drängten sich so viele, daß er ganze Heere ins Feld stellen konnte und sich den Ungläubigen bei der ausnehmenden Tapferkeit seiner Glieder sehr furchtbar machte. Er wurde noch reicher als der vorige und erlangte Besitzungen in allen Ländern. Doch währte er nicht so lange als jener; im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde er gewaltsam und ungerechterweise aufgehoben, wie wir weiter unten (IX, 3.) näher hören werden.

Beide Orden verdienten in der ersten Zeit ihres Bestehens durch ihre selbstverleugnende Liebe, durch ihren sittenreinen Wandel und durch ihren Heldenmuth die hohe Achtung, die sie genoßen.

§ 6.

Die Hohenstaufen.

Barbarossa.

Nach dem kinderlosen Abscheiden Kaiser Heinrichs V. versammelten sich die deutschen Stämme bei Mainz, 1125, und die Fürsten wählten den Herzog Lothar von Sachsen zu Deutschlands Gebieter. Wir haben also zuerst noch Einen, der kein Hohenstaufe, von dem aber auch wenig zu sagen ist.

Lothar, der Einzige dieses Namens unter den deutschen Kaisern (1125—37) war wohl persönlich tapfer, aber nicht geisteskräftig genug für seine erhabene Stellung. Er zeigte namentlich dem Klerus gegenüber große Schwäche, so daß er den Bischöfen sogar den Lehenseid erließ, den sie ihm doch nach dem Wormser Concordat als weltliche Fürsten zu schwören schuldig waren. Hingegen nahm er, der Kaiser, vom Papste die Mathildischen Güter (Toskana) als ein Lehen an, so daß er „ein Vasalle des Papstes" wurde, worüber die Päpstlichen selbst spotteten. Lothar starb auf dem Heimwege von Italien in einer Bauernhütte im Innthale. — Und jetzt kommt das in der Uebersicht bezeichnete Heldengeschlecht der Hohenstaufen.

Es führte seinen Namen von seiner Burg Hohenstaufen, welche am nordwestlichen Abhang der Schwäbischen Alb auf einem hohen, weit in's Land hineinragenden Bergkegel stand, von deren dereinstiger Herrlichkeit heute nur noch ein kleines Mauernstück übrig ist.

Hier hauste zur Zeit Heinrichs IV. jener Graf Friedrich, der dem bedrängten Kaiser so gute Dienste erwies, daß er ihm seine eigne Tochter zur Ehe und das Herzogthum Schwaben zu Lehen gab (s. § 2.) Friedrich hatte zwei Söhne, wieder einen Friedrich, der dem Vater als Herzog von Schwaben folgte, und einen Konrad, welchem Heinrich V. das Herzogthum Franken verlieh.

Dieser Letztere wurde nach Lothars Tode zum deutschen Kaiser erwählt.

Konrad, der dritte dieses Namens auf dem deutschen Throne, aber der Erste Hohenstaufe darauf (1138—52), hatte guten Verstand, vollen Muth und ein durchgreifendes Wesen. Ueber seine Thronbesteigung grollte der damals mächtigste deutsche Fürst, Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und von Sachsen; derselbe mochte auf zwei Reichstagen nicht zur Huldigung erscheinen und auf einem dritten kam er drohend mit so starkem bewaffneten Gefolge, daß es der Kaiser zu seiner Sicherheit für räthlich hielt sich zu entfernen. Darauf aber that er einen starken Spruch; er erklärte den Trotzigen und Freveligen seiner beiden Herzogthümer verlustig, die er auch sogleich an andere Fürsten vergab.

Hier loderte nun der große langwierige Hader zwischen Welfen und Waiblingern, der sich schon unter dem vorigen Kaiser entzündet hatte, helle auf. Die Bayerischen Herzöge führten nämlich von ihrem Stammvater Welf den Namen „Welfen" und die Hohenstaufen von ihrem alten Stammschlosse Waiblingen den Namen „Waiblinger". „Hie Welf! Hie Waiblingen!" ward nun zum Feldgeschrei. Zuerst verstand man unter diesem Namen nur die Bayrische und Hohenstaufische Partei gegeneinander, in der Folge aber erweiterte sich der Begriff derselben, und da mit den Welfen die Päpste zusammenhielten, deren Anmaßung die Hohenstaufischen Kaiser mit aller Kraft bekämpften, bedeuteten sie namentlich: päpstliche und kaiserliche Partei. Jahrhunderte lang spann sich der Streit zwischen „Welfen und Waiblingern" fort, dessen hauptsächlicher Schauplatz weiterhin Italien wurde. Die Italiener sprachen aber „Guelfen und Ghibellinen." Doch wieder zurück.

Heinrich der Stolze wehrte sich verzweifelt um den Besitz seiner Herzogthümer, und nach seinem frühen Tode (1139) führte sein Bruder mit gleicher Anstrengung den Krieg fort. Beiden fehlte es nicht an mächtigen Helfern.

Es war ein harter Streit mit wechselndem Glücke. Während desselben trug sich dieses zu: Konrad belagerte das Schwäbische Städtchen Weinsberg und der hartnäckige Widerstand desselben erbitterte ihn dermaßen, daß er allen Männern darin den Tod drohte. Als sich das Städtchen endlich doch ergeben mußte, erbaten sich die Weinsberger Weiber die Gunst von ihm, ihr Kostbarstes mit hinwegzunehmen dürfen, soviel sie tragen könnten. Als nun die Stadtthore sich öffneten, kamen die Frauen heraus und jede trug — ihren Mann auf dem Rücken, worüber sich der Kaiser herzlich freute. Darum ist die Weibertreue von Weinsberg sprichwörtlich geworden. Indessen konnte Konrad nicht völlig über die Welfen obsiegen und zuletzt nur durch einen Vergleich, in welchem dem jungen Sohne des Stolzen, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Sachsen gegen Verzichtleistung auf Bayern zugesprochen wurde, den Frieden für die Gegenwart herstellen.

Nunmehr ließ es sich der Kaiser ernstlich angelegen sein, das zerrüttete Reich wieder in Ordnung zu bringen und überall dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen.

Während er zu diesem Behuf in Deutschland umherreiste, bekam er einen sonderlichen Antrag aus Italien. Damals hatte ein gewisser Arnold von Brescia in der Lombardei, dem das weltliche üppige und hoffärtige Leben des Clerus höchlichst mißfiel, mit hinreißender Beredtsamkeit gelehrt, daß die Geistlichen nach dem Exempel der armen und geringen Apostel keine zeitlichen Güter, Rechte und Ehren haben sollten. Daraufhin hatten die Römer dem Papst als erstem Geistlichen, der den Anfang mit der rechten Geistlichkeit und apostolischen Armuth und Demuth machen müßte, seine weltliche Macht und Herrlichkeit genommen. Darnach hatten sie die alte Republik wieder eingerichtet, nach welcher sie schon lange lüstern gewesen. Dann däuchte es ihnen aber doch noch besser, wieder das alte Imperatorenreich zu haben, und so schickten sie an Konrad die Ein-

ladung, er solle bei ihnen in Rom, als der Hauptstadt der Welt, seinen Thron aufschlagen, von wannen aus er am glorreichsten herrschen könne. Allein Konrad dankte den gütigen Römern, deren Zuverläßigkeit er ohnehin kannte. Es hatte auch mit ihrer ganzen Sache keinen Bestand. Der Papst gelangte wieder zu seiner zeitlichen Macht und Herrlichkeit, Arnold von Brescia aber auf den Scheiterhaufen.

Von seinem edlen Streben, Deutschlands Ordnung zu befestigen, ward jedoch Konrad durch einen andern Ruf abgezogen. Vom Morgenlande her kam die Kunde, daß die wichtige Christenstadt Edessa, jenseits des Euphrats, von den Ungläubigen erobert worden sei und einen fürchterlichen Untergang genommen habe. Die Einwohner wurden theils niedergemetzelt, theils gefangen fortgeschleppt, die Stadt von Grund aus zerstört. Schrecken und Jammer gieng durch's Abendland und die Begierde nach Morgen hin zum Kampf gegen Gottes Feinde erwachte auf's neue. Sie wurde besonders aufgeregt und hochentflammt durch den heil. Bernhard von Clairvaux (Klärwo), dem berühmtesten aller damaligen Geistlichen, von dem ich später noch mehr sagen muß. Bernhard, eine edlere Gestalt als der Kukupeter, predigte mit derselben Begeisterung, wie dieser, und mit noch viel größerer Redegabe den Kreuzzug zuerst in Frankreich, wo von seinen gewaltigen Worten ergriffen selbst der König Ludwig VII., dann auch in Deutschland, wo selbst Kaiser Konrad das Kreuz nahm. Dieser setzte zwar dem Aufruf anfangs eine stählerne Brust entgegen, als aber Bernhard in einer folgenden Rede ihn mit Feuereifer auf das jüngste Gericht hinwies, wo er sein Zurückbleiben nimmermehr werde verantworten können, da wurde der Kaiser so erschüttert, daß auch er rief: Gott will es! Mit ihm ließen sich drei Herzoge, zwei Markgrafen und mehrere Bischöfe das Kreuz aufheften, denn die Sache fand auch in Deutschland jetzt viel mehr Theilnahme als früher. Bernhard

verhieß mit völliger Bestimmtheit einen glücklichen Erfolg des Unternehmens.

So ward denn dieser zweite Kreuzzug, 1147, unternommen. Bereits im Mai brach Konrad mit 90,000 trefflich gerüsteten Kriegern auf; er zog auf dem Landwege nach Constantinopel und setzte von da nach Kleinasien über. Aber treulose griechische Wegweiser führten das von Hunger und Durst erschöpfte Heer in einen Hinterhalt der Türken und es wurde fast ganz vernichtet. Der französische König brach im Juni mit noch zahlreicherer Mannschaft auf, gelangte auf demselben Wege nach Kleinasien und verlor dadrüben auf gleiche Weise den größten Theil seines glänzenden Heeres. Doch kamen beide Regenten nach Jerusalem und verrichteten ihre Andacht an der heil. Stätte.

Sie vereinigten sodann den Rest ihrer Krieger mit denen des Königs von Jerusalem, Balduins III., um zwar nicht die entfernte Grafschaft Edessa wieder zu erobern, aber das näherliegende schöne Damascus (in Syrien) den Türken wegzunehmen. Allein Uneinigkeit der Europäischen und Verrath der Palästinensischen Christen verschuldete, daß auch dieses Vornehmen scheiterte. Das Christenheer mußte von der belagerten Stadt nach schweren Verlusten unverrichteter Dinge abziehen.

Beide Fürsten, Konrad und Ludwig, kehrten mit tiefem Mißmuthe heim, 1149. So unglücklich war der zweite Kreuzzug ausgefallen! So sehr hatte sich der hellsehende Bernhard getäuscht!

Konrad III. lebte nicht allzulange mehr. Eben als er seine Römerfahrt antreten wollte, zu der er große Vorbereitungen getroffen, starb er, den 15. Febr. 1152. Er hat keine Krone aus des Papstes Händen empfangen, woran aber auch nichts lag.

Friedrich I., Barbarossa.

(1152—90.)

Nunmehr wurde Konrads Brudersſohn, Friedrich, als Kaiser der Erste, von den zu Frankfurt a. M. versammelten weltlichen und geistlichen Fürsten einstimmig und unter dem Zujauchzen des Volkes zu Deutschlands Haupt erkoren und zu Aachen feierlich gekrönt.

Das war wieder einmal ein Kaiser! Schon äußerlich herrlich, dastehend in blühender Manneskraft, mit dem durchaus ebenmäßigen, wohlgebildeten, weißrothen Angesichte, mit seinen blauen, klaren durchdringenden Augen, mit blondem gekräuseltem Haare, das unten zum röthlichen Barte ward, daher ihn die Italiener „Barbarossa", d. h. „Rothbart" nannten. Und voll Verstand und Einsicht, gerecht und tapfer, fromm und mild, heiter und fröhlich, aber stets mäßig und gehalten, reiner keuscher Sitte, gleichmüthig und fest in allen Lagen, ernst und furchtbar gegen Widerstrebende, versöhnlich und weich gegen Reumüthige. Er ist einer der Größten, die je das Scepter führten.

Kaiser wollte er sein, so wie er den Thron bestieg, Gehorsam wollte er von allen seinen Untergebenen, und des Papstes ungöttliche Erhebung über Alles wollte er nicht dulden.

Zunächst suchte er in Deutschland unter den Streitenden Friede zu machen, und um Welf und Waiblingen miteinander zu befreunden, gab er Heinrich dem Löwen zu seinem Herzogthume Sachsen auch noch das vom Vater zugleich besessene Bayern zurück. Noch 1152 schlichtete er auch einen Thronstreit zwischen zwei dänischen Prinzen, indem er dem Kanut die Krone aufsetzte, dem Sueno Seeland als ein Dänisches Lehen zusprach. Und nun wendete er sein Auge vornehmlich Italien zu, wo er die seit Heinrich V. kaum mehr geltend gemachte kaiserliche Oberhoheit wieder aufzurichten gedachte.

Die Lombardischen Städte, Mailand, Pavia, Brescia, Bergamo, Verona, Piacenza, Parma, Genua, Bologna und noch mehre, hatten sich durch Rührigkeit in Handel und Gewerbe, so wie durch Kriegsmuth und Tapferkeit zu großem Reichthum und ansehnlicher Macht emporgeschwungen. Sie hatten sich der Herrschaft der Fürsten und Bischöfe ganz zu entziehen gewußt, und die meisten wollten nun auch von der Oberherrschaft des deutschen Kaisers frei und völlige Republiken sein. Und traun, sie hätten wohl auch diese gar abwerfen können, wären sie nicht unter sich selbst uneinig gewesen. So aber gönnten sie sich selbst untereinander die Freiheit nicht. Besonders war die mächtigste, Mailand, immer darauf aus, andere Städte zu unterdrücken. Das gab dem Kaiser um so mehr Veranlassung, ein Wort mit ihnen zu reden. Aber er griff eine schwere Arbeit an.

Im Jahr 1154 unternahm er seinen ersten Zug nach Italien. Er lud die Fürsten und Städte zur Huldigung auf die Roncalischen Felder ein und die mehrsten erschienen doch, etliche mit Klagen über andere, wie Pavia über Mailands Herrschsucht. Diese letztere Stadt, welche auch ein kaiserliches Schreiben mit Füßen getreten, zu züchtigen, hatte er dießmal die Streitmacht nicht; aber minderstarke widerspenstige Städte, Rosate, Tortona rc., strafte er schwer. Darauf führte ihn Pavia, diejenige Stadt, welche immer am treusten zum Kaiser hielt, im Triumphe bei sich ein, und der dortige Bischof setzte ihm die eiserne Krone auf.

Von hier eilte er nach Rom, um die römische zu empfangen. Aber gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Papste, Hadrian IV., entstand eine Spannung zwischen beiden. Friedrich unterließ es, dem Entgegenkommenden beim Absteigen den Steigbügel zu halten, welchen Dienst die Päpste seit geraumer Zeit von allen Fürsten, auch den höchsten, begehrten. Da that Hadrian ganz bestürzt und wollte wieder umkehren.

Friedrich versicherte ihm, daß er sich nie aufs Steigbügelhalten verlegt habe; doch um des Friedens willen gab er nach und verrichtete den kuriosen Dienst. Jetzt führte ihn der Papst in die Peterskirche zur Krönung.

Friedrichs Heer hatte in der ungesunden Luft viel gelitten und mit einem mäßigen Haufen kehrte er nach Deutschland zurück. Auf dem Rückwege wollten ihn die Veroneser und Mailänder verderben. Er mußte im Etschthale durch einen Engpaß an einem Felsenschlosse vorüber; hieher hatten sie heimlich viele Mannschaft gelegt, um ihn aufzuhalten und zu vernichten. Allein Pfalzgraf Otto von Wittelsbach rettete Kaiser und Gefolge, indem er einen noch über die Burg emporragenden Felsen, „der nur Vögeln erreichbar schien," auf eine fast wunderbare Weise mit 200 leichtbewaffneten Jünglinge erkletterte. Freudengeschrei von oben erweckt jubelnden Muth von unten. Von oben herab und von unten herauf geht es jetzt über die Feinde in ihrem Felsennest her und nach furchtbarem Kampfe wird dasselbe erobert. 500 der Schelmen sind schon getödtet; die noch lebenden, darunter 12 Adelige, werden aufgeknüpft. Friedrich dankt dem braven Otto und gibt ihm später einen schönen Lohn.

In Deutschland übte der Zurückgekehrte das Kaiserthum mit großer Kraft. Während seiner Abwesenheit war durch Fehden und Räubereien Ruh und Sicherheit arg gestört worden; er durchreiste das Reich nach allen Seiten und stellte durch Urtheil und Strafe überall die Ordnung wieder her. Er schonte die Großen unter den Frevlern so wenig als die Kleinen. Den rheinischen Pfalzgrafen Hermann und zehn Grafen mit ihm ließ er wegen Landfriedensbruch die Strafe des Hundetragens erleiden; jeder mußte seinen Hund fast eine Meile fort auf dem Rücken schleppen. Den Rhein entlang riß er eine Menge Raubschlösser herab. Die Markgrafschaft Oestreich erhob er zu einem Herzogthum. Einen Bruderkrieg zwischen Polnischen

Herzögen entschied er mit dem Schwerte. Dem Herzoge von Böhmen verlieh er zum Dank für dabei geleistete Hilfe den Königstitel. Er selbst ließ sich zu Arles die Burgundische Krone aufsetzen, an die seine Vorfahren kaum mehr gedacht. Sein Ansehen stieg hoch empor; von allen Landen her schickte man ihm ehrende Gesandtschaften; der König von England unterwarf sich in einem schmeichelhaften Briefe sammt seinem Reiche den Befehlen des Kaisers (was freilich nicht so gar ernstlich gemeint war).

Nur die Italienischen Städte verhöhnten den Gewaltigen und seine Befehle, sobald er sich von ihnen entfernt hatte. Und insonderheit Mailand war es, das stolze, welches ihm fortwährend frech trotzte und die kaiserlichgesinnten Städte grausam mißhandelte. Der Papst aber, dem die Macht des Kaisers allzuhoch anwuchs, den es auch sehr verdroß, daß ihm untersagt wurde, die Kaiserkrone ein „beneficium" (hieß zugleich „Wohlthat und Lehen") des röm. Stuhls zu nennen, und daß Friedrich in seinen Briefen an ihn seinen Namen immer vor den des Statthalters Christi setzte, der Papst sympathisirte mit den widerspenstigen Städten und steifte sie in ihrer Feindschaft gegen den Oberherrn. Da beschloß Friedrich einen neuen Besuch in Italien, um dort seine Kaiserherrlichkeit völlig zu entfalten.

a. 1158 trat er diesen seinen zweiten Zug dahin an. Es war der glänzendsten einer, den je ein Kaiser machte.

Friedrich umlagerte das trotzige Mailand, und da es nicht mit Lebensmitteln versehen war, mußte es sich bei aller Tapferkeit, von Hunger gezwungen, nach vier Wochen ergeben. Es mußte neue Treue geloben, Geißeln stellen, Strafgelder zahlen, sich tief demüthigen.

Nunmehr hielt Friedrich einen großen Reichstag auf den Roncalischen Feldern und rief die größten Rechtsgelehrten der hohen Schule zu Bologna dazu, um die noch unsichern kaiserlichen Rechte in der Lombardei ein für allemal festzustellen zu lassen. Diese

gelehrten Juristen, welche sich soviel mit den altrömischen Gesetzbüchern beschäftigt hatten, sprachen dem Kaiser eine Macht zu fast so groß, als sie dereinst die römischen Imperatoren besaßen. Das gereichte den für Freiheit schwärmenden Lombarden zu einem schweren Aergerniß. Namentlich däuchte es ihnen unerträglich, daß jetzt in jeder Stadt ein kaiserlicher Beamte, Podesta, d. h. Gewalthaber genannt, gelegt wurde. Das am meisten entrüstete Mailand jagte den ankommenden Podesta gleich davon und reizte auch andere Städte zu solchem Verfahren auf.

Da nahte der Kaiser mit seinem Heere als furchtbarer Rächer. Er schloß die frevelhafte Stadt ein. Aber sie ist sehr fest, von hundert Thürmen und viel tausend Armen vertheidigt. Nur durch Aushungerung scheint sie bezwungen werden zu können; aber sie hat sich dießmal mit Proviant wohl versorgt. So zieht sich der Streit lange fort, der mit großer Erbitterung von beiden Seiten geführt wird. Der Kaiser schwört, er wolle seine Krone nicht aufsetzen, als bis er Mailand dem Erdboden gleich gemacht. Endlich nach zwei Jahren ist es völlig ausgehungert und ergiebt sich auf Gnade und Ungnade. Die Thore öffnen sich und heraus kommen die Bürgermeister und Edelsten mit auf den entblößten Nacken gebundenen Schwertern und nach ihnen alle Einwohner der Stadt barfuß, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuze in den Händen; sie werfen sich alle weinend vor dem Kaiser zur Erde und flehen um Erbarmung.

Friedrich schenkte ihnen das Leben; aber ihre Stadt „als der Herd aller Unruhen" muß geschleift werden nach seinem Schwur und sie müssen sich an vier verschiedenen Orten ihres Gebietes in offenen Märkten ansiedeln. Merkwürdig ist es, daß bei der Schleifung Mailands ihre italienischen Feinde am eifrigsten und thätigsten sich bezeigten. Die prächtige Stadt liegt in Trümmern, und Barbarossa setzt seine Krone wieder auf.

Nach diesem Vorgange huldigten zitternd alle Guelfischen Städte der Lombardei dem Kaiser aufs neue und nahmen willig seine Podesta's auf. Nun schien allenthalben Ruhe und er kehrte nach Deutschland zurück.

Allein kaum ist er aus Italien draußen, so geht die Unruhe von neuem an. Die den republikanischgesinnten Städten ohnehin verhaßten Podesta's mißbrauchten vielfältig ihre Gewalt und steigerten damit den Zorn und Grimm derselben nur noch höher. Friedrich begab sich zum drittenmal über die Alpen, 1163, doch ohne Heer; er suchte alle Mißbräuche abzustellen, konnte aber dennoch die Unzufriedenheit der Lombarden nicht stillen. Nach einem langen nutzlosen Aufenthalte unter ihnen muß er heim, um mit Truppen wiederzukehren, wenn er etwas ausrichten will.

Wer ihm aber noch besonders ein böses Spiel dort bereitete, das war wiederum ein Papst, ein feindlicherer als der vorige. Hadrian IV. war nämlich gestorben; da hatten die Ghibellinischen Kardinäle Victor IV., einen unbedeutenden Mann, die meisten dagegen den klugen und entschlossenen Alexander III. an seine Stelle gewählt; und dieser Alexander hatte alsbald sammt seinem Gegenpapste auch den Kaiser in den Bann gethan. Das schadete demselben wohl insofern weniger, als ja der eine Theil der Christenheit und namentlich Deutschland den Victor für das rechte Kirchenhaupt ansahe; aber Alexander war auch noch unermüdlich geschäftig, die Lombardischen Städte gegen den Kaiser aufzuregen, und eben wendete er alle Mittel und Kräfte an, dieselben zu einem allgemeinen Bund gegen ihn zu vereinigen.

Da zog Friedrich zum vierten mal über die Alpen, 1166, starkbewehrt, und gieng, ohne sich lang in Oberitalien aufzuhalten, auf Rom los, wo sein ärgster Feind saß. Er eroberte es nach blutigem Kampfe; Alexander floh verkleidet nach Benevent, Friedrichs Papst nahm „den Stuhl Petri" ein; es ließ sich alles gut an. Aber

siehe, plötzlich brach im Deutschen Lager die Pest aus und raffte so schnell, daß mancher vor seinem Pferde, das er besteigen wollte, todt niedersank, den größten Theil des Heeres, Hohe und Gemeine, hin. Es war ein grausig Sterben und Friedrichs Feinde nannten es „eine Strafe Gottes", was wir zu den „unbegreiflichen Gerichten des Herrn" zählen. Aber machtlos war der Mächtige jetzt. Und hinter ihm hatten sich unterdessen die Lombardischen Städte, selbst solche darunter, die es bisher treu mit dem Kaiser gehalten, wirklich zu einem gemeinschaftlichen Bunde gegen ihn zusammengeschlossen und in Begeisterung geschworen, miteinander „für ihre Freiheit" bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Das waren böse Verhältnisse für Friedrich, und er mußte froh sein, daß er nur wie ein Flüchtling mit Wenigen durch die Feinde hindurch glücklich nach Deutschland entkam. In Susa, wo er übernachten wollte, verschworen sich die Bürger, ihn im Schlafe zu ermorden, was aber verrathen ward; da legte sich der Ritter Hermann von Siebeneichen, der ihm ähnlich sah, in sein Bette, während er in Verkleidung entfloh, doch ehrten die Susaner, welche die Täuschung wahrnahmen, des Dienstmanns Treue und schonten seines Lebens.

Die Deutschen dankten Gott, ihren lieben Kaiser wieder zu haben. Während seines Wegseins hatten innere Fehden auf die störendste Weise überhand genommen. Namentlich war durch den Uebermuth Heinrichs des Löwen, mit dem derselbe alle seine Nachbarn behandelte, ein großer Krieg im Reiche entbrannt. Die Erscheinung des Kaisers bewirkte bald allgemeine Ruhe. Gesegnet herrschend blieb dieser nun sechs Jahre im Vaterland, ohne doch Italien und die kaiserlichen Rechte dort aus den Augen zu verlieren. Er mußte es aber erfahren, wie die verbündeten Lombarden gemeinsam das von ihm zerstörte Mailand wieder aufbauten, das sich herrlicher, denn zuvor, aus seinen Ruinen erhob, ja wie sie dem Kaiser zum Trotz eine neue

starke Festung anlegten, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria hießen. Um so ernstlicher rüstete er indeß.

Endlich a. 1174 zog er, von Heinrich dem Löwen und andern hohen Fürsten begleitet, mit einem gewaltigen Heere zum fünften mal nach Italien. Er wollte zuerst die neuerbaute Trotzburg Alessandria nehmen; sie war aber so fest gebaut, daß er sie 6 Monate vergeblich belagerte. Nun schickte er sich an, mit dem Feinde im offenen Felde zu kämpfen. Da knüpften aber die Lombarden Unterhandlungen mit ihm an, in deren Folge bereits ein Waffenstillstand geschlossen ward. Sicher auf den Frieden rechnend begieng Friedrich hier die Unvorsichtigkeit, die Fürsten und den größten Theil seines Heeres zu entlassen. Aber nun zerschlugen sich die Unterhandlungen. Freilich schickte er jetzt eilig nach Deutschland um neuen Zuzug und es erschienen auch bald kleinere Fürsten; allein mit Erstaunen muß er hören, daß gerade der Mächtigste, Heinrich der Löwe, gegen den er sich stets so freundlich und gnädig erzeigt, hartnäckig jeglichen Beistand verweigere. Friedrich läßt ihn um eine Unterredung ersuchen. Da kommt er zwar zum Kaiser nach Chiavenna am Comersee, aber er spricht zu ihm: „Wie kann ich Euch beistehen? Ihr seid ja im Banne!" Der Heuchler! hatte er doch so viele Jahre her diesen Bann im mindesten nicht beachtet. Friedrich bittet ihn beweglich, er möge ihn in seiner Noth nicht verlassen; er beschwört ihn bei seiner Lehenspflicht, bei des Reichs Ehre, bei ihrer früheren Freundschaft; er fällt sogar, der Kaiser, vor seinem Vasallen auf die Kniee nieder. Heinrich bleibt ungerührt und unerbittlich. Da sprach die gegenwärtige Kaiserin zu ihrem Manne: „Lieber Herr, stehet auf! Ihr werdet einst dieses Tages und Hochmuths gedenken und Gott wird Euch helfen!" So schieden der Welf und der Waiblinger wieder als Feinde.

Friedrich hatte noch keine große Macht beisammen, als er, gegen die Warnung seiner Freunde, das anrückende gewaltige Heer der für ihre Freiheit flammenden

Lombarden bei Legnano angriff, 1176. Mit furchtbarem Ungestüme dringt er in die Feinde und erschüttert weichen sie zurück. Aber sie ermannen sich wieder und kämpfen auf Tod und Leben. Friedrichs Fahne wird genommen, sein Heer zurückgeworfen. Da stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und würgt unter ihnen, bis sein Pferd unter ihm zusammenbricht und er im Getümmel verschwindet. Als sie ihren edeln Herrn nicht mehr sehen, fliehen die Deutschen alle; die wenigsten jedoch entkommen, die meisten fallen unter dem Schwerte der Verfolgenden oder sie enden in den Fluthen des Tessino.

Der Kaiser galt für todt und seine Gemahlin legte Trauerkleider an. Allein nach vier Tagen, es war ihnen wie ein Wunder! kam er wohlerhalten zu den Seinen nach Pavia.

In seinem großen Unglücke verließ ihn der Gleichmuth und die Besonnenheit nicht; und letztere rieth ihm, da er von Deutschland so bald keine frische Hilfe erwarten konnte, sich jetzt seinen Gegnern nachgiebig zu zeigen und ihnen die Hand zum Frieden darzubieten. Er wendete sich zunächst an Alexander III., welcher sich aus nunmehriger Furcht vor allzustark anwachsender Macht der Lombarden zu einem Uebereinkommen sehr bereit finden ließ. Friedrich erkannte diesen als den rechtmäßigen Papst an, indem er seinen eignen fahren ließ, und Alexander sprach den Kaiser hinwiederum vom Banne los. Zu Venedig hatten die beiden hohen Häupter eine Zusammenkunft. Der Papst empfieng in seinem vollen päpstlichen Schmucke den kommenden Kaiser am Thore der Marcuskirche; Friedrich warf sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße; der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß, dann führte er ihn zu einem feierlichen Dankfest in die Kirche und segnete ihn. Freilich — der Papst erscheint hier als der Herr! So tief mußte in jener Zeit selbst ein Barbarossa vor dem

römischen Bischofe sich beugen. Doch war die Versöhnung aufrichtig.

Mit den Lombarden schloß Friedrich einstweilen einen Waffenstillstand auf sechs Jahre, während dessen an einem festen Frieden gearbeitet werden sollte. Derselbe kam auch zu Stande und noch günstiger für den Kaiser, als er eigentlich hoffen konnte, was gewiß der hohen Achtung zuzuschreiben ist, die seine Persönlichkeit einflößte. Die Städte erkannten ihn hinfort noch als ihren Oberherrn an und erneuerten ihm den Eid der Treue; sie verpflichteten sich zu den frühern Leistungen an den Kaiser; auch sollte in wichtigen Sachen an ihn appellirt werden; sonst aber sollten sie sich selbst regieren und es treiben, wie sie wollten. Damit waren denn beide Theile zufrieden, am fröhlichsten darüber die Lombarden.

In Deutschland aber hatte Friedrich ein andres Werk zu verrichten. Dahin zurückgekehrt „gedachte er des Tages und Hochmuths zu Chiavenna" und zog Heinrich, den Löwen, wegen seiner Felonie (Untreue des Vasallen), zugleich auch wegen seiner Beeinträchtigungen anderer Reichsstände, über welche von allen Seiten die lautesten Klagen geführt wurden, zur Rechenschaft. Auf drei Reichstage nacheinander wurde Heinrich vorgeladen; er erschien auf keinem. Da ließ Friedrich die Fürsten das Urtheil über ihn sprechen; es lautete: Reichsacht! Reichsacht bedeutet „Verlust aller Lande, Güter und Freiheiten;" auch war der Geächtete „vogelfrei," daß ihn jedweder ungestraft beleidigen und tödten konnte. Der Kaiser vertheilte Heinrichs Lande; Bayern, etwas geschmälert jedoch, gab er dem getreuen und heldenmüthigen Otto von Wittelsbach, welcher der Stammvater unsres Bayrischen Königshauses ist.

Der Spruch des Kaisers und Reichs mußte indessen erst mit den Waffen durchgeführt werden; der Löwe gab sich nicht so geduldig drein. Er wehrte sich mit wahrer Löwenkraft, fiel über die her, welche von seinen

Ländern Besitz ergreifen wollten, und zerriß und zermalmte sie. Er erwehrte sich selbst des Kaisers, als dieser mit dem Reichsheere wider ihn zog; und erst in einem zweiten Feldzuge „half Gott" demselben, den Furchtbaren zu bändigen.

a. 1182 auf einem Reichstage zu Erfurt kniet der stolze Welf demüthig vor den Kaiser hin und bittet um Gnade. Friedrich hebt ihn auf und umarmt ihn mit Thränen. Er spricht zu ihm: „Du bist selbst an deinem Unglücke Schuld!" Er befreite ihn von der Acht. Doch konnten ihm nach dem Willen der Fürsten nur seine (mütterlichen) Erblande, Braunschweig und Lüneburg, belassen werden. Auch mußte der Ruhestörer auf etliche Jahre das Reich meiden.

Da nun in Deutschland und Italien der holde Friede eingekehrt war, so wollte sich der alternde Barbarossa nach so vielem Sturm und Ungemach einmal recht letzen, und hielt darum zu Mainz um Pfingsten 1184 ein großes Reichs-, Friedens- und Freudenfest. Da war eine große herrliche Pracht. Alle Hohen des Reichs, weltliche und geistliche, zogen mit stattlichem Gefolge herbei und Ritter mit edeln Frauen und Fräuleins ohn Ende; Volk von allen Seiten strömte massenhaft zu und eine Menge von Gästen auch aus der Fremde. Vor Mainz stand eine zweite Stadt von Zelten und Buden; da war ein unsäglich Leben und Treiben! Der Kaiser wandelte darunter wie eine Sonne strahlend von Freude und Milde. Er ließ alle Anwesenden drei Tage kaiserlich bewirthen. Es gab Sang und Spiel und unendlichen Jubel. Es gab ein glänzendes Turnier und einen feierlichen Ritterschlag, den der Kaiser selbst an Vielen und seinen eigenen Söhnen Heinrich und Friedrich vollzog.

Im Herbste desselben Jahres unternahm Friedrich noch einen sechsten Zug nach Italien. Er muß das schöne Land nun auch beruhigt und gefriedigt schauen. Er durchreiste die Lombardischen Städte nacheinander.

Ueberall der ehrenvollste Empfang, allenthalben Glückseligkeit über seine Erscheinung. Und er spendet aller Orten kaiserliche Gnaden aus und die Herzen schlagen ihm immer stärker zu. Besonders huldreich erzeigte er sich den Mailändern, welche ihm dafür eine unbegrenzte Verehrung und Ergebenheit zollten und ihn inständig baten, die Hochzeit seines Erstgebornen in ihren Mauern zu feiern.

Denn an diese Reise knüpfte sich noch ein höchst erfreuliches Ereigniß für ihn. Ihr wisset, daß die Normannen den südlichen Theil von Italien eingenommen und ihre Herrschaft auch über die Insel Sicilien ausgedehnt hatten (VII, 6). Ein Papst hatte dem mächtigen Fürsten dieses Reiches den Königstitel verliehen. Gegenwärtig war Wilhelm II. König; und er war kinderlos und eine Base, Constanzia mit Namen, sein einziger Erbe. Zwischen dieser Constanzia nun und seinem ältesten Sohne Heinrich hatte der Kaiser, trotz dem angestrengten Entgegenarbeiten des Papstes (jetzt Urban III.), eine Verbindung zu Stande gebracht und damit die Aussicht gewonnen, daß das große schöne Normannenreich in nicht ferner Zeit an das Haus Hohenstaufen fallen werde. Daß dieses Glück seinem Hause das schwerste Unheil gebären werde, davon konnte er und niemand noch etwas ahnen, und die Hochzeit wurde im Januar 1186 zu Mailand unter freudiger Theilnahme einer Menge Deutscher, Normannen und Lombarden mit ganz außerordentlicher Pracht und Mannigfaltigkeit der Lustbarkeiten gefeiert.

Froh und erhobenen Herzens kehrte Friedrich nach Deutschland zurück. Er war jetzt an die siebziger Jahre hingerückt; sein goldenes Haar war bleich, sein röthlicher Bart weiß geworden. Wie ist ihm zu gönnen, daß er seine übrigen Tage in erquicklicher Ruhe auslebt!

Siehe, da kommt aber im andern Jahre eine Nachricht von Morgen herüber, welche das ganze christliche Abendland, auch ihn, tief erschüttert. Das christliche

Königreich Jerusalem ist, nach 88jährigem Bestande, von Saladin, dem Sultan von Egypten und Syrien, gestürzt worden. Man kann wohl eine gerechte Sündenstrafe darin erblicken, denn die dortigen Christen wohnten und wandelten zwar auf heiligem Boden, wie wenig aber heiligte er sie selbst! Sie hegten unter sich stete Uneinigkeit und Zwietracht, selbst die Johanniter und Templer haderten eifersüchtig miteinander, und Laien und Geistliche führten ein abscheulich zucht- und sittenloses Leben.

Damals herrschte dort der untüchtige König Guido von Lusignan. Als er, sich aufraffend, gegen den in's christliche Gebiet eingebrochenen Saladin zog, ward er von seinem Vasallen Raymund, dem Herrn von Tripolis, schändlich verrathen und verlassen. So erlitt er bei Tiberias eine gänzliche Niederlage und gerieth selbst mit vielen Edlen in Gefangenschaft. Nun gieng ein christlicher Ort nach dem andern in die Hände des Siegers, bis am 3. Okt. 1187 auch Jerusalem fiel und das goldene Kreuz auf der Spitze der Tempelkirche unter dem Jammergeheul der Christen herabgeworfen wurde. Doch verfuhr Saladin weit milder mit den Christen als ihre Vorfahren einst mit den Muhammedanern; er that keinem ein Leid an seinem Leben.

Aber daß die heilige Stadt, daß das heilige Grab verloren sei, das klang doch der Abendländischen Christenheit allzu traurig und schaurig, und Hohe und Niedere entbrannten vor Begierde, sie wieder zu erstreiten und den neuen Kreuzzug zu machen, zu welchem der Papst mit den dringendsten Worten aufforderte. Die Könige von England und Frankreich, welche sich eben im Kriege gegen einander befanden, schlossen Friede und verbanden sich zum gemeinsamen Zug. Und der greise Barbarossa will auch nicht dahintenbleiben, frommen Sinnes will er die Reihe seiner Thaten mit dem heiligen Kriege beschließen. So wurde der Dritte größere Kreuzzug ausgeführt.

Friedrich ging mit aller Vorsicht zu Werke. Er schickte Gesandte voraus an den König von Ungarn, den Griechischen Kaiser und den Sultan von Ikonium, welcher letztere sich ihm früher auf's Freundlichste genähert hatte, und alle drei versprachen ihm freien Durchzug durch ihr Land und jegliche Unterstützung auf seinem Marsche. Nachdem er nun die Angelegenheiten des Reichs geordnet und seinem ältesten Sohne Heinrich die Reichsverweserschaft übertragen hatte, brach er im Frühlinge 1189 in Gesellschaft seines zweiten Sohnes Friedrich mit einem trefflich gerüsteten Heere von mehr denn 100,000 Mann auf. In Ungarn wurde er von dem König auf's Ehrerbietigste empfangen; unangefochten und gutversorgt zog das Heer hindurch. Es herrschte aber auch bei demselben, von dem alles liederliche Gesindel weggewiesen war, eine exemplarische Zucht; niemals hatte man so wohl sich verhaltende Kreuzfahrer gesehen. Gleichwohl wiederholten die Griechen, als sie in deren Land kamen, auch an ihnen ihre Treulosigkeit, ja dieselben traten ihnen mit offener Feindseligkeit entgegen, so daß Friedrich mit Waffengewalt Durchzug, Lebensmittel und Ueberfahrt nach Asien erzwingen mußte.

Im Frühling 1190 betrat man endlich Kleinasien. Da hatte auch dieses Kreuzheer auf rauhen gebirgigen Wegen, in Mangel und Noth und von den hinterlistigen Anfällen der leichten türkischen Reiterei viel auszustehen; indessen gelangte es mit nur geringem Verluste über Sardes, Philadelphia und Laodicäa ins Gebiet des befreundeten Sultans von Ikonium. Aber auch dieser erzeigte sich treulos! Er fiel das Heer von allen Seiten feindlich an. Unter Gefecht und Schlacht dringt man vorwärts bis vor die Hauptstadt Ikonium. Diese vertheidigte der Sultan mit seiner ganzen Macht, und sie war stark befestigt mit Mauern und Gräben. Aber der alte Barbarossa, kräftigst von seinem Sohne unterstützt, erstürmte sie doch und der Sultan mußte sich selbst sammt seinem Reiche ihm ergeben. Friedrich handelte an dem-

selben sehr edelmüthig; statt seine Tücke und Bosheit zu strafen, gab er ihm seine Herrschaft zurück und schloß ein neues Bündniß mit ihm.

Hoch ermuthigt und freudig bewegte der Zug sich weiter, überstieg glücklich das Taurusgebirge und kam in die Thäler Ciciliens herab. Schon ist man nicht so fern mehr vom Ziele; da ereignet sich etwas, das niemand vermuthete. Unweit der Stadt Seleucia überschreitet das Heer den Fluß Saleph (den Kalykadnus der Alten); der Zug über die schmale Brücke geht langsam vorwärts; Friedrich will, um eher jenseits zu sein, auf seinem Rosse hinüberschwimmen, so etwas hat er oft gethan. Aber siehe, die Wellen reißen ihn fort, er ringt vergeblich mit ihnen, er sinkt unter. Entseelt wird sein Leib an's Ufer gebracht.

Welch entsetzlicher Schlag für das Kreuzheer! Starrer Schrecken zuerst, dann unbeschreiblicher Jammer. Den ganzen Tag erschallte lautes Klaggeschrei, und noch in der Nacht drang Seufzen, Weinen und Jammern aus dem Flammenmeer von Trauerfackeln heraus, welche vor jedem Zelt im Lager brannten. Alle fühlten und sagten es, daß die Stütze des ganzen Unternehmens gebrochen sei.

So starb der edle, hochgeliebte, herrliche Kaiser fern in der Fremde. Sein Leichnam wurde auf dem Weitermarsche zu Tyrus beigesetzt. Im Abendland hat sich aber die Sage verbreitet, er sei im Kyffhäuserberg an der güldenen Aue in Thüringen und nicht todt, sondern nur schlafend, und er komme einmal wieder heraus. Mit ihm sei des Reichs Herrlichkeit verschwunden; wenn aber sein Bart um den steinernen Tisch, an dem er schlafend sitze, dreimal herumgewachsen sei, dann gehe er wieder hervor und richte des Reichs Herrlichkeit wieder auf. Bis heute ist er noch nicht hervorgekommen! —

Nach ihm führte sein Sohn, der Herzog Friedrich, den Zug. Aber schon gleich am Saleph dort waren Viele, an der Sache verzweifelnd, um- und heim-

gekehrt. Die Andern schmolzen auf dem Weitermarsche durch die Angriffe der Ungläubigen, durch Hunger und böse Seuchen fürchterlich zusammen. Kaum der fünfzehnte Theil der Ausgezogenen langte vor der festen Stadt Akko an, die Tiberias gegenüber am Meere liegt. Vor dieser Feste, in ihrer Belagerung, starb auch der Herzog Friedrich am Fieber, nachdem er zuvor einen den Johannitern und Templern ähnlichen „Orden," den „der Deutschherrn," für deutsche Pilger und Kranke im heiligen Land, gestiftet hatte, dessen erster Hochmeister (wie er hier hieß) Heinrich Waldpot von Bassenheim wurde. Bei des Herzogs Tode ging nun aber wieder ein Theil der deutschen Krieger muthlos heim. Der Rest derselben, 5000, schloß sich an die ankommenden Heere der Könige von Frankreich und England an.

Fragt ihr, liebe Leser! was denn diese ausrichteten? so werde euch kürzlichst vermeldet: Sie kamen zur See nach Palästina, wohlbehalten, frischkräftig; sie waren zusammen an Zahl dem ausgerückten Heere der Deutschen noch weit überlegen, und der englische König Richard, der von seinem unmäßigen Muthe den Namen „Löwenherz" trug und Löwenstärke besaß, hatte als Held seines Gleichen in der Welt nicht; — welche Hoffnung auf Gelingen! Allein die Uneinigkeit, welche zwischen beiden Königen sich frühe entspann, schadete der Sache der Christen sehr, und Richards hochfahrendes gewaltthätiges Wesen wurde bald so unerträglich, daß er damit den König Philipp August, so wie den Herzog Leopold von Oestreich, den Anführer der Deutschen, zur Heimkehr bewog. Und ob er wohl selbst noch eine Weile blieb und mit seiner wunderbaren Tapferkeit sich so furchtbar machte, daß Haufen von Feinden vor ihm, dem Einen, flohen und daß die Muselmanischen Weiber ihre schreienden Kinder mit dem Worte stillten: „Schweig, der König Richard kommt!" — so zog er doch auch im Ganzen unverrichteter Sache ab,

als ausgebrochene Unruhen in seinem Englande ihn dazu veranlaßten. Der Gewinn des ganzen großen dritten Kreuzzugs war das eroberte Akko und einige andere Orte; aber der rechte Kampfpreis, den man suchte, blieb im Besitze der Ungläubigen.

Wollen wir hier gleich weiter berichten, daß auch ein Vierter größerer Kreuzzug, der etliche Jahre nachher (1202) unter Balduin von Flandern abgieng, Jerusalem nicht gewann; denn dieser sahe Kanaan nicht einmal, er blieb unterwegs hängen, wovon ich weiter unten (§ 10) besonders erzählen muß. Ebenso vergeblich war ein Fünfter, etwas später (1217) vom Ungrischen Könige Andreas unternommen; er eroberte im heiligen Lande nur — eine Menge Reliquien! Dazwischen zogen Schaaren von Kindern zur Erkämpfung des heiligen Grabes aus; denn Wahnwitzige riefen: „Durch Unmündige und Säuglinge will Gott das große Werk vollbringen!" Die armen bethörten Kinder verschmachteten elendiglich auf dem Wege, oder sie fielen in die Hände der Seelenverkäufer. So ging ein Haufe von 20,000 französischen Kindern fort; in der Seestadt Marseille fanden sie Schiffer, welche sie unentgeldlich nach dem heiligen Lande zu befördern versprachen; wie fröhlich steigen die Kinder ein! aber die Schiffer fuhren mit ihnen nach Afrika und verkauften sie an die Saracenen als Sklaven. —

Blicken wir wieder nach Deutschland. Die Kunde von Barbarossa's Tode rief hier allenthalben die tiefste Trauer und den tausendstimmigen Seufzer hervor: Einen solchen Kaiser bekommen wir nicht mehr! Dieser Seufzer erwies sich als besonders gerecht gleich bei seinem Nachfolger auf dem deutschen Thron.

Das war sein eigner ältester Sohn, der bisherige Reichsverweser, als Kaiser Heinrich VI. (1190—97). Derselbe war eben im Begriffe gewesen, das durch den Tod Wilhelms II. erledigte Normannenreich in Italien (auch das Reich „Neapel und Sicilien" oder

blos „das Sicilische Reich" geheißen) als Erbschaft seiner Gemahlin Constanzia anzutreten; nun hielten ihn die deutschen Angelegenheiten noch eine Zeitlang zurück. Unterdessen erhob sich eine Partei in jenem Reiche, die keine Fremdherrschaft wollte, und die Besitznahme desselben kostete ihm nachher einen schweren Kampf. Doch endlich war das große schöne Königreich dem Hause Hohenstaufen erkämpft und dessen Macht dadurch hochgestiegen. Aber Heinrich erwarb sich nie die Liebe seiner neuen Unterthanen; denn er herrschte über sie mit despotischer Strenge und Grausamkeit, womit er den Namen der Hohenstaufen schändete. Er war zwar ein kräftiger Herrscher wie sein Vater, aber sonst dessen Bilde ganz unähnlich. Wie unwürdig und elend und zugleich dem deutschen Reiche zur Schmach handelte er auch an dem englischen Könige Richard Löwenherz!

Dieser war 1192 aus dem Morgenlande zurückgekehrt, unterwegs von einem Sturm ergriffen und mit zerschelltem Schiff an die adriatische Küste geschleudert worden. Als Pilger verkleidet wollte er durch Oestreich nach der Heimath reisen, wurde aber vor Wien erkannt und von dem Herzoge Leopold, den er in Palästina schwer gekränkt, dessen Fahne er einmal hatte durch den Koth schleifen lassen, gefangen genommen. Als das der Kaiser hörte, ließ er sich den Gefangenen ausliefern und verwahrte ihn in einem Schlosse. Das Gerücht gieng, Richard sitze auf einem deutschen Schlosse, aber niemand wußte, wo? Da zog der Sänger Blondel, Richards getreuer Diener, mit der Harfe durch Deutschland, seinen Herrn zu suchen. Vor jeder Burg sang er den Anfang eines Liedes, das er oft mit seinem Herrn gesungen, und lauschte, ob nicht eine Stimme von innen fortführe. Und horch, als er vor der Burg Trifels (in der Rheinpfalz) den ersten Vers seines Liedes gesungen, hob innen zu seinem Entzücken Richards mächtige Stimme den folgenden an. So war dessen Aufenthalt entdeckt. Die Engländer erboten sich zu allem, um die Frei-

heit ihres Heldenkönigs zu erlangen, und der deutsche Kaiser ließ sich von ihnen die Summe von 150,000 Mark Silber als Lösegeld zahlen!

Uebrigens gieng dieser niedriggesinnte Mensch mit hohen und gewaltigen Plänen um. Er wollte das deutsche Kaiserthum in seinem Hause erblich machen — er wollte das Byzantinische Reich und das ganze Morgenland erobern —; aber das Erste konnte er bei den deutschen Fürsten nicht durchsetzen, und das Andere vereitelte jedenfalls sein frühzeitiger Tod. Er that einen Trunk kalten Wassers in der Hitze und davon mußte er, erst 32 Jahre alt, sterben.

Er hinterließ ein einziges dreijähriges Söhnlein, Friedrich, das ihm Constanzia geboren und das wir uns merken wollen, denn wir viel mit ihm zu thun bekommen werden. Doch zunächst von dessen Pflegevater.

§ 7.

Innocenz III.

Nur wenige Monate nach Heinrichs VI. Tode (1197) wurde Innocenz III., aus dem Grafenhause von Signia, einstimmig von den Kardinälen zum Papste erwählt, ein Mann, den wir uns besonders anschauen müssen. Er zählte erst 37 Jahre und es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß einer so jung den römischen Stuhl bestieg, auf den man immer nur wohlbetagte Leute zu setzen pflegte (woher der schnelle Wechsel der Päpste sich erklärt). Es war aber auch ein ganz besonderer Mann, — gelehrt, scharfblickend und geschäftsgewandt in seltenem Maße, ruhigbesonnen, eisenfest, dabei von strengen Sitten, und was am meisten hervortritt, sehr hohen Geistes, menschlich geredet; ein Erhabensein über alles auf Erden drückte sich schon in seinem Gesichte und ganzen Wesen aus. Er war mehr noch als Hildebrand und arbeitete in dessen Geiste mit allen Kräften

fort. Herrschen wollte er über alles Geistliche und Weltliche auf Erden.

Daß solche Herrschaft bei dem oft so ungebundenen Wesen und ungerechten Verfahren der weltlichen Fürsten in gar manchen Fällen auch wohlthätig wirken konnte, dem läßt sich nicht widersprechen, und daß sie Innocenz selbst wirklich zum Besten der Menschheit zu brauchen gedachte, das wollen wir nicht in Abrede stellen; aber das rechtfertigt sie doch wahrlich nimmermehr. Denn ganz abgesehen von dem ungleich größern Schaden anderseits, so mußte doch vor allem das göttliche Wort beachtet werden, das klar und laut dagegen spricht, wie wir IV., 10. und VIII., 1. nachgewiesen haben. Man darf nicht Gottes Gebot übertreten, auch wenn die Uebertretung gute Folgen wahrnehmen lassen sollte, „man darf nicht Uebles thun, auf daß Gutes herauskomme“ (Röm. 3, 8.). Aber Innocenz hat, selbst wenn wir ihm die reinste Meinung zutrauen wollen, „Uebles gethan, auf daß Gutes daraus komme.“ er hat in dem steifen Gedanken, daß die päpstliche Allgewalt der Menschheit heilsam sei, Christi Aussprüche von der Beschaffenheit seines Reiches und von der Stellung seiner Diener (Joh. 18, 36. Luk. 22, 25. 26.), die ihm nicht unbekannt sein konnten, zu Boden getreten mehr noch als Hildebrand.

Indessen gelang ihm sein Streben noch besser, als diesem. Innocenz III. brachte die päpstliche Macht auf den höchsten Gipfel. Unter ihm war die Glanzzeit der Hierarchie (d. h. der Herrschaft der Kirche, worunter man eben den Papst und Clerus verstand).

Zunächst suchte er seinen eigenen weltlichen Stand zu vergrößern, um seiner „überirdischen Macht auch eine stärkere irdische Stütze zu verschaffen; und durch Gewalt und Klugheit brachte er die Mark Ankona und das Herzogthum Spoleto zu den Besitzungen des römischen Stuhles. Dann forderte er von allen

Regenten, daß sie ihn mit ihren Reichen als ihren Oberlehensherrn erkennen und ihm zum Zeichen ihrer Lehensuntergebenheit einen jährlichen Zins entrichten sollten. Dann begehrte er überhaupt unbedingten Gehorsam von ihnen und allen für alle seine Befehle, als ob der Herr Christus selbst redete, in allen Stücken. Und die Zeit sprach Ja und Amen dazu; die Masse der Christenheit jener Jahrhunderte wußte es einmal nicht anders, als daß der Papst zu solch einem höchsten Gebieter von Gott gesetzt sei. Darum fügte man sich ihm allgemein, und die sich ihm nicht fügen wollten, konnten doch für die Länge nicht widerstreben.

König Sancho I. von Portugal mußte ihm den verweigerten Lehenzins zahlen. Den mächtigen König Philipp August von Frankreich (s. vor. §) zwingt er, seine verstoßene Gattin Ingeborg (eine dänische Prinzessin) wieder anzunehmen. Hingegen muß auf seinen Befehl König Alfons von Leon (in Spanien) seine Ehe wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau wieder auflösen. König Peter II. von Aragonien (auch in Spanien) und König Kalojohannes von Bulgarien empfangen ihre Kronen aus seiner Hand. In Ungarn und Norwegen entscheidet er den Streit verschiedener Kronwerber. Den König Johann von England belegt er wegen Widersetzlichkeit bei einer Bischofswahl mit dem Banne und das ganze Land mit dem entsetzlichen Interdicte, wo nicht nur allerwärts kein Gottesdienst gehalten werden durfte, sondern Kreuze und Bilder bedeckt auf dem Boden lagen, die Leichen außerhalb des Kirchhofs eingescharrt wurden ꝛc. Johann, als Schwächling von seinem Volke im Stich gelassen, mußte sein Reich förmlich an den Papst abtreten, und nahm es nur als ein Gnadengeschenk und Lehen vom Papste zurück.

So beugte man sich dem Machtgebote dieses Innocenz allenthalben; nur in Deutschland fand es größern und hartnäckigern Widerstand.

§ 8.
Die folgenden Hohenstaufen.
Friedrich II.

Nach Heinrichs VI. Hingange wurde sein jüngerer Bruder Herzog Philipp von Schwaben, also wieder ein Hohenstaufe und Barbarossassohn, von dem größten Theile der Fürsten zum deutschen Kaiser erwählt. (1198—1208.) Allein eine feindliche Partei setzte den Herzog Otto von Braunschweig, Heinrichs des Löwen Sohn, entgegen. So gab es denn zwei Kaiser und der alte Kampf zwischen Welf und Waiblingen entbrannte mit neuer Wuth. Der Papst Innocenz sah einige Zeit der Verwirrung zu; dann trat er als Richter auf. Er wies aber den Philipp zurück und übertrug „im Namen des allmächtigen Gottes" dem Otto das Regiment über das deutsche Reich, nachdem er ihn zuvor hatte schwören lassen, daß er sich stets nach des Papstes Rath und Weisung richten wolle. Zugleich ließ er an alle Stände des Reichs den Befehl ergehen bei Strafe des Bannes, den Otto für ihren Herrscher anzuerkennen. Allein hier hatte er sich nun einmal doch verrechnet; die meisten weltlichen Fürsten wagten es, den Ausspruch des so gefürchteten Herrn der Erde nicht zu beachten; während allerdings die mehrsten geistlichen Großen ihm gehorchten. So kämpften die beiden Parteien miteinander fort; zehn Jahre währte der Krieg und verheerte Deutschland auf die jämmerlichste Weise.

Zuletzt hatte Philipp entschieden die Oberhand gewonnen, als plötzlich sein Leben auf gewaltsame Weise endete. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Neffe des gleichnamigen Gründers der Bayerischen Dynastie (s. § 6), welchem Philipp ein früheres Versprechen, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, wegen seines wilden Wesens nicht gehalten hatte, stürzte auf der Feste zu

Altenburg (bei Bamberg) unvermuthet mit gezücktem Schwerte auf ihn zu und hieb ihn in den Hals, daß er entseelt zu Boden sank (21. Juni 1208). Ueber diesen schändlichen Meuchelmord war Deutschland furchtbar entrüstet, und ein Reichstag zu Frankfurt a. M. belegte den Kaisermörder mit der Acht und Aberacht (letztere bedeutete eine Verstärkung der Acht, wobei namentlich „die Vogelfreiheit" des Geächteten betont war). Diese vollstreckte der Reichsmarschall Herr von Kallenthin, der den unstät von Ort zu Ort Umherirrenden zu Oberndorf bei Regensburg ereilte, ihn tödtete und sein Haupt in die Donau warf.

Da der Papst auf die Nachricht von der Ermordung Philipps den deutschen Fürsten eine neue Kaiserwahl verbot, kam jetzt Otto der Welf empor (1208—15). Dieser bezeigte sich anfangs als der unterwürfigste Diener des Papstes und ließ sich 1209 unter schmählichen Bedingungen, indem er demselben noch bedeutende kaiserliche Rechte in Italien opferte, die römische Krone aufsetzen. Sobald er sie aber hatte, trat er ihm kräftig und kühnlich entgegen, und hielt ihm wenig von seinen Verträgen und Versprechungen. Ei wie befremdete und verdroß das den erhabenenen Geist des Innocenz! Da konnte er nicht anders, er mußte auf den Wortbrüchigen, wiewohl einen Welfen, den Bannstrahl schleudern; und der traf gut. Sogleich erhob sich der deutsche Klerus und die Hohenstaufische Partei, zusammen die weitüberwiegende Macht Deutschlands, wider Otto und erklärten ihn des Regimentes für unfähig. Dafür riefen sie den jungen Friedrich, Heinrich VI. Sohn, den König des Sicilischen Reiches, auf den deutschen Thron. Auch Innocenz stimmte für diesen, ob er gleich ein Hohenstaufe, da er mit ihm in naher Verbindung stand; denn die Mutter Constanzia hatte bei ihrem frühen Ableben (1198) ihn selbst, den Papst, zum Vormund ihres Knäbleins bestellt, und er hatte sich dessen mit großer Sorgfalt angenommen, und von solchem seinem

Pflegesohne versprach er sich vollkommenen Gehorsam. Als der schöne Jüngling nach Deutschland kam, empfing ihn Freude, Frohlocken und Jubel, und 1215 wurde er zu Aachen gekrönt. Otto starb aber nicht lange darnach, fast von allen verlassen, auf der Harzburg.

Friedrich II.
(1215–50).

In diesem Enkel des Barbarossa haben wir wieder einen gewaltigen Hohenstaufen. Kräftig und wohlgebaut trug er herrliche Züge im blühenden Angesicht, aus dem feurigblaue Augen blickten, um das blondes Lockenhaar wallte. Er hatte einen reichbegabten Geist, einen klaren scharfen Verstand, ein freundlich und fröhlich Gemüthe, nur daß er zu sinnlichem Vergnügen zu sehr hinneigte. Auch besaß er eine treffliche Bildung, verstand 6 Sprachen, wußte in der Naturkunde so viel, daß er ein gründliches Buch über die Vögelwelt schreiben konnte; er war ein ausgezeichneter Redner und ein Dichter, der anmuthige Lieder in italienischer Sprache verfaßte und für den Vater der italienischen Dichtkunst gelten kann. Friedrich II. ist einer der aufgeklärtesten Köpfe des Mittelalters; aber seine Aufklärung artete, wenigstens in der Folgezeit seines Lebens, nach der schlimmen Seite hin, zur Freigeisterei, wozu ihn freilich zum großen Theil das furchtbar lieblose Benehmen der Kirche, d. i. des Papstes und der Geistlichkeit treiben mochte.

Dieser Kaiser hatte den schwersten Kampf mit der Hierarchie zu führen, welcher den größten Theil seines Regentenlebens einnahm.

Zwar mit dem Papste Innocenz III., seinem gewesenen Vormund und stets väterlichen Freunde, stand er immer in gutem Einvernehmen; Dankbarkeit kettete ihn an diesen bis zu dessen Tode, welcher aber schon 1216 erfolgte. Und auch mit dem folgenden Honorius III. hielt er sich noch; er versicherte demselben mit den stärksten Ausdrücken seine Ergebenheit gegen die Kirche, „an

deren Brüsten er gesogen, mit deren Milch er ernährt worden sei." Dieser mildere Papst sah es ihm auch nach, daß er den Kreuzzug, welchen er gleich bei seinem Regierungsantritt in Deutschland gelobt hatte, immer hinausschob und setzte ihm 1220 in der Peterskirche die römische Krone aufs Haupt.

Bis zu diesem Jahre hatte sich Friedrich in Deutschland aufgehalten und mit preiswürdiger Thätigkeit und Weisheit die Reichsangelegenheiten geordnet. Jetzt gieng er in seine Erblande (Neapel und Sicilien) zurück, wo in Folge feindseliger Parteiung große Noth herrschte. Mit gleich rühmlicher Einsicht und Kraft stellte er auch hier Ordnung und Ruhe her und traf viele heilsame Einrichtungen zur Wohlfahrt seiner geliebten Lande. Dabei bereitete er sich auf den Kreuzzug vor.

Papst Honorius III. starb 1227, ihm folgte Gregor IX. Das war ein anderer Gregor VII. (Hildebrand) an Ehrgeiz und Kühnheit, aber nicht an Verstand und Besonnenheit; ein schon 80jähriger Greis gab er sich noch der ärgsten Leidenschaftlichkeit hin. Dieser warf gleich einen finstern Blick auf den „allzumächtigen Hohenstaufen," der ihm zudem (in seinem Erbreiche) so nahe saß; und daß derselbe immer noch den längstersehnten Kreuzzug nicht beginne, daß er wohlgemuth in seinen schönen Sicilischen Schlössern lebe, während Jerusalem und das heilige Grab von den Ungläubigen zertreten werde, das däuchte ihm ein unerträgliches Aergerniß. Er schrieb einen Brief an den Kaiser in einer starken Sprache, strafte seinen Hang zur Sinnlichkeit und Ueppigkeit, und gebot ihm streng, den gelobten Kreuzzug unverzüglich anzutreten. Zugleich ließ er nach allen Seiten hin Aufforderung zur Theilnahme daran ergehen.

Schaaren von Kreuzfahrern strömten aus allen Ländern in Apulien zusammen; aber ausbrechende Seuchen rafften viele derselben weg. Gleichwohl schiffte sich Friedrich, gehorsam dem Befehle des Papstes, im September 1227 ein. Allein bald auf dem Meere wird er selbst

von der Krankheit befallen, und er kehrt am dritten Tage ans Land zurück, um erst seine Genesung abzuwarten. Auf die Kunde von der Umkehr des Führers wenden auch die andern schon Eingeschifften um, und der ganze große Haufe läuft auseinander.

Als der Papst dieß hörte, ergriff ihn ein unmäßiger Zorn, und ohne nähere Untersuchung erklärte er sogleich die Krankheit des Kaisers für Verstellung, predigte öffentlich auf der Kanzel gegen „den Basilisken" (eine giftige Schlange) und sprach den Bann über ihn aus, den päpstliche Briefe in alle Welt beförderten.

Friedrich erzitterte nicht; er trat der Ungerechtigkeit in Gegenschriften, darin er sich mit seiner nicht erheuchelten, sondern wirklichen Erkrankung entschuldigte und über die unerhörte Tyrannei und sonstige Untugend des Papstes bittre Klage führte, aufs Kräftigste entgegen. Und im nächsten Frühjahre unternahm er nun wirklich den Kreuzzug — es ist der Sechste, — um der Christenheit zu zeigen, daß es ihm ein Ernst damit sei.

Der Papst, weitentfernt dadurch versöhnt zu werden, gebärdete sich jetzt nur noch wilder; er hieß diese Unternehmung eines Gebannten frevelhaft und warnte jedermann vor der unheilbringenden Gemeinschaft mit demselben.

Der Kaiser landete im Sept. 1128 zu Akko und wurde von den Morgenländischen Christen mit hohen Ehren und Freudenbezeigungen empfangen. Aber plötzlich folgen Gesandte des Papstes nach, rufen den von der Kirche Verfluchten als unwürdig zum heiligen Werke aus und verbieten, ihm irgend eine Unterstützung zu leisten, so daß selbst die Johanniter und Templer, welche bei des Kaisers Ankunft nach alter Sitte das Knie vor ihm gebeugt, sich von ihm abwandten. Indessen brauchte sie der Kaiser nicht. Er unterhandelte mit dem damaligen Besitzer des h. Landes, Kamel, dem Sultan von Egypten, auf geschickte Weise und unter günstigen Umständen, da dieser gerade von Muhammedanischer Seite

selbst her bedroht war; und nachdem sich beide Herrscher noch persönlich kennen und schätzen gelernt, ja eine Zuneigung zu einander gefaßt hatten, kam es ohne Schwertstreich dahin, daß Jerusalem sammt mehreren heiligen Orten, Bethlehem, Nazareth 2c., und einer beträchtlichen Landesstrecke von den Muselmanen an die Christen herausgegeben ward.

Froh zieht nun Friedrich in die heilige Stadt ein. Aber siehe, der Patriarch flieht scheu vor ihm und untersagt allen Gottesdienst. Der Kaiser geht mit seinen Getreuen doch in die Kirche und setzt sich in ihrer Gegenwart selbst die Jerusalemitische Krone auf.

Im Mai 1229 kehrte er von dem so erfolgreichen Kreuzzuge nach Italien zurück. Er fand die Schlüsselsoldaten (die päpstlichen, so genannt von dem „Schlüssel Petri," mit dem Gregor ihre Montur hatte bezeichnen lassen) in seinem Apulischen Lande; in wenigen Wochen reinigte er es von ihnen, hielt aber an der Grenze des Kirchenstaates an und — bot jetzt dem Papste die Hand der Versöhnung. Dieser war im Grolle gegen den Kaiser nur gewachsen, hatte ihn bereits als einen zum Islam Abgefallenen dargestellt und alle Christenheit zum Kriege gegen ihn aufgefordert; jetzt aber, von seinen Bundesgenossen ohne Beistand gelassen, dagegen von vielen Fürsten und selbst etlichen Prälaten heftig gedrängt, sah er sich bei bösem Gesichte gezwungen, die dargebotene Hand zu ergreifen. Die Aussöhnung geschah zu St. Germano. Der Papst hob den Bann über Friedrich auf und dieser suchte das Kirchenhaupt durch Freundlichkeit und Gefälligkeit sich zu verbinden.

Nunmehr hatte Friedrich eine sechsjährige Ruhezeit, die er eifrigst zur Friedigung und Beglückung seiner theuern Erbstaaten verwendete. Er gab ein neues vortreffliches Gesetzbuch für dieselben heraus, worin die Rechte aller seiner Unterthanen nach ihren verschiedenen Klassen sichergestellt waren. Das gemeine Volk

wurde darin mehr begünstigt, als es früherhin stand, und gegen die Uebergriffe des Adels und der Geistlichkeit wohlthuend geschirmt. Sodann ließ er aus Adel, Geistlichkeit und Volk Abgeordnete oder Stände wählen, die das Land der Regierung gegenüber vertreten sollten; und so haben wir denn hier zuerst in der Geschichte eine ständische Verfassung nach neuerer Art, Friedrich hat seinem Erbreiche die erste Constitution gegeben. Er sorgte auch für das Aufblühen von Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft 2c. Gewiß, Neapel und Sicilien war nie so glücklich als unter ihm.

Dabei wollte er aber auch selbst ein recht beglücktes Dasein führen und schuf es sich nach seinen Begriffen. An seinem Hofe zu Palermo (auf Sicilien) war alle Güte und Blüthe des natürlichen Lebens entfaltet. Da gab es kostbare Tafeln, wo das Beste von Land und Meer, aus der Nähe und Ferne aufgetragen ward. Prachtvoll gekleidete Mohren bewegten sich dienend unter den höhern schimmernden Beamten. Sänger, Tänzer, Taschenspieler, Spaßmacher vergnügten ihn und seine Gäste. Er hatte die anmuthigsten Gärten und Thiergärten voll fremder und seltener Thiere. Er hielt lustige Jagden. Höhern Genuß gewährte es, wenn in der Gesellschaft geistreicher Männer, die er um sich sammelte, die Werke der Gelehrten, Dichter und Künstler gelesen, betrachtet, beurtheilt und dargestellt wurden. So ergötzte sich Friedrich, wenn er von seinen Regierungssorgen ausruhte.

Mitten in dieses heitere Leben hinein drängte sich freilich ein sehr herbes Leid. Sein ältester Sohn Heinrich, den er hatte zum deutschen König nach ihm wählen lassen und mit der Regierung Deutschlands in seinem Namen betraut, ein lockerer, ausschweifender und schlechten Rathgebern folgender Mensch, empörte sich gegen den Vater. Letzterer gieng, 1235, ohne Heer, lediglich vertrauend auf die Treue der Deutschen in's Reich. Sogleich schloßen sich ihm auch die mächtigsten Fürsten

an, und Heinrichs böse Sache ist schnell verloren. Er kommt, bittet den Vater fußfällig um Gnade und erhält sie auch. Uebrigens machte er hernach einen neuen Empörungsversuch, der ihm übler bekam; er wurde gefangen und in ein apulisches Schloß gesteckt, darin er nach 7 Jahren starb.

In dem gemeldeten Jahre 1235, nach Beendigung jenes ersten Aufruhrs, treffen wir aber noch auf eine sehr freudige Begebenheit in Friedrichs Leben. Er war Wittwer geworden und vermählte sich aufs neue mit Isabella, der reichen Schwester des Königs von England. Sie wurde am Gestade des deutschen Meeres abgeholt und im Festzuge durch die blühenden niederländischen Städte geführt. Von Köln aus holten sie 10,000 stattlich geschmückte Bürger auf Rossen ein. Andere segelten ihr auf dem Lande in schönen, lustigbewimpelten Schiffen entgegen; es waren Wägen, wie Schiffe gebaut, mit verdeckten Rädern und Pferden. Die Hochzeit wurde in dem getreuen Worms außerordentlich prachtvoll gefeiert; 4 Könige, 11 Herzöge, dann Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter ohne Zahl verherrlichten sie durch ihre Gegenwart; vier Tage lang ergötzte man sich in Schmaus, Ritter- und Schauspielen ꝛc. Der Braut ward von den Gästen eine wunderschöne, aus Elfenbein, Gold, Perlen und Muscheln gearbeitete Wiege geschenkt.

Von Worms begab sich der Kaiser nach Mainz zu einem der glänzendsten Reichstage, die je gehalten worden sind, auf welchem viele heilsame Anordnungen zur Sicherheit und zum Gedeihen des Reichs getroffen wurden. Besonders merkwürdig ist dieser Reichstag auch dadurch, daß hier den deutschen Fürsten die Landeshoheit in ihren Gebieten feierlich gewährleistet wurde.

Nun gieng Friedrich daran, in der Lombardei die kaiserlichen Rechte wieder aufzurichten, da von den freiheitssüchtigen dortigen Städten der Vertrag mit seinem Großvater Barbarossa (§ 6) längst verletzt war. Weil sie seine gerechten Ansprüche nicht gutwillig aner-

kannten, so kam es zum Kriege, zum erneuten Kampfe der Guelfen und Ghibellinen in Italien. Der Kaiser, welcher sein Heer mit 10,000 Saracenen aus Sicilien verstärkt hatte, erfocht bei Cortenuovo, 1237, einen entscheidenden Sieg. Die Städte wollten sich nach so schwerer Niederlage unter billigen Bedingungen unterwerfen; allein Friedrich, im Uebermuthe seines Glückes, stellte sich hier zu seinem großen Unglücke zu hart an, begehrte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade von ihnen, und dazu konnten sie sich nicht entschließen, sondern ermannten sich zu einem neuen Kampfe auf Leben und Tod.

Und siehe — sie erhalten einen starken, furchtbaren Bundesgenossen, der Papst tritt auf ihre Seite. Der alte Groll desselben war dadurch wieder erwacht, daß Friedrich die Ausgleichung des Streites nicht seinem Schiedsgerichte überlassen und daß er seinem Sohne Enzio durch Heirath das Königreich Sardinien verschafft hatte, auf welches der römische Stuhl Anspruch machte. Der uralte Gregor schleudert am Palmentage 1239 abermals den Bannstrahl über den Kaiser, indem er ihn vor aller Welt als einen Feind der Kirche und Freund der Ungläubigen verklagt, wozu ihm Friedrichs Verhältniß zum Sultan Kamel und die Aufnahme von Saracenen in sein Heer Anlaß gab; ja er heißt ihn einen entsetzlichen Lästerer, der gesagt habe, die Welt sei durch drei Betrüger (Moses, Christus, Muhammed) hintergangen worden, was er jedoch nicht im Mindesten beweisen konnte und womit er sich selbst widersprach, da er ihn auch einen „Muhammedaner" schalt. Er nennt ihn auch das aus dem Meere gestiegene Thier der Offenbarung, den König der Pestilenz 2c. Friedrich, aufs Höchste darüber erbittert, bezeugt dagegen in einem Schreiben an alle europäischen Könige und Fürsten seinen rechten christlichen Glauben, und bezahlt sodann dem Papste mit gleicher Münze; er heißt ihn einen schmachvollen Verleumder, einen mit dem Oele der Schelmerei gesalbten Pharisäer, den Unhold, der den Frieden von

der Erde wegnehme, einen wahnwitzigen Propheten, ja den Antichrist. Sie überbieten sich gegenseitig in Schmähungen. Darauf drang der Kaiser in's päpstliche Gebiet ein und nahm die meisten Städte desselben weg, was den Papst veranlaßte, feierliche Prozessionen um die Hilfe des Himmels abzuhalten. Derselbe ließ auch durch seine Diener, namentlich durch die erst aufgekommenen Bettelmönche, in allen Landen das Kreuz wider Friedrich predigen. Um seiner Sache durch die öffentliche Beistimmung vieler hohen Geistlichen desto mehr Nachdruck zu geben, schrieb er auch eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom aus, die aber nicht zu Stande kam; denn Enzio, des Kaisers Sohn, hielt Wache und nahm den größten Theil der herbeikommenden Prälaten gefangen, worüber Gregor, als er's vernimmt, ein fast hundertjähriger Greis, vor Grimm den Geist aufgiebt, 1241.

Allein Friedrich ist damit nichts gebessert. Der neue Papst, Innocenz IV., — ein andrer Innocenz III. an Klugheit und eherner Beharrlichkeit, doch nicht nach seinen bessern Eigenschaften —, setzte den Streit gegen ihn mit der äußersten Anstrengung fort, unerachtet der müde Kaiser nun allem aufbot, Friede zu erlangen. Dieser Papst begab sich sogar von Rom weg nach Lyon (im heut. Frankreich) hinüber, um von dorther „desto freier wider den Kaiser handeln und fluchen zu können." Dorthin berief er das von seinem Vorgänger beabsichtigte allg. Concil, 1245, und die hohen Prälaten eilten aus Frankreich, Spanien, England rc. (weniger aus Deutschland und Ungarn) zu Haufen herbei. In dieser Versammlung hielt Innocenz eine Rede über Klagl. 1, 12.: „Ihr alle, die ihr vorübergeht, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz" rc., — und zählte dann die Verbrechen des Kaisers, die ihm diesen Schmerz über alle Schmerzen bereiteten, nach einander her, daß er sei ein Ketzer, ein Muhammedaner, ein Gotteslästerer, ein Meineidiger, ein Mißhandler der

Geistlichkeit u. s. f. Es war der kaiserliche Gesandte Thaddäus von Suessa gegenwärtig und vertheidigte seinen Herrn trefflich. Aber Innocenz wies ihn auf's Heftigste zurück und sprach mit höchster Feierlichkeit das Verdammungsurtheil über Friedrich aus. Derselbe wird als ein von Gott Verworfener aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt und alle seine Unterthanen werden ihres Eides gegen ihn mit dem Zusatz entbunden, wer ihm hinfort noch diene, der sei seines Bannes theilhaftig, und welches Land ihn noch als Herrscher behalte, unterliege dem Interdicte. Während der Verlesung des Urtheilsspruches hielten die Bischöfe brennende Kerzen in ihren Händen, die sie beim letzten Wort auf die Erde warfen, daß sie verloschen. Das war schauerlich.

Als der Kaiser die Nachricht davon erhielt, setzte er seine Krone auf's Haupt und sprach mit funkelnden Augen und donnernder Stimme: „Noch habe ich meine Krone, und niemand soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen!" Er schärfte es allen seinen Unterthanen streng ein, ihm treu und gehorsam zu bleiben, und über alle Geistliche, welche ihnen keinen Gottesdienst halten wollten, verhängte er die schwersten Strafen. Er sandte an alle Cardinäle eine Protestation gegen den Ausspruch des Concils und ließ abermals Schreiben an alle Regenten Europas ausgehen, darin er sie aufforderte, die Anmaßungen des Papstes und der Geistlichkeit nicht länger zu dulden, sondern vereint mit ihm dagegen zu kämpfen. „Ich bin der Erste nicht," schreibt er, „und werde der Letzte nicht sein, den sie verfolgen und in den Abgrund zu stürzen suchen; und Ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde." Er äußerte auch frei, daß er den Geistlichen ihre großen Reichthümer, welche sie nur zu einem ungeistlichen, üppigen Leben verwendeten, zu nehmen und sie zur Einfalt der Apostel zurückzuführen gesonnen sei. Allein Friedrich stand nun einmal und allerdings nicht ganz mit Unrecht

im Geruche der Freigeisterei und über seine Auslassungen gegen die üppige, liederliche Geistlichkeit, die ihnen ein Angriff auf den heil. Priesterstand überhaupt dünkten, erschracken die Fürsten. Darum richtete er mit seiner Aufforderung nichts aus. Doch suchte der fromme König Ludwig IX. von Frankreich zwischen ihm und dem Papste zu vermitteln. Allein Letzterer wollte sich auf nichts einlassen, bevor nicht Friedrich und sein (zweiter) Sohn Konrad, den er statt seines rebellischen Heinrichs hatte zu seinem Nachfolger und einstweiligen Stellvertreter in Deutschland wählen lassen, aller Regierung entsagt hätten.

So wüthete der furchtbare Kampf zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit fort. Zu seiner kräftigen Führung setzte der Papst Himmel und Erde in Bewegung. Er wiegelte ohn' Unterlaß durch Briefe, Legaten und Bettelmönche Italiener und Deutsche gegen Friedrich auf; er ertheilte allen, die wider ihn ziehen würden, Ablaß von ihren Sünden; auch suchte er die Anhänger des Kaisers durch Geldbestechungen zum Abfalle von ihm zu verleiten.

Das durch seinen Machtspruch erledigte Kaiserthum bot er förmlich aus. Doch zeigte unter den deutschen Fürsten niemand Lust dazu. Endlich ließ sich der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zur Annahme bewegen, welcher, weil nur von Geistlichen gewählt, der „Pfaffenkönig" genannt wurde. Der Reichsregent Konrad schlug ihn aber, daß er verwundet floh. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode ließ sich noch der junge Graf Wilhelm von Holland bethören, „die entwürdigte Krone" aus der Hand etlicher Prälaten anzunehmen. Der Papst unterstützte ihn, wie schon den vorigen, mit einer großen, in allen Landen erpreßten Geldsumme zur Ausrüstung eines mächtigen Heeres, und da nun auch das deutsche Volk durch die überall geschäftigen Bettelprediger mehr und mehr „gegen die ketzerischen

Hohenstaufen" verhetzt worden war, so konnte sich Konrad dieses Gegners nicht entledigen.

Der Kaiser, welcher selbst in Italien, wo der Krieg am meisten tobte, einen sehr harten Stand hatte und eine Abnahme seiner Kräfte spürte, versuchte nochmals alles Mögliche, Frieden zu gewinnen; er erbot sich, der Kirche alles, was er ihr zu leide gethan, reichlich zu vergüten. Allein der Papst war unversöhnlich und unerbittlich; er hatte fest beschlossen, den Kaiser um jeden Preis zu verderben. Er fuhr emsig fort, diesseits und jenseits der Alpen den Kreuzzug gegen „den großen Ketzer, den andern Pharao, den Statthalter des Satans" predigen zu lassen; und Friedrich mußte es erfahren, daß ihm seine nächsten Diener und Freunde untreu wurden, daß sein eigner Kanzler (Minister) und langjähriger Freund Peter de Vineis sich in eine Verschwörung zu seiner Vergiftung einließ. „Wehe mir, rief er in tiefem Schmerze aus, die Treusten verlassen mich! Peter, die Hälfte meiner Seele, hat meinen Tod gesucht! Wem soll ich noch trauen? Wie kann ich je wieder froh werden?"

Dazu traf ihn der entsetzliche Schlag, daß sein theurer Sohn Enzio, die Blume der Ritterschaft, von den Bolognesern gefangen wurde, 1249, die ihn um keinen Preis wieder freigeben wollten. Er versprach ihnen für denselben einen silbernen Ring, der ihre Stadt umschließen sollte; aber sie verachteten es.

Nachdem Friedrich eine Zeitlang betäubt von Jammer unthätig geblieben, raffte er sich noch einmal auf. Er „will aus dem Ambos wieder ein Hammer werden." Und siehe, sein Stern scheint wieder aufzusteigen. Er erringt namhafte Vortheile über die Italienischen Gegner; auch sonst und in mehrfacher Hinsicht gestalten sich seine Verhältnisse wieder günstiger. Nun will er einen raschen Zug nach Lyon machen, um den störrigen Papst zu fangen, daß er in Banden zahmer werde; da — überfällt ihn Krankheit und Tod! Er starb, nachdem er dem

Erzbischofe von Palermo seine Sünden gebeichtet hatte und von diesem wieder in den Schoos der Kirche aufgenommen worden war, zu Firenzuola in Apulien, 13. Dez. 1250, im 56. Lebensjahre. Der Papst hatte gesiegt und frohlockte.

Untergang der Hohenstaufen.

Friedrich II. hinterließ vier Söhne, von denen wir zwei schon kennen, — Konrad, Heinrich den Jüngern, Enzio und Manfred. Keiner von ihnen konnte zu der Höhe der Vorfahren aufsteigen; ja es sollte das Haus der Hohenstaufen nach so hehrer Pracht in Bälde gänzlich und traurig untergehen. War's ein von dem grausamen Heinrich VI. her auf dem Geschlechte haftender Fluch — nach dem Worte: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Wer hat des Herrn Sinn erkannt?! Es ist jedenfalls die Endgeschichte dieses Hauses tiefergreifend.

Da der Papst, welcher nach des Kaisers Tode von Lyon nach Rom zurückgekehrt war, den schärfsten Befehl nach Deutschland ergehen ließ, daß niemand weiter dem Konrad von Hohenstaufen, „dem Herodessohne", gehorche, sondern jedermann den Wilhelm von Holland als deutschen Oberherrn anerkenne, so wurden des Erstern Verhältnisse dort ungemein mißlich. Beinahe wäre er in Regensburg bei einem durch den dortigen Bischof angestifteten Ueberfall um's Leben gekommen; seine Rettung verdankte er nur dem getreuen Grafen von Eberstein, der sich in sein Bette legte und für ihn erschlagen ließ. Da Konrad in Deutschland nichts mehr ausrichten konnte, so begab er sich von hier nach Italien, um wenigstens das väterliche Erbe des Sicilischen Reichs seinem Hause zu erhalten. Das gelang ihm auch im Verein mit seinem tapfern Bruder Manfred. Er starb aber schon vier Jahre nach seinem Vater, 1254, an einem hitzigen Fieber mit Hinterlassung

eines zweijährigen Knäbleins, das auch „Konrad" getauft war und von den Italienern „Konradin" (der kleine Konrad) genannt wurde.

Ein Jahr vor ihm schon war sein Bruder Heinrich der Jüngere eines plötzlichen Todes gestorben.

Jetzt herrschte Manfred über das Sicilische Reich ein Jahrzehend lang, nicht ohne harten Kampf, aber sehr rühmlich. Dieser war seines Vaters jüngster und liebster Sohn und ganz dessen Ebenbild, freilich auch in den Fehlern. Aber ein Nachfolger des Papstes Innocenz IV., Urban IV., setzte dessen wüthenden Haß gegen die Hohenstaufen fort, und nachdem es ihn nicht zum Zwecke geführt, daß er auch gegen Manfred hatte in Italien, Frankreich und Deutschland das Kreuz predigen lassen, bot er zuletzt dem Karl von Anjou, einem Bruder des französischen Königs, die Sicilische Krone an. Dieser muthige, thatkräftige, aber kaltherzige, grausame, finstere, an Leib und Seele häßliche Mensch ergriff das Anerbieten mit Freuden. Er kommt mit einem Heere. Manfred ist schon von Verrath umgeben, und in der Schlacht bei Benevent, 1266, geht ein Theil seines Heeres zum Feinde über. Als er alles verloren sieht, stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und fällt. Er hatte drei Söhne; die ließ der Sieger im Kerker verschmachten.

So war denn Karl von Anjou König des Hohenstaufischen Erbreichs. Er herrschte aber höchst willkührlich, ungerecht und tyrannisch. Da sehnte man sich nach der viel bessern Ghibellinischen Herrschaft und sandte nach Deutschland, wo der nun sechzehnjährige Konradin seit seiner frühen Kindheit lebte, und lud denselben ein, sein väterliches Erbe anzutreten. Seine gute Mutter Elisabeth warnte ihn zärtlich vor dem schönen aber falschen Italien, das noch allen Hohenstaufen verderblich geworden. Aber das vorgehaltene Kleinod ist zu lockend, der zarte Jüngling voll Mannesmuth kann nicht widerstehen. Er sammelt sich von dem Reste der Hohen-

staufischen Güter in Schwaben ein Heer und zieht in Begleitung seines treuen Freundes, des jungen Prinzen Friedrich von Baden, über die Alpen dahin. Die Ghibellinen Italiens empfangen ihn mit Frohlocken und verstärken seine Schaar. Bei Tagliacozzo unterhalb Roms stößt er mit Karl von Anjou zusammen, 1268. Er kämpft würdig seiner Ahnen, heldenmüthig und — siegt. Doch zu frühe zerstreuen sich seine Krieger, um zu plündern; da bricht ein feindlicher Hinterhalt hervor und entreißt ihm wieder den Sieg. Er muß fliehen und wird auf der Flucht sammt seinem Freunde gefangen. Karl ließ zu Neapel ein Gericht über ihn zusammentreten. Alle Richter bis auf Einen sprechen ihn frei, denn er habe in Meinung guten Rechts den Krieg unternommen; trotzdem sprach Karl das Todesurtheil über ihn und seinen Genossen aus. Barfuß und in Hemdärmeln gieng Konradin sammt Friedrich zum Blutgerüste. Er umarmte auf demselben den Freund und rief aus: „O Jesus Christus, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ und legte das Haupt auf den Block. Als es fiel, schrie Friedrich vor Entsetzen laut auf, darob alle Anwesenden zu weinen anfiengen; dann legte auch er still das seinige auf den Block.

Als Enzio im Gefängniß zu Bologna von Konradins Tode hörte und dachte, daß er allein vom Heldengeschlechte noch übrig sei, fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen frei zu werden und der Hohenstaufen Glanz wieder herzustellen. Er machte darum einen Fluchtversuch, der auch beinahe gelungen wäre. Schon wurde er in einer Tonne aus dem Gefängniß getragen; aber eine seiner herrlichen Locken, wie sie kein Anderer zu Bologna hatte, quoll aus einer Oeffnung des Fasses hervor, daran wurde er auf der Straße erkannt. Man brachte ihn in den Kerker zurück, darin er starb (1272).

So ist das Geschlecht der Hohenstaufen, das

einst so hochbeglückte, hellstrahlende, schleunig, blutig und jammervoll untergegangen!

§ 9.

Noch etwas von der Gestalt des deutschen Reichs um die Zeit der letzten Hohenstaufen.

Das deutsche Reich war nicht mehr so groß als früher. Burgundische und Lothringische Landschaften hatten sich schon von ihm losgetrennt, wie sich in der Folge noch manches von ihm ablöste, ohne daß wir es jedesmal anführen können. Dänemark, Ungarn, Polen erkannten seine Oberherrlichkeit nicht mehr an. Und in seinem Bestande hatte es jetzt gar eine andere Gestalt als früherhin.

Die alten großen Herzogthümer hatten sich zersplittert oder ganz aufgelöst. So waren aus dem alten Bayern die getrennten Laude: Bayern, Kärnthen, Oestreich, Steiermark, Tyrol geworden. Das große Herzogthum Sachsen war in den beschränkten Theil, der den Namen fortführte, die Erzbisthümer Magdeburg, Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Osnabrück 2c., die Landgrafschaft Thüringen, die Markgrafschaft Meißen, die Grafschaften Holstein, Oldenburg 2c. auseinandergegangen. Schwaben zerfiel mit dem Untergange der Hohenstaufen gänzlich; Baden, Württemberg, Hohenzollern und viele andere, zum Theil winzige Herrschaften treten da hervor. Franken hatte schon vorher als Herzogthum völlig aufgehört; aus diesem hatten sich die Stifter Mainz, Würzburg, Bamberg 2c., die Pfalzgrafschaft bei Rhein, die Grafschaft Nassau 2c. die Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg 2c. gebildet.

So stand denn der Kaiser mit seinen immer mehr verarmten Rechten und Einkünften über einem in eine Menge einzelner, von einander unabhängiger Herrschaften zertheilten Reiche.

Alle unmittelbar unter dem Kaiser stehenden oder, wie man sagte, „reichsfreien“ Herren und Körperschaften

hießen „Stände des Reichs“. Diese sonderten sich in drei Klassen.

Zu den Reichsständen gehörten erstlich: die hohen Fürsten, die Herzoge (einschließlich des Königs von Böhmen), Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen, andere gefürstete Grafen, dann die Erzbischöfe, Bischöfe, gefürsteten Aebte. Sie alle hatten die Landeshoheit in ihrem Gebiete, Aufgebot des Heerbannes, umfassende Gerichtsbarkeit zc. Bei allen den weltlichen Fürstenthümern bestand nun auch schon ausdrücklich oder doch thatsächlich die Erblichkeit. Nur wenn das Fürstengeschlecht ausstarb, fiel das Lehen dem Kaiser heim, der es nach Belieben vergeben konnte; oder zur Strafe nahm derselbe einem Vasallen sein Land.

Zu den Reichsständen gehörten zweitens: die reichsfreien Grafen und Barone. Diese walteten auch selbstherrlich in ihren Ländlein, ob sie schon nicht alle Gerechtsame der Erstern besaßen, z. B. keine Münzen schlagen durften.

Zu den Reichsständen zählten endlich: die freien Reichsstädte. Deren gab es im 13. Jahrhundert schon gegen sechszig und es wurden noch viel mehre; fast jede größere Stadt wußte sich die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen. Diese Städte bildeten in sich eine Art Republik; sie regierten sich selbst durch Bürgermeister und Rath. Doch war ein Reichsvogt da, welcher das Regiment zu überwachen und in gewissen Fällen als die Oberbehörde zu handeln hatte. Das städtische Regiment befand sich in der Hohenstaufenzeit wohl überall noch in den Händen der adeligen Bürger und ritterbürtigen Kaufleute, welche „Geschlechter“ oder auch (wie einst in Rom) „Patrizier“ hießen. In der Folge aber, da die Handwerker durch ihren Zusammenschluß in Zünften stark geworden, errangen auch die geringern Bürger oder „Plebejer“ — allerdings gewöhnlich erst durch harte Kämpfe — einen Antheil am Regiment (Aufnahme plebejischer Glieder in den Rath). In manchen Städten

erlangten die Plebejer sogar das Uebergewicht; da trat dann eine mehr demokratische Verfassung ein. In andern Städten behielten die Patrizier die Oberhand; da blieb die Verfassung dann auch vorherrschend aristokratisch.

Diese drei Klassen der Reichsstände formirten nun unter dem Vorsitze des Kaisers den Reichstag, zu welchem sie persönlich oder durch Abgeordnete erschienen.

Außerdem gab es aber auch noch einige freie, reichsunmittelbare Landgemeinden (Bauerngemeinden), wie in der heutigen Schweiz. Sie hatten, wie die Städte, einen Reichsvogt über sich, beschickten jedoch den Reichstag nicht.

§ 10.

Rundschau in den andern Ländern Europa's.

Liebe Leser! Wir haben uns in diesem Abschnitte bisher vornehmlich mit der deutschen Geschichte beschäftigt. Deutschland ist auch der Hauptschauplatz der Weltgeschichte im Mittelalter. Lasset uns aber jetzt und zwar in ununterbrochener Reihe eine Rundschau in den andern Ländern Europa's machen und besonders Merkwürdiges, was sich darin vom 11. bis zum 13. Jahrhundert zugetragen hat, so weit es in dem Vorhergehenden nicht schon berichtet ist, in's Auge fassen. Es ist aber dabei hübsch auf die Jahrzahlen zu achten, weil es nach der Lage der Länder und nicht gerade nach der Chronologie (Zeitrechnung) geht. Wir beginnen im Westen mit

Spanien.

Bei der Eroberung dieses Landes durch die Saracenen war ein Theil der Christen in schützenden Gebirgen unbezwungen geblieben (V, 2). Diese kämpften stetiglich gegen die muhammedanischen Eindringlinge, und sie stritten mit glühendem Glaubenseifer und dem ritterlichsten Muthe und gewannen mit der Zeit breitern Fuß.

Im eilften Jahrhundert hoben sich zwei christliche Königreiche hervor: Kastilien (mit Leon) und Aragonien. Mehr und mehr siegten die christlichen Waffen über die häufig unter sich selbst uneinigen Ungläubigen. Der größte Held im Streite wider sie war Don Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, gewöhnlich „der Cid" (Herr des Kampfes) auch „Kampeador" (Kämpe) genannt, † 1099. Seine gewaltigen Thaten wurden in vielen Spanischen Volksliedern besungen; auch in deutscher Sprache sind sie gar schön zu lesen („der Cid von Herder"). Im zwölften Jahrhundert währten die Kämpfe der Christen mit den Mauren fast unausgesetzt fort; im dreizehnten brachte ihnen König Alfons VIII. von Kastilien bei Tolosa (1212) eine so große Niederlage bei, daß von dem an ihre Macht in Verfall gerieth.

Schon 1139 wurde Portugal, aus einer Statthalterschaft Kastiliens ein davon getrenntes (christliches) Königreich unter einem französischen Prinzen.

Wir schreiten über die Pyrenäen nach Frankreich.

Frankreich.

Ludwig IX.

Jemehr in Deutschland die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber zunahm, so daß dieser fast nur noch wie „der Erste unter Gleichen" erschien, desto mehr wuchs in Frankreich die Macht des Königs den Großen des Reichs gegenüber. Das hatte wohl darin einen Hauptgrund, daß dort die Krone erblich war; es gab aber unter den Kapetingern (s. VI., 5) doch auch kluge und kräftige Regenten, welche die Umstände gut zu benützen vermochten.

Der Strahlendste aller französischen Könige und einer der Ersten von allen, die je einen Thron eingenommen haben, ist Ludwig IX., ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs II., den er aber um 20 Jahre überlebte. (Er regierte von 1226—70.) Von Natur mit den besten

Geistesgaben ausgerüstet und von seiner Mutter aufs Sorgfältigste und Gottesfürchtigste erzogen, wurde er ein ausgezeichneter Staatsmann, ein höchstgerechter und überausmilder, dabei auch muthiger und tapferer Fürst und ein herzlichstfrommer Christ. Durch ihn besonders wurde das königliche Ansehen in Frankreich hoch emhorgehoben. Bei aller Ehrerbietung gegen das sichtbare Haupt der Kirche schützte er auch seine Regentenrechte gegen die päpstlichen Uebergriffe und seine Unterthanen gegen die maßlosen Gelderpressungen der päpstlichen Legaten. Die Angelegenheiten seines Staates ordnete und leitete er mit weisem Sinn und fester Hand, und seine Unterthanen freuten sich des Friedensfittiges, den er über sie ausbreitete. Er verfuhr in allen Händeln derselben mit strenger Gewissenhaftigkeit und möglichster Lindigkeit, und man verehrte seine Urtheilssprüche wie Gottesurtheile. In seinem Privatleben unterzog er sich, nach dem Geiste seiner Zeit, harten Bußübungen, ließ sich auch, wie andere fromme Fürsten, den Rücken blutig geißeln; aber er meinte es redlich zu seiner Heiligung. Seine vielen guten Werke in Ausstattung von Kirchen und Klöstern, in Unterstützung der Armen, in Stiftung von Krankenhäusern 2c. that er aus aufrichtiger Liebe zu Gott und Menschen; er bezeugte, daß er sich damit, wie mit seinen Bußübungen, „nicht von der Sündenschuld befreien wolle," — seinen Haupttrost wenigstens setzte er auf die Gnade Gottes. Er hatte noch mehr evangelisches Licht als die meisten seiner Zeitgenossen; doch freilich kein ungetrübtes.

Darum unternahm im Drange seines frommen Herzens auch er einen Kreuzzug, den Siebenten und letzten. Denn a. 1244 war Jerusalem abermals an die Ungläubigen verloren gegangen; das schmerzte ihn tief. Mit der heiligen Oriflamme (einer besondern Fahne) und 50,000 auserlesenen Kriegern brach er im Sommer 1248 auf. Er schiffte durch das Mittelmeer nach Cypern, woselbst er überwinterte. Im folgenden Jahre griff er

zuerst Egypten, dessen Sultan das heilige Land beherrschte, selbst an. Die feindliche Flotte wurde besiegt und die feste Stadt Damiette erobert. Gleich ließ er die dortigen Moscheen in christliche Kirchen umwandeln. Voll Hoffnungsfreudigkeit, mit neuer Mannschaft aus Frankreich verstärkt, gieng er jetzt auf die Sultansresidenz Cairo los; allein Unkenntniß der Wege, Sonnenhitze, Hunger, Durst und Seuchen vereinigten sich mit der feindlichen Uebermacht zum Verderben seines Heeres, so daß er nach schweren Kämpfen genöthigt war, sich mit dem Reste desselben gefangen zu geben. Viele der Gefangenen wurden niedergehauen und der König selbst mit dem Tode bedroht, wenn er nicht Muselman würde; er streckte aber willig seinen Hals dar, ehe er seinen Herrn Christus verleugnete. Indessen erfüllten sie die Drohung nicht, ließen sich aber für seine Freiheit 800,000 Byzantinische Goldgulden bezahlen und das eroberte Damiette herausgeben. Aufs Tiefste gebeugt kehrte er a. 1254 nach Frankreich zurück.

Und doch blickte er immer aufs neue sehnlich nach dem heiligen Lande hinüber, für dessen Wiedereroberung der Eifer in der übrigen Christenheit fast ganz erloschen war; und es ließ ihm keine Ruhe, er mußte in alternden Tagen noch seinen Kreuzzug wiederholen. Er schiffte a. 1270 mit 60,000 Mann nach dem nähern Tunis auf der nordafrikanischen Küste, um schon von dort aus über die Saracenen siegend vorzuschreiten. Kaum aber war er gelandet, so brach in der glühenden Sonnenhitze eine schreckliche Seuche unter seinem Heere aus, welche einen großen Theil desselben und ihn selbst, in seinem 56. Lebensjahre, dahinraffte. Die Hände kreuzweis über die Brust gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet sprach er sterbend: „Herr, ich will in dein Haus gehen, in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen!" Sein Tod erweckte in Frankreich und im ganzen Abendlande die schmerzlichste Betrübniß. 27 Jahre nachher wurde er unter die Heiligen versetzt.

Mit den Kreuzzügen aber war es nunmehr zu Ende; niemand hatte mehr Lust dazu. Sie haben dem Abendlande sechs bis sieben Millionen Menschen gekostet und den Aberglauben und die Zuchtlosigkeit stark vermehrt; was sie Sonderliches genützt haben, ist schwer zu sagen. Genug die Christenheit sollte nach Gottes Willen um den Besitz des himmlischen Kanaans sich bemühen, nicht des irdischen. a. 1291 fiel auch Akko in die Gewalt der Muhammedaner zurück und jede Spur eines christlichen Besitzes in Palästina verschwand.

Von Frankreich begeben wir uns über den Kanal hinüber nach

England.

Der Englische König Heinrich I. (1100—1135), aus dem Hause des Normannen Wilhelms des Eroberers (VII., 6.) starb ohne männliche Nachkommenschaft. Seine Tochter Mathilde, die hinterlassene Wittwe des deutschen Kaisers Heinrichs V., hatte sich abermals und zwar mit dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählt. In ihrem mit demselben erzeugten Sohne Heinrich II. kam a. 1154 das Haus Plantagenet auf den Englischen Thron.

Dieser Heinrich II., ein Zeitgenosse Barbarossas, hatte viel Verstand und Kraft, doch auch ein heftiges Wesen. Er bestrebte sich mit Ernst und gutem Erfolge, die durch zügelloses Parteiwesen und die Unbotmäßigkeit des Adels zerrüttete Ordnung im Lande herzustellen. Als er aber auch der Ausgelassenheit und dem Zuweitgreifen des Clerus gegenüber seine königliche Gewalt geltend machen wollte, so widersetzte sich ihm der höchste Geistliche des Reiches, sein voriger Kanzler und treuer Gehilfe, der Erzbischof Thomas Becket von Canterbury, aufs Hartnäckigste. Da entfuhren ihm einmal im Zorne die Worte: „Ist denn niemand da, der mich von diesem aufrührerischen Priester befreit?" Alsbald giengen vier Ritter von seiner Umgebung hin und schlugen den Erzbischof in der Kirche

am Hochaltar todt, 1170. Als das der König hörte, erschrack er heftig, und suchte sich gleich bei dem Papste zu entschuldigen. Es kostete ihm aber eine tiefe Demüthigung, bis er Absolution empfieng. Um das aufgebrachte Volk zu versöhnen, wallfahrtete er noch barfuß zum Grabe des Ermordeten, stand fastend und betend 24 Stunden lang daran und ließ sich dabei von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken zerhauen. Das Volk aber lief hinfort zu Hunderttausenden zum Grabe des Heiligen; denn der Papst sprach den Thomas Becket heilig. Dieser König Heinrich brachte das grüne Irland zum Englischen Reiche. Uebrigens mußte er es erleben, daß seine eigenen Söhne sich gegen ihn empörten, worüber er aus Gram starb.

Diese Söhne sind aber die zwei uns schon bekannten: Richard Löwenherz und Johann ohne Land (§ 6. 7.). Der Erstere (1189—99), der Britische „Kampeador", nahm ein elendes Ende. Er erhielt bei der Belagerung eines Vasallen, der ihm einen gefundenen Schatz nicht herausgeben wollte, einen Pfeilschuß in die Schulter, welcher, an sich nicht gefährlich, durch Vernachlässigung der Wunde tödtlich ward.

Sein Bruder und Nachfolger in der Herrschaft, Johann, war ein dummer, roher und grausamer Mensch und bei allem Trotz erbärmlich feige, wie wir an seinem Verhalten gegen den Papst Innocenz III. gesehen haben. Er tyrannisirte sein Volk schändlich; als aber die geistlichen und weltlichen Häupter desselben in ein großes Bündniß gegen ihn zusammentraten, ließ er sich die „Magna Charta" oder „den großen Freiheitsbrief" von ihnen abzwingen, 1215, welcher die Grundlage der nachmaligen als besonders frei gerühmten Englischen Verfassung ist. Dieser Brief ertheilt den Geistlichen und Adeligen, aber auch den Städten, Flecken und allen Staatsbürgern große Rechte der Krone gegenüber und unterstellt den König selbst einem Ausschusse von 25 Baronen, welche über ihn zu wachen haben,

ob er die Charte nicht bricht; urtheilt der Ausschuß, daß er es gethan, so hat das Volk das Recht, sich gegen ihn mit den Waffen zu helfen!

Von England fahren wir um Dänemark herum nach

Preußen.

Es ist aber das alte Preußen, das alte Bernsteinland von der Weichsel bis zur Memel hin.

Denket, liebe Leser, dieses Land war noch im Anfange des 13. Jahrhunderts von einem heidnischen, den Lithauern verwandten, Volke bewohnt. Die halbbarbarischen Leute zeigten keine Neigung zum Christenthum; die zu ihnen gekommenen Missionare schlugen sie todt, wie den heiligen Adalbert (s. VII., 3.). Da wendete sich der Orden der Deutschherrn (§ 6.), der in Palästina nichts mehr wirken konnte, gegen diese noch Ungläubigen in Europa. Er wollte aber ihr Land erobern und sie mit Gewalt bekehren.

Von 1228 an führten die Deutschherren nun den Krieg gegen sie und es war ein hartnäckiger, blutiger, entsetzlich menschenwürgender Krieg. Endlich nach 55 Jahren war die Eroberung des Landes vollendet und die noch übriggebliebenen Preußen nahmen das Christenthum an. Die Sieger bauten viele Städte im Land, Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg rc. Sie zogen eine Menge Deutscher in die so leer gewordenen Räume herein, so daß deutsche Sprache und Sitte dort herrschend ward. Das verödete Land blühte schöner auf, und das deutsche Reich, dem sie es einverleibten, erhielt an ihm doch einen hübschen Zuwachs wieder für anderweitige Verluste.

Ich berichte gleich weiter, daß der Hofmeister des Ordens, welcher nach der Rückkehr aus Morgenland eine Zeitlang in Venedig residirte, s. 1309, seinen Sitz in Preußen nahm. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erreichte der neue Staat seine höchste Blüthe. Von hundert starken Burgen herrschte der Orden über

das Land und dehnte sein Besitzthum noch beträchtlich über dessen Grenzen aus. Der Hochmeister war deutscher Reichsfürst und thronte in seinem prachtvoll gebauten Marienburg „wie ein großmächtiger König.“ Im 15. Jahrhundert sank aber die Macht des Ordens wieder rasch von seiner Höhe herab, besonders in Folge der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, 1410, gegen die Polen und Lithauer.

Wir gehen jetzt von Nordost nach Südost herunter und schauen uns

Das griechische Reich

an, wie es sich seltsamerweise in ein Lateinisches verwandelt, wobei zum Verständniß dieses Ausdrucks diene, daß im religiösen Gegensatze zu den Griechen alle dem Papst anhangenden, also alle Abendländischen Christen „Lateiner“ hießen.

Ich habe § 6 dieses Abschnittes von dem vierten Kreuzzuge unter dem Grafen Balduin von Flandern erwähnt, daß er Kanaan gar nicht gesehen. Es kam nämlich zu diesen Kreuzfahrern unterwegs (in Dalmatien) der Prinz Alexius von Constantinopel, dessen Vater Isaak Angelus von einem Empörer entthront und geblendet worden war, und bat sie unter Verheißung eines großen Lohnes um ihre Hilfe gegen den Rebellen. Nach einiger Weigerung ließen sie sich wirklich bewegen, von ihrem heiligen Ziele abzulenken; denn der Papst selbst gab zuletzt seine Einwilligung unter der Bedingung, daß die Griechische Kirche mit der Römischen vereinigt werde. Also fuhren sie nach Constantinopel statt nach Palästina, 1203. Und als sie darkamen, sprengten sie am zehnten Tage die Hafenketten vor der Stadt, drangen hinein und verjagten den Kronräuber mit seinem Anhange. Das griechische Volk holte den blinden Isaak aus dem Gefängnisse und setzte ihn wieder sammt seinem Sohne Alexius auf den Thron.

Aber dieser sollte nun den ungeheuern Lohn bezahlen,

den er den Kreuzfahrern versprochen hatte, und konnte ihn nicht aufbringen, obwohl er auch geweihte Kirchengefäße dazu verwendete. Noch weniger konnte er das Andere, Vereinigung der Griechischen Kirche mit der Römischen, bewerkstelligen; denn die Griechen wollten bei ihrem Glauben bleiben. So gabs böses Blut bei den Kreuzfahrern; noch böseres aber bei den Griechen. Letztere schimpften über die außerordentlichen Auflagen, tobten über die Anmuthung der Glaubensverläugnung, beschuldigten den Alexius, daß er sie an die Lateiner verkauft und verrathen habe, nahmen den Unglücklichen gefangen und erdrosselten ihn, worüber Isaak der Vater vor Schrecken starb. Da fielen die Kreuzfahrer wüthend über Constantinopel her, bemächtigten sich abermals der Stadt (13. April 1204), plünderten sie ganz aus und verbrannten sie zum Theil. Es herrschte solch eine feige Angst unter den Griechen, daß — wie einer ihrer Schriftsteller selbst sagt — „Ein Ritter Tausende vor sich hertrieb." Die zusammengeschleppte Beute an Gold, Silber, Seidenzeugen &c. war so groß, daß ein Augenzeuge meinte, „im ganzen übrigen Europa sei nicht so viel Reichthum zu finden." Der Muthwille der heiligen Kreuzfahrer war aber so frech, daß sie selbst die Kirchen auf die schändlichste Weise entheiligten.

Nicht nur die Hauptstadt, auch das Reich umher wurde von den 20,000 Kreuzfahrern in Besitz genommen und ihr tapfrer Führer Balduin von Flandern Kaiser darüber. Die Griechische Kirche ward mit Gewalt dem römischen Stuhle unterworfen; allenthalben feierte man römischen Gottesdienst.

Das lateinische Kaiserthum auf griechischem Boden bestand 57 Jahre. Fest konnte es doch nicht werden. a. 1261 wurde es von einem Nachkommen des alten (Byzantinischen) Kaisergeschlechts der Komnenen, Michael Paläologus, und zwar mit Hilfe von Lateinern, der Genueser, gestürzt. Die Griechen jagten jetzt alle

römischen Priester davon und die Politik des Papstes hatte keine dauernden Früchte getragen.

Auf daß wir mit unserer Rundschau einen rechten Kreis beschreiben, steuern wir jetzt den ausgetriebenen Lateinern nach westlich herüber und landen an dem uns wohlbekannten

Sicilien,

wo wir noch ein schauerliches Ereigniß anzusehen haben.

Karl von Anjou (s. § 8) herrschte in dem den Hohenstaufen entrissenen Reiche immer despotischer, grausamer und schrecklicher. Der Uebermuth seiner Franzosen und die Bedrückung und Quälerei, welche seine Italienischen Unterthanen erleiden mußten, überschritt alles Maaß. Da stiftete ein kühner Sicilier, Johann von Procida, eine Verschwörung und bewog zugleich den König Peter von Aragonien, mit den Unzufriedenen gemeinsame Sache zu machen, um nach Verjagung Karls den Sicilischen Thron zu besteigen. Peter rüstete zu dem Ende eine Flotte mit dem Vorgeben aus, die Mauren in Afrika bekriegen zu wollen. Noch vor seiner Ankunft aber kam die Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch. Als die Bürger von Palermo am Osterfest, 1282, wo sie ihrer Sitte gemäß in die nahe Kirche von Montreal zur Vesper gegangen waren, nach derselben auf dem grünen Plane auf- und abwandelten, trat ein Franzose an eine junge edle Sicilierin heran und erlaubte sich in Gegenwart ihres Vaters und Bräutigams so grobe Unanständigkeiten gegen sie, daß sie vor Scham und Schrecken in Ohnmacht sank. Alle anwesenden Sicilier empörte solche Schnödigkeit und Einer stieß den Frechen auf der Stelle nieder. In demselben Augenblicke sind aber auch tausend unter den Gewändern verborgene Dolche entblößt und alle gegenwärtigen Franzosen werden niedergestochen. Und nun geht das Morden über die ganze Insel hin und hört nicht auf, bis der letzte Franzose auf derselben umgebracht ist. Das nannte man die Sicilische Vesper.

König Karl befand sich eben in Rom. Als er die Blutgeschichte vernahm, ergrimmte er im Tiefsten. Er kommt zur Rache. Aber jetzt eben kommt auch Peter; er kann sich nicht rächen und es nicht hindern, daß dieser sich zum Herrn der Insel macht, die also von nun an unter einem Spanischen Herrscherhause steht. Karl behielt nur den Reichstheil auf dem Festlande, Neapel. Der finstere entsetzliche Mensch endete drei Jahre nachher. Bei dem Tode solcher Menschen wie Karl von Anjou, Gregor IX., Innocenz IV. 2c. mögen immer die der Menschheit befreundeten Engel ein Dankfest feiern.

§ 11.

Der erste Mongolensturm.

Nach unsrer Rundschau in Europa muß ich meine lieben Leser noch weit darüber hinaus und weit herum führen, bis wir wieder zu uns herüberkommen, und muß ihnen Schrecklicheres und Gräßlicheres zeigen als alles in diesem Abschnitt Vorgekommene.

Auf den Hochebenen Innerasiens, von denen auch einst die Hunnen ausgingen, lebte das Heidenvolk der Mongolen in vielen Horden. Temudschin, ein Häuptling, brachte sie um 1206 unter sein Regiment zusammen. Ein Schamane (Priester und Weissager) wollte eine himmlische Offenbarung gehabt haben, daß Temudschin die Welt erobern und beherrschen sollte; darum sollte man ihn Dschingischan (was etwa „Weltherrscher" bedeutet) nennen. Derselbe ließ sich Namen und Beruf gefallen und mit einem Heere von 700,000 bricht er, ein zweiter Attila, aus seinen Steppen hervor, um seine Bestimmung zu erfüllen.

Zuerst wendete er sich nach Osten und bezwang den nördlichen Theil des großen China; dann eroberte er nach Westen hin die Tartarei und das Reich der Chowaresmier, das vom Indus bis zum Kaspischen Meere reichte und die herrlichen Städte Samarkand und

Bochara in sich faßte, dann südlich das alte Persien. Es konnte ihm und seinen Söhnen nichts widerstehen.

Ein solch wildes Volk hatte man aber noch nicht gesehen. Mehr als Eroberung schien seine Absicht Vernichtung alles dessen zu sein, was es antraf. Die größten Städte wurden Trümmerhaufen, Hunderttausende von Menschen hingeschlachtet. Da war kein Erbarmen. Als einer von den Söhnen des Dschingischan doch einmal nicht alle Bewohner einer eingenommenen Stadt hatte umbringen lassen, sprach der Vater zu ihm: „Ich verbiete Dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu sein; Mitleid findet sich nur bei schwachen Seelen.“ Der gräuliche Weltstürmer starb 1227.

Seine Nachkommen setzten die Eroberungen fort. Schon bei seinen Lebzeiten war einer seiner Söhne nach Europa hereingebrochen und hatte Südrußland verheert. Nun überschwemmten zahllose Mongolenschaaren auch Polen und Ungarn und verwandelten diese Länder in Wüsteneien. Ueberall marterten, verstümmelten und erwürgten sie die Menschen. Mongolische Knaben schlugen die Christenkinder zum Spiele mit Knitteln todt. Auch Deutschland bedrohten die Entsetzlichen; schon brachen sie verheerend in Schlesien ein und Männer, Weiber, Kinder fliehen heulend vor ihnen. Der damalige deutsche Kaiser, Friedrich II., im heftigsten Kampfe mit dem Papste begriffen, konnte das Reich nicht vor ihnen schirmen. Da steht ihnen der Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien im Verein mit benachbarten Fürsten und Deutschordensrittern auf der Ebene bei Liegnitz; er führt kein großes Heer, aber ein tapferes, todesmuthiges, und es wird eine heiße Schlacht geschlagen, 1241. Das Christenheer wird von der fünfmal größern Feindesmacht besiegt und der fromme Heinrich stirbt den Heldentod; aber die Sieger haben schweren Verlust erlitten, kehren mit dem Siegeszeichen

von neun Säcken abgeschnittener Feindesohren um und „scheuen hinfort das Land der eisernen Männer."

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch. Unter dem Großchan Mandschu erreichte sie (um 1280) ihren höchsten Gipfel. Ihm fiel auch das gewaltige Bagdad am Tigris, wobei 200,000 Menschen gewürgt wurden. Mandschu eroberte ganz China sammt Tibet und andern Landschaften. Fast ganz Asien gehorchte seinem Scepter. Nach einigen Menschenaltern zerfiel das unermeßliche Reich. Im fünfzehnten Jahrhundert richtete es ein zweiter Dschingischan wieder auf (IX, 13). —

Wir kehren nun zu den cultivirten Menschen zurück und beschäftigen uns mit ihren friedlicheren Bestrebungen.

§ 12.

Kunst und Wissenschaft im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Handeln wir zuerst von der Wissenschaft.

Im zwölften Jahrhundert finden sich schon die hohen Schulen, die man Universitäten nennt. Universität bedeutet: Gesammtheit der Wissenschaften. An solch einer Hochschule wurden nämlich die sämmtlichen Wissenschaften miteinander gelehrt. Jede lehrte die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Poesie, Logik (Dialectik), Arithmetik (Zahlenlehre), Geometrie und Astronomie ꝛc. — Dann die sogenannten Real- oder Haupt-Wissenschaften: Theologie, Jurisprudenz und Medicin.

Die vier ersten und lange Zeit angesehensten Universitäten waren: Bologna und Salerno in Italien, Paris in Frankreich und Oxford in England. Es ist aber zu merken, daß in Bologna die Rechtswissenschaft, in Salerno die Arzneikunde, in Paris und Oxford die Gottesgelahrtheit unter den Realwissenschaften vorzugsweise betrieben ward.

Fürsten und Päpste begünstigten die Universitäten sehr. Die Studirenden genoßen besondern Schutz und eigene Gerichtsbarkeit unter ihrem Rector Magnificus (herrlicher Leiter). Es studirten aber damals nicht blos junge Leute, sondern auch bejahrtere, manche aus reiner Liebe zur Wissenschaft ihr ganzes Leben fort. Diese Hochschulen waren darum und weil es noch so wenige gab, überaus stark besucht; um's Jahr 1200 befanden sich zu Bologna nicht weniger als 10,000 Studenten aus allen Ländern. Uebrigens hatte keine Universität so dauernden Ruhm und mächtigen Einfluß auf Kirche und Staat als die Pariser.

In Deutschland gab es damals noch keine Universitäten; die Wissenschaft wurde fortan in den Stifts- und Klosterschulen gepflegt, und wer sich hier nicht genug lernte, der studirte dann auswärts in Bologna, Paris 2c. An Bildungseifer standen die Deutschen den andern Nationen nicht nach.

Sie leisteten dieser Zeit etwas in der Geschichtschreibung. Schon im eilften Jahrhundert schrieb der Mönch Lambert von Aschaffenburg eine gute deutsche Geschichte vom Jahr 1039—77. Aus dem zwölften Jahrhundert ist vornehmlich der Bischof Otto von Freising zu nennen, welcher uns zwei recht schätzbare historische Werke hinterlassen hat, eine Weltgeschichte bis 1146 n. Chr. und eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Rothbarts.

Im dreizehnten Jahrhundert fieng man an die deutschen Rechte und Gesetze niederzuschreiben. Es kam damals „der Sachsenspiegel" heraus, ein Rechtsbuch für die Sachsen, dem bald „der Schwabenspiegel" folgte, ein solches für die Schwaben. In beiden ist schon das Römische Recht benützt, das allmählig auch in Deutschland Eingang fand.

In Bearbeitung der Theologie herrschte in Deutschland und andern Ländern gerade während dieser Periode

der regste Eifer; doch davon wird im folgenden § zu reden sein. —

Wir gehen zur eigentlichen Kunst über. Hier bietet sich uns in dieser Zeit die Dichtkunst und die Baukunst zur Betrachtung dar.

Dichtkunst.

Sie hatte im ganzen christlichen Abendlande ein paar Jahrhunderte geschlafen. Am ersten erwachte sie in der Provence (südlichen Frankreich), und sie wurde da vorzüglich von den Rittern geübt. Die adligen Herren wetteiferten miteinander im Dichten und Singen; Poesie und Sang mußte die Würze jeder geselligen Unterhaltung sein. Die provenzalischen Dichter hießen Troubadours (Finder) und ihre Kunst nannten sie „die fröhliche Wissenschaft.“ Auch nach England wanderte diese fröhliche Wissenschaft; dort hießen die Dichter Minstrels.

Am schönsten aber blühte die edle Kunst in Deutschland (unter den Hohenstaufen) auf, und auch hier waren es vorzugsweise Adelige, welche sie pflegten. Die deutschen Dichtungen zeichnen sich überhaupt durch Innigkeit, Zartheit, Reinheit, Tiefe, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus. Der Form nach scheiden sie sich vornehmlich in Epische und Lyrische.

Die epischen Gedichtswerke haben es mit den alten Sagen „von Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen,“ „vom Englischen König Artus und seinen zwölf Rittern der Tafelrunde,“ dann von andern Fränkischen, von Gothischen, Burgundischen rc. Helden zu thun. Das Lob der Treue ist ein Grundton, der durch sie hinklingt.

Die lyrischen Gedichte sind von der Minne erfüllt, darum ihre Dichter den Namen „Minnesänger“ führen. „Minne“ bedeutet: „innigliche Liebe.“ Sie handeln aber nicht blos von der Frauenliebe, die sie auf die keuscheste Weise, in den zartesten Gefühlen be-

singen, sondern auch von dem Zuge der Liebe und süßen Freude in der Natur, vom Frühlingsleben, von der Maienwonne, und dann auch von der himmlischen Liebe oder Gottesminne, von der Freude des Herzens an dem Quelle des Lebens und der Liebe, der von oben das Herz bethaut, und von dem Sehnen nach seinen vollen Strömen, nach völliger, ewigseliger Vereinigung mit Gott.

Die berühmtesten deutschen Dichter des Mittelalters sind: Heinrich von Veldeck, Wolfram v. Eschenbach (bei Ansbach), Heinrich v. Ofterdingen und Walther von der Vogelweide.

Von Wolfram v. Eschenbach besitzen wir ein sehr herrliches Epos, „Parzival“ betitelt. Darin ist die Sage vom heiligen Gral behandelt, d. i. von einem zu einer Schale verarbeiteten köstlichen Edelstein aus dem Paradiese, worein Blutstropfen Christi aufgefaßt worden sind, und spricht sich in dieser Sage die Sehnsucht nach dem verlorenen und durch Christum wiederzufindenden Paradiese aus. Der Held Parzival stellt einen zuerst hochmüthig von Gott sich abwendenden, dann zur Demuth umkehrenden, nach dem Ewigen suchenden und dann das Höchste erreichenden Menschen dar.

Für besonders herrlich gilt ferner „das Nibelungenlied“ von einem unbekannten, wohl östreichischen Verfasser, aus dem dreizehnten Jahrhundert. Hauptinhalt ist der unvergleichliche Fränkische Held „Siegfried, der Hörnene,“ welcher meuchlerisch getödtet wird, und die Rache, welche seine Frau „Kriemhild“ dafür nimmt. Das Gedicht spielt aus dem Fränkischen, Burgundischen, Gothischen und Hunnischen Sagenkreise. Seine Geschichte ist bloßes Mährchen, wie die des Parzival, aber darin das Leben und Wesen der Menschen jener Zeit, in welcher es handelt, gar treulich dargestellt. Es ist auch durch seine körnige Sprache, durch den wohlklingenden Vers und den innigen Zusammenhang des Ganzen hochausgezeichnet. Viele halten das Nibe-

lungenlied für das größte Epos des deutschen Volkes. Meine werthen Leserinnen werden aber doch, fürchte ich, keinen rechten Geschmack daran finden, denn es kommt gar zu Arges und Gräßliches darin vor.

Ein liebliches Gegenstück ist „das Lied von Gudrun," einer Friesischen Königstochter, gleichfalls von einem unbekannten Verfasser. Da sehen wir statt einer stolzen, wilden, schrecklichen Kriemhild ein edelweibliches, demüthigduldendes, feste Treue haltendes Frauenbild. Die „Gudrun" ist gewiß eine der schönsten Blumen im deutschen Dichtergarten.

Walther von der Vogelweide hat nur lyrische Gedichte verfaßt, aber vortreffliche, und darin namentlich auch die Ehre des deutschen Vaterlands und die Herrlichkeit der Kirche gepriesen. Er meint aber nicht die Kirche, wie sie damals war, sondern die unverderbte, erkennt viel von ihrem Verderben und tritt insonderheit den päpstlichen Anmaßungen mit Kraft entgegen. Ueberhaupt standen manche dieser Dichter auch bezüglich der Religion auf einer höhern Stufe und findet sich bei ihnen noch oder schon mancher Strahl des evangelischen Lichtes.

Die Dichter hielten sich häufig an den Höfen gesangliebender Fürsten auf. So waren die vier genannten und noch andere im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts am glänzenden Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg beisammen und sangen da ihre holden Lieder zum Saitenspiele, daß die Herzen der Hörer sich wonniglich ergötzten. Sie hielten poetische Wettkämpfe miteinander, woraus die Sage „vom großen Dichterkrieg auf der Wartburg" (1207) entstand. Aber die Fürsten dichteten auch selbst mit; der Züricher Rathsherr Rüdger von Manesse hat um 1300 eine große Sammlung von Minneliedern herausgegeben, worunter sich viele von fürstlichen Verfassern befinden.

Es gab auch „fahrende Sänger," von geringerer

Herkunft und Kunst, welche mit ihren Harfen von Ort zu Ort zogen und von den Thaten kühner Helden ꝛc. dem deutschen Volke vorsangen, das je und je eine Lust an Lied und Gesang hatte.

Baukunst.

Schon früher begann und im dreizehnten Jahrhundert stieg zur Vollendung die rein auf deutschem Boden erwachsene Gothische Baukunst. Sie unterscheidet sich von jeder andern ganz eigenthümlich durch ihre in großen Massen so leicht und kühn zum Himmel aufsteigenden Bauten, durch ihre Spitzbögen, die wie Flammen in die Gewölbe emporzücken, durch ihre schwanken, durchbrochenen, luftigen Thürme, die sich wie in die Luft verlieren, dann durch die Größe des Ganzen mit der mannigfachsten Verzierung im Kleinsten und durch die höhere geistliche Bedeutung, die alles bei dem Bau von Steinen hat. Die Gothische Bauart ist die rechte für die Kirchen und sie hat sich auch vorzugsweise in den Kirchenbauten verherrlicht. Wir nennen einige der berühmtesten gothischen Bauwerke.

Stehe hier zuerst der Münster von Straßburg. Die Kirche wurde schon 1015 begonnen und 1275 vollendet. Sie ist mächtig schön, aber gegen den Thurm zu klein. Diesen baute von 1277 an der große Werkmeister Erwin von Steinbach; ausgebaut, so wie er ist, ward er freilich erst lange nach ihm. Es steigt der untere Theil als länglichtes Viereck in einer gewaltigen Breite hoch über die Kirche empor; auf diesem Unterthurm sollten nun zwei Thürme mit einem freien Raum dazwischen sich erheben, das thut aber nur einer, der entsprechende auf der andern Seite fehlt. Der vollendete Thurm mißt 437 Pariser Fuß vom Boden an; er ist der höchste Kirchthurm Europa's und der Welt. Es schwindelt fast jeden, welcher hinaufsteigt, denn man schaut überall durch; der obere Theil besteht fast nur aus ver-

bundenen Säulen und Bildwerken. Wer diesen Bau gesehen hat, der verliert den Eindruck nicht.

Es folge der Dom zu Köln, welcher 1248 begonnen, aber bis heute noch nicht ausgebaut ist. Hier ist die Kirche von ungeheurer Größe, ja die großmächtigste aller Kirchen auf Erden. Sie ist 400 F. lang und 180 F. breit; 100 Säulen, davon die stärksten 40 F. im Umfange halten, tragen von innen das Dach. Die Thürme sollten gar 500 F. hoch werden, sind aber, sowie mehres an der Kirche selbst, noch nicht ausgeführt. Es wird an diesem Dome in neuerer Zeit fortgebaut; ob er je in Vollendung dastehen wird, läßt sich allerdings nicht sagen.

Ein ganz vorzügliches und fertiges Gothisches Bauwerk ist ferner der Münster zu Freiburg im Breisgau; ebenso die zwar etwas kleinere aber immer noch hochansehnliche Lorenzerkirche in Nürnberg; bei welcher an Kirche und Thürmen alles vollendet und wie aus Einem Guße dasteht. Schau sie dir bei Gelegenheit recht an und auch die herrlichen Glasgemälde in den hohen Bogenfenstern des Chores.

Die mittelalterlichen Baumeister und ihre Gesellen bildeten eine große, durch ganz Deutschland hin verbreitete Baubrüderschaft, mittelst der bei den Riesenbauten eben alles so recht von statten gehen konnte. Sie hatten ihre eignen Hütten (Sitze), in Straßburg, Köln, Wien, Zürich ꝛc. unter der Leitung von Obermeistern, sie hatten ihre Gesetze und Rechte unter sich, ihre geheimen Zeichen und Sprüche.

Uebrigens drängt es mich, hier noch etwas beizufügen. Man spricht gewöhnlich, diese wunderbaren Kirchenbauten seien ein Werk der Glaubensbegeisterung jener Zeit. Das will ich, was die großen Meister betrifft, welche die Plane entworfen und die Ausführung geleitet haben, vorneweg nicht bezweifeln; ja ich möchte annehmen, daß diese Baumeister, wie die großen Dichter des Mittelalters, noch mehr

höheres Licht hatten als die meisten ihrer Zeitgenossen, denn ihre Bauwerke sind gar hochsinnig und man kann ihnen im Allgemeinen sogar evangelische Gedanken unterlegen. Aber auch das will ich zugeben, wiewohl es doch eine Frage sein könnte, daß die damaligen Christen überhaupt mehr zur Ehre Gottes, als zur Ehre ihrer Stadt, ihrer selbst, sich an diesen Bauten betheiligt haben. Allein ein solches Streben, mit prächtigen Tempeln die Gottheit zu verehren, finden wir auch bei den Heiden neben der ärgsten geistlichen Finsterniß und Verdorbenheit. Darum, lieber Leser, darfst du ja nicht von solchen herrlichen Kirchen einen Schluß auf das Christenthum derer machen, unter denen sie entstanden sind. Ach, es war im Ganzen gar anders, als es dort in Steinen stand!

Wir gehen von den Kirchen zur Kirche.

§ 13.

Die Kirche in dieser Zeit.

Die Waldenser.

Die christliche Kirche hat sich im dreizehnten Jahrhundert nach Nordosten hin ausgebreitet. Wie die heidnischen Preußen (§ 10) von den Deutschherrn mit dem Schwerte bekehrt wurden, so die Liev- und Esthländer durch den eigens dazu gestifteten Schwertorden 1217.

Innerhalb derselben will ich zuerst von neuen Erscheinungen im Mönchthum Nachricht geben. Um die Strenge des Klosterlebens, welche bei den Benedictinern nachgelassen hatte, in frischen Orden zu erneuern, waren schon vom zehnten Jahrhundert an mehrere andere gestiftet worden, so der Orden der Cluniacenser in Burgund, der der Kamaldulenser in den Apenninen, die der Karthäuser und Cistercienser in Frankreich. Der Karthäuserorden trieb die Strenge auf die Spitze; seine Mönche mußten sich nicht nur arg

martern, sondern auch immer schweigen mit Ausnahme, daß sie sich zu Zeiten: memento mori! d. h. Gedenke des Todes! zurufen durften. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts aber entstanden zwei solche besonders merkwürdige geistliche Körperschaften, welche auch der Weltlust gründlich entsagen, dabei jedoch zum Frommen der Menschheit mehr unter den Menschen leben und wirken wollten, — die nach ihren Stiftern genannten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Ein reicher Kaufmann zu Assisi in Italien hatte einen jungen Sohn mit Namen Franziskus, welcher ein fröhliches genußreiches Leben führte. Auf einmal fühlt er sich innerlich tief ergriffen; er verläßt seine heitern Gesellschaften, zieht einen zerrissenen Kittel an und geht aus, den Leuten Buße zu predigen. Bald sammelte sich eine Schaar um ihn, die ihm nachfolgen wollte. Da gieng er zum Papste (Innocenz III.) und bat um die Erlaubniß, einen neuen Orden zu gründen. Der Papst sah zuerst den lumpigen Menschen mißtrauisch an; doch willfahrte er ihm nach einigem Besinnen, 1210. Franziskus wollte sich mit seinen Mönchen die Armuth einen rechten Ernst sein lassen; nicht nur daß keiner das Geringste für sich besitzen durfte, auch der Orden selbst sollte nicht mehr haben, als zur äußersten Nothdurft seiner Glieder nöthig wäre, und das sollten sie nicht durch Arbeit erwerben, sondern erbetteln. Buchstäblich bettelarm sollten sie sein, dabei aber nach allen Kräften den Sündern predigen und die Kranken und Elenden pflegen. Das thaten sie auch im Anfange mit großem Eifer und seltner Selbstverleugnung; und sie wurden hochgeehrt und bewundert, ihr Stifter fast vergöttert. Die Franziskaner tragen eine graubraune härene Kutte mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen und einen Strick um den Leib. Sie nennen sich aus Bescheidenheit „die geringern Brüder," lateinisch fratres minores, woher ihr Name „Minoriten." Ihr

Orden gewann außerordentlichen Beifall und Zuwachs, so daß bald Haufen von Franziskanern in allen Ländern herumliefen; die Zahl ihrer Klöster stieg auf 7000. Kapuziner und Barfüßer sind Zweige von ihnen. Es entstand auch einen Nonnenorden nach der Regel Francisci, der der Klarissinnen.

Um dieselbe Zeit errichtete der adelige und gelehrte Spanier Dominikus de Guzman einen ähnlichen Orden, „eine Gesellschaft von reisenden Predigern" und zwar zunächst für die Ketzer in der Kirche. Der Papst bestätigte sie 1216. Auch diese Mönche, vorzugsweise „Predigermönche" genannt, lagen ihrer Aufgabe mit dem größten Ernst und Eifer ob. Auch ihnen war gänzliche Armuth auferlegt; auch sie verschafften sich die dringendsten Bedürfnisse durch Betteln. (Späterhin giengen freilich beide Orden zwar nicht vom Betteln, aber von ihrem strengen Grundsatze der Armuth ab, indem auch sie schöne Besitzungen an sich nahmen.) Die Dominikaner tragen eine schwarze Kutte mit Spitzkappe. Sie vermehrten sich ebenfalls sehr schnell und brachten es im Laufe der Zeit auf 4000 Klöster.

Die Klostervorsteher heißen statt „Aebte" bei den Dominikanern „Prioren," bei den Franziskanern „Guardiane." Bei beiden Orden stehen die Klöster einer Landschaft zusammen unter einem höhern Aufseher, dem Provinzial, sämmtliche Provinziale unter einem General, der seinen Sitz in Rom hat.

Diese so zahlreichen Mönche, welche möglichst viel mit dem Volke verkehrten und neben dem Predigen auch Beichte hörten und Absolution sprachen, erlangten einen außerordentlich großen Einfluß auf die Christenheit. Welch treffliche Heere besaß der Papst an ihnen, dem sie sich zu unbedingtem Gehorsame verpflichtet hatten und der sie durch ihre Generäle gleich in Thätigkeit setzen konnte! Wir haben schon bei der Geschichte Kaiser Friedrichs II. gesehen, wie er sie benützte.

Wir schauen jetzt auf die Theologie hin. Unter

dem Gelehrtenstande der Geistlichen regte sich in dieser Periode ein mächtiger Studireifer. Aber die Wenigsten giengen an die rechte Quelle, die heil. Schrift. Man hatte schon lange her der Bibel die Tradition oder mündliche Ueberlieferung an die Seite gesetzt; die Apostel, sagte man, hätten nicht alles niedergeschrieben, was zur Seligkeit nöthig sei, ihre ganze Lehre habe sich nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und aus dieser mündlichen Ueberlieferung müsse die Schrift ergänzt werden. Es hielten sich aber jetzt die Gelehrten nach der großen Menge lediglich an die Tradition, und diese war in der That nichts anders als die Kirchenlehre, wie sie sich mit der Zeit gestaltet hatte, mit allen ihren Irrthümern. Und das war nun die Arbeit der Gottesgelehrten, die verfälschte Kirchenlehre wissenschaftlich darzustellen und zu begründen. Und wie thaten sie es? Mittelst der alten heidnischen Philosophie, namentlich der des Aristoteles (s. B. 1, S. 239). In seine Logik zwängten sie die kirchlichen Lehren und suchten damit die schöne Zusammenstimmung derselben, woraus ihre vollkommene Richtigkeit erhelle, nachzuweisen. So wurde Aristoteles ein berühmterer Mann in der Kirche als der Apostel Paulus. Diese Theologie nannte man „Scholastik", d. h. Schultheologie, weil sie vornehmlich auf den gelehrten Schulen getrieben wurde, und die sie betreibenden Theologen darum „Scholastiker." Es gab ausgezeichnete Gelehrte unter ihnen, wenn man auf die Kunst sieht.

Einer der Besten unter den Scholastikern war Anselm (Anshelm), Erzbischof von Canterbury († 1093), bei dem man nicht blos große Verstandesschärfe, sondern auch noch einen tiefern Sinn und lebendigern Glauben wahrnimmt. Er hat, kann man sagen, die erste Dogmatik oder wissenschaftliche Glaubenslehre geschrieben in seinem berühmten Werke: „Cur deus homo?" (Warum ist Gott Mensch geworden?)

Dieser Anselm neigt sich aber schon auf eine andere Seite der Theologen hinüber, zu den „Mystikern“. Neben der Scholastik des Mittelalters gieng nämlich immer auch „die Mystik“ her. Das Wort bedeutet eigentlich „Geheimlehre“ und soll ausdrücken, daß diese Theologie mehr in die Tiefe, in's heimliche innere Leben geht. Wenn die Scholastiker das Christenthum vornehmlich mit dem Verstandesbegriff auffaßten, so die Mystiker vornehmlich mit dem Gemüthe; es sollte bei ihnen ein inneres Erfahren und Erleben werden. Darum fand sich bei ihnen je und je noch mehr lebendiges, wenn auch getrübtes und verunreinigtes Christenthum als bei den Scholastikern. Diejenigen von ihnen, welche sich mit Philosophie einließen, fühlten sich begreiflich mehr zu Plato (B. 1, S. 236) hingezogen.

Der Größte unter den Mystikern und überhaupt der ausgezeichnetste Kirchenlehrer seiner Zeit war der (§ 6) schon aufgeführte Bernhard von Clairvaux. In Burgund aus einem vornehmen Geschlechte geboren lebte er von 1091—1153. Von Kind an fühlte er einen mächtigen Zug zu einem heiligen Leben, daher er auch frühe in den Cisterzienserorden eintrat. Hier hielt er sich aber so streng, daß er für immer einen kränklichen Körper davontrug und nachher seine übertriebene Askese bereute. Schon mit seinem 24. Jahre wurde er Abt des neuerbauten Cisterzienserklosters Clairvaux, das ihm seinen Zunamen gab. Durch ihn erhielt der Orden eine neue Gestalt. Er drang besonders auf innere Heiligkeit und sagte seinen Mönchen, daß äußere leibliche Uebung ohne innere heilige Gesinnung keinen Werth habe. Er wies sie auch zur heil. Schrift, „wo man mehr lernen könne, als in allen menschlichen Büchern;“ und er erbaute sich selbst fleißig darin. Er kam auch dem großen Lehrsatze der Schrift „von unsrer Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum“ ziemlich nahe, wiewohl er ihn nicht klar und fest erkannte; wie denn sein Licht über-

haupt noch ja kein rein evangelisches war. Uebrigens erwarb er sich durch den Ruf seiner Erleuchtung, durch seine aufrichtige Frömmigkeit, durch seinen Feuereifer für's Christenthum und durch seine hinreißende Beredsamkeit ein ganz ungemeines Ansehen; Fürsten und Päpste suchten Rath bei ihm, und von seinem einsamen Kloster aus wirkte er sehr bedeutend auf Kirche und Staat seiner Zeit ein. Und er redete ernst und ohne Menschenfurcht zu jedermann; er strafte die ungerechten Fürsten und die schlechte Geistlichkeit, hohe wie niedere. Auch dem Papste selbst sagte er zu Zeiten ein freimüthiges Wort, was derselbe von ihm sich gefallen ließ; so schrieb er einmal an Eugen III., „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Madscharen wären in's Land gefallen."

Bernhard trug zum Aufkommen der Mystik namhaft bei; aber die Mystiker waren und blieben doch immer die Wenigsten. Die Meisten derer, welche der Religionswissenschaft sich widmeten, wurden Scholastiker.

Unter diesen erwarb sich ein Zeitgenosse Bernhards, Peter der Lombarde, Professor und Bischof zu Paris, durch sein Werk „sententiarum libri IV." (vier Bücher Sentenzen-Aussprüche, Lehrsätze) einen glänzenden und dauernden Ruhm. Im dreizehnten Jahrhundert aber thaten sich zwei hervor, welche die scholastische Kunst auf den Gipfel brachten: Thomas von Aquino, ein Dominikanermönch, Lehrer zu Köln und an andern Orten, der „englische (engelgleiche) Doctor" genannt, † 1274, und Duns Scotus, ein Franziskaner, Lehrer zu Oxford 2c., „der feine Doctor" geheißen, † 1308. Diesen beiden beteten fast alle folgenden Scholastiker nach, und da sie in manchen Punkten auseinandergingen, so theilten sich die Schüler in Thomisten und Scotisten. Diese zwei großen Lehrer und ihre Schüler hinter ihnen her haben nun erst mit dem menschlichen Verstande und der heidnischen Philosophie gewaltiglich operirt (gearbeitet),

die Begriffe haarscharf gespalten, die erstaunlichsten Subtilitäten (Spitzfindigkeiten) zu Tage gefördert und alle liebe Religion vollends saft- und kraftlos gemacht. Roger Baco, ein andrer Lehrer zu Oxford, † 1294, sagte zwar, man solle solche Künste lassen und lieber einfältig die Schrift studiren, — aber wiewohl des Mannes ausnehmende Gelehrsamkeit bewundert ward, diese seine Rede verhallte doch.

So wurde durch die Theologen, von denen das Licht des Lebens am ersten ausströmen sollte, die Kirche in der That nicht erhellt und gebessert, sondern in der Finsterniß bewahrt und noch mehr verfinstert und immer mehr um die göttlichen Lebenskräfte gebracht. Alle Irrthümer der Kirchenlehre wurden durch sie befestigt und weiter ausgesponnen, und das Wahre, das jene noch in sich hatte, traurig abgetödtet.

Alle die großen Theologen jener Zeit, auch die edleren Mystiker, fanden am Papstthume nichts Anstößiges; sie erkannten und erklärten es für ein göttliches Institut. Der Papst war der Herr der Kirche; er konnte sie vollmächtig regieren, er konnte, als vom heil. Geiste außerordentlich erleuchtet, auch neue Glaubensbestimmungen treffen; und kaum hatte er einen neuen Irrthum aufgebracht oder sanctionirt, gleich wurde derselbe von den Theologen wissenschaftlich begründet.

Es hat das Papstthum und die ganze Hierarchie allerdings auch etwas Einnehmendes. Hier ist „ein schöner Organismus" zu sehen, — Einer an der Spitze der Kirche, der Alles leitet, ihm zunächst hohe kirchliche Würdenträger, und nun von den obersten Geistlichen bis zu den niedrigsten herab ein genauer Zusammenhang, eine treffliche Gliederung, daß der Wille des Einen durch Alle hindurchgeht, alles in Bewegung und Thätigkeit setzt. Dieser schöne Organismus hat Viele geblendet und thuts heute noch; aber man muß doch fragen, welchem Geiste, welchem Glauben der Organismus dient? Möch-

ten sich doch nicht selbst Protestanten von dem goldenen Kalbe blenden und bethören lassen!

Ach, schaue doch diesen Papst und diese Hierarchie recht an, — wahrlich, du mußt erschrecken und dich entsetzen! Ein irrsamer, sündiger Mensch, und nicht selten ein ganz gottloser und gräulicher Mensch — der Stellvertreter Christi, der sichtbare Christus, dem man in allen Dingen glauben und folgen soll, wie dem Herrn selbst, bei Verlust der Seligkeit! Und alle Geistlichkeit — eine höhere Art von Menschen, welche Heil und Verderben des Volkes in Händen hält, ohne welche niemand zum Thron der Gnade nahen, niemand Vergebung der Sünden empfangen kann in Ewigkeit!!

Und wie verhielt es sich sonst mit der Religion? Wirklich waren am Schlusse dieser Periode schon so ziemlich alle Irrthümer vorhanden, die sich zur Zeit Luthers vorfanden.

Die Grundlehre des Christenthums von unsrer Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum war im Allgemeinen ganz auf die Seite geschoben; alles ging auf Werkgerechtigkeit hinaus, alles mußte verdient werden. Es ist traun merkwürdig! Das Land war mit Kreuzen übersäet, sie standen in allen Kirchen, an allen Wegen, und man leugnete auch die vom Gottmenschen am Kreuze gewirkte Versöhnung nicht; aber dieselbe war doch dem Menschen ferne, sollte sie ihnen zu gute kommen, so mußte sie erst noch verdient werden, die Menschen mußten sich vorher durch ihre Werke selbst versöhnen.

Die Priestermesse, nämlich die Feier des heil. Abendmahls von Seite des Priesters allein, trat jetzt schon auf's Stärkste hervor. Der Priester that da ein großes Werk, er opferte den Herrn Christus aufs neue für die Sünden der Menschen, als ob Christi eigenes Opfer, „mit welchem Einen er doch in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden" (Hebr. 10, 14.), noch nicht ausreichend wäre. Und die Messe wurde zur Seel-

messe, der Priester hielt sie auch für Verstorbene, welche in dem erdichteten Fegfeuer sein und kraft des vom Priester für sie gebrachten Opfers eher herauskommen sollten. Diese falsche Messe für Lebende und Todte war jetzt schon der Mittelpunkt des Gottesdienstes geworden. Beim Abendmahl hatte sich ferner der Irrthum der Brodverwandlung (Transsubstantiation) festgesetzt, so daß die geweihte Hostie selbst der Herr Christus sein und bleiben mußte und man sie also anbetete. Man schuf der Abgötterei ein eignes Fest, das Frohnleichnamsfest, 1264. Auch wurde jetzt den Laien der Kelch im Abendmahl entzogen, wie wenn nur die Priester würdig wären, es unter beiden Gestalten zu genießen.

Die abgöttische Verehrung der Heiligen wurde in dieser Periode ausschweifend. Maria hieß „die Himmelskönigin". War es auch noch kein kirchliches Dogma (Glaubenssatz), so glaubten doch die Meisten schon, Maria sei bereits auf Erden ganz sündlos gewesen, so daß sie die Erlösung ihres göttlichen Sohnes nicht bedurft hätte; Bernhard von Clairvaux widersetzte sich zwar solcher Meinung zu Schmach dem Verdienste Christi, allein hier galt sein Ansehen wenig. Alle Heiligen hatten jedenfalls mehr Gutes gethan, als sie zu thun schuldig gewesen, darum konnte man „aus dem überfließenden Schatz ihrer guten Werke" für sich selber schöpfen. Man rief sie auch unaufhörlich um ihre Fürbitte bei Gott an und kannte nicht mehr den rechten Fürsprecher beim Vater (1 Joh. 2, 1.). Ja man betete ohne weiteres um ihre Hilfe in allerlei Nöthen, wie um die Gottes. Durch die Kreuzzüge war das Abendland mit Reliquien überschwemmt worden, mit denen der einträglichste Handel getrieben wurde. Irgend ein als heiliges Ueberbleibsel bezeichnetes altes Holz, Bein &c. ward, ohne viel nach der Aechtheit zu fragen, um theures Geld gekauft und als Hort des Hauses oder der ganzen Stadt bewahrt und verehret. Seltsame

Reliquien hatte man, z. B. die Schweißtropfen Christi, die Bußthränen Petri in Fläschchen, ja — und das ist gewiß das Nichtmehrweiter der Albernheit — „den in einem Handschuhe des Nikodemus aufgefangenen Athem des heil. Joseph."

Die Zahl der Sakramente, deren die Schrift nur zwei kennt, war schon auf sieben erhöht; die Ohrenbeichte, d. i. die namentliche Aufzählung aller Sünden gegen Ps. 19, 13. eingeführt. Wallfahrt, Speiseunterschied, Geißelung mit eigner oder durch fremde Hand gieng hoch im Schwange, und mußte alles verdienstliches Werk sein. Auch der Ablaß war bereits da; früher bedeutete er: Nachlaß der äußern Kirchenstrafen, aber seit den Kreuzzügen verstand man nichts anders mehr darunter als: Nachlaß der göttlichen Strafen.

Die Predigt galt — von den Bettelmönchen abgesehen — als Nebensache beim Gottesdienst, und wenn gepredigt wurde, hörte man Gesetz und nicht Evangelium und mehr Legenden (alte Sagen) als heilige Geschichte. Der liturgische Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten, die das Volk nicht verstand. Das kümmerte nicht; denn wenn die Leute dem Gottesdienste nur äußerlich beiwohnten, so verherrlichten sie Gott schon und verrichteten ein gutes Werk.

Im Allgemeinen war das ganze Christenthum zu einem äußeren todten Gesetzeswerke geworden und des Glaubens Trost, Kraft und Herrlichkeit war verschwunden.

O wie sehr traurig sah es mit der Kirche aus! Und das Traurigste war, daß die Menge der Christenheit das Verderben noch gar nicht fühlte. Sie schien mit der Kirche im Ganzen noch wohl zufrieden zu sein. Die Pracht des immer ceremonienreicher gewordenen Gottesdienstes gefiel dem sinnlichen Menschen. Die Feste wurden fortwährend vermehrt; da gab's „lustige Feiertage". Die Kirche war einerseits sehr nachsichtig gegen die

Welt. Wenn die Ernstern, welche Gewissensnoth empfanden, sich mit harten Uebungen quälten, so erklärte sie das freilich für das Beste. Aber so man ihr sonst nur Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit bezeigte und die von ihr aufgegebenen guten Werke verrichtete, ließ sie auch „der lustigen Welt“ einen weiten Spielraum. Es ist ein wunderlich Wesen, wenn man in jene Zeit blickt: hier abgezehrte bußpredigende Bettelmönche, dort die wohlhäbige Weltgeistlichkeit (sogenannt im Gegensatz zur Klostergeistlichkeit), die selbst nach der größten Mehrzahl ein lockeres, üppiges, fleischliches Leben führte und dem christlichen Volke gern ein gleiches zu gute hielt. Gönnte sie doch dem alten Adam seine Ergötzung in Mitte der Heiligthümer! Es wurden dazumal jährlich zwei eigenthümliche Feste gefeiert. (Du möchtest es nicht für möglich halten, aber es ist ganz gewiß.) Das eine hieß das Narrenfest; da wählten die niedern Kirchendiener aus ihrer Mitte einen Bischof, führten ihn rücklings auf einem Eseln sitzend durch die Straßen und dann in das Haus Gottes; da hielt er unter allerlei Grimassen und Possen ein Hochamt am Altare und das Volk in der Kirche lärmte, lachte, tanzte und soff dabei. Das andere ist das Eselsfest; da mußte ein von einer Jungfrau in den Tempel geleiteter Esel an den Stufen des Altares niederknieen, und der, welcher den Priester vorstellte, erhob statt des Segens ein dreimaliges Eselsgeschrei, welches von der Gemeinde mit demselben Geschrei und nachfolgendem wiehernden Gelächter erwiedert wurde. Der lästerliche Unfug mit diesen Festen wurde Jahrhunderte lang fortgeduldet, auf daß es dem lieben Volk im Schooße der Mutter-Kirche wohliger sei.

Indessen, meine Leser, fehlte es seit dem elften Jahrhundert doch auch nicht an solchen, denen die bestehende Kirche keine Genüge mehr gewährte, die für ihr religiöses Bedürfniß etwas Anderes und Besseres suchten, und nachdem sie es wirklich oder vermeintlich gefunden, sich ganz von ihr abwandten. Im zwölften Jahrhundert erschienen

sogar in Frankreich zwei größere Sekten: die Waldenser und Albigenser.

Die Waldenser.

Petrus Waldus, ein reicher Kaufmann zu Lyon, leer und trostlos in seinem Innern gelassen von dem, was ihm die Kirche bot, wurde mit der heil. Schrift bekannt, las sie mit Gebet und großem Ernst, und der heil. Geist öffnete ihm die Augen; und er erkannte zu seinem Erstaunen und Jammer, wie sehr die Lehre der Kirche von der biblischen und die Christenheit von der der ersten Zeit verschieden sei. Er nahm sich vor, das apostolische Christenthum zurückzuführen. Seinen zeitlichen Reichthum verschenkte er an Nothleidende; arm aber fröhlich bestrebte er sich jetzt nur, seine aus der Bibel erlangte Erkenntniß auch andern mitzutheilen und sie zu der einigen ewigen Quelle der Wahrheit und des Lebens zu leiten. Und es gelang ihm bei gar Manchen, die wohl auch schon länger her ein ungestilltes Sehnen im Herzen trugen. Mit den ihm Gleichgesinnten schloß er einen Verein, 1170, welcher sich selbst „die Armen von Lyon" nannte. Sie predigten in den Städten und Dörfern umher, in den Häusern und auf offener Straße das wahre, seligmachende Christenthum, und viele und immer mehre nahmen es freudig auf.

Die Waldenser erkannten nur die Schrift als Quelle der Heilslehre an und nur dem Glauben an Christi Verdienst die Rechtfertigung zu, hatten also schon die zwei Grundsätze unsrer evangelischen Kirche; sie nahmen auch nur zwei Sakramente an, Taufe und Abendmahl, verwarfen den Papst, die römische Messe, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, den Cölibat, gebotene Fasten, Wallfahrten und alle Menschensatzungen und ermahnten dagegen alle Christen zu einem wahrhaft frommen Leben nach Gottes Geboten, dessen sie sich selbst auf's Ernstlichste befleißigten. Hier, liebe Leser, tritt uns die wahre Kirche,

welche nie ganz aufhören kann, aber manchmal sehr unsichtbar wird, noch stark und tröstlich vor Augen zu einer Zeit, wo die herrschende so schrecklich verderbt war. Hier wurde aber auch der verderbten Kirche vorgehalten, wozu sie sich selbst reinigen und erneuern sollte; aber sie verhärtete sich dagegen. Der Erzbischof von Lyon widersetzte sich dem Wesen und Treiben der Waldenser, und der Papst that sie, als er sie nicht in einen „katholischen Orden" umwandeln konnte, als Ketzer in den Bann. Es ergiengen über sie dieselben schweren Verfolgungen wie über die gleich zu besprechenden Albigenser; sie wankten aber in ihrem guten Glauben und Bekenntnisse nicht. Viele wurden getödtet, die Uebrigen aus Frankreich vertrieben, auf daß der himmlische Same auch in andere Gegenden der Erde getragen werde. In den Waldthälern Piemonts sind heutzutage noch Waldensische Gemeinden zu finden mit der lautern Bibellehre und in der Einfachheit des apostolischen Lebens. —

Mit diesen rechten Christen darf eine andere gleichzeitige Sekte in einer westlichern Gegend des südlichen Frankreichs nicht verwechselt werden, die der Albigenser. Dieselben hatten wohl manches mit den Erstern gemein, aber nicht so reine Lehre; ihr Christenthum hegte gnostisch-manichäische (s. III, 6.) Irrthümer. Der Papst sandte zuerst Schaaren Mönche über sie, um sie auf gütlichem Wege von ihrer Ketzerei in den Schooß der Kirche zurückzuführen; als aber diese nichts ausrichteten, so ließ er (Innocenz III.) den Kreuzzug gegen sie predigen, 1205. Wohl hieß es immer: „die Kirche trinkt kein Blut!" Nun freilich, der Papst und der Klerus zückte den Degen nicht selbst; der französische Graf von Montfort führte ein Kreuzheer gegen die Ketzer, und Geistliche waren ja wohl nur dabei, um die Krieger mit heiliger Rede zu entflammen. Indessen nahm sich der mächtige Graf von Toulouse der Verfolgten, seiner Unterthanen, an; Adel und Volk in seinem ganzen Gebiete greift zu den Waffen. So ereignete sich der

30jährige fürchterliche „Albigenserkrieg“, in welchem Ströme Blutes flossen. Als die Päpstlichen die Stadt Beziers erstürmten, machten sie 20,000 jedes Alters und Geschlechtes nieder. Schaarenweise haben sie aller Orten die Armen verstümmelt, geblendet, erstochen, verbrannt.

Die Albigenser wurden endlich völlig besiegt und die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes überall unterdrückt. Allein damit war die Ketzerei doch nicht gänzlich ausgerottet; insgeheim blieben immer noch viele derselben zugethan. Da stiftete, 1229, Papst Gregor IX. — wir kennen ihn leider schon — die gräßliche Inquisition!! Das war ein geistlicher Gerichtshof, der die vom Kirchenglauben Abgefallenen aufspüren und einziehen, durch Foltern zum Geständniß ihres Irrglaubens bringen, die Widerrufenden mit harten Bußen (selbst lebenslänglichem Gefängniß) strafen, die Verstockten dem Feuertode überantworten sollte. Zu Inquisitoren oder Ketzerrichtern ernannte Gregor die Dominikaner, die das entsetzliche Amt auf's Eifrigste und Beste besorgten. Jetzt wurde die Albigenserketzerei vollkommen ausgetilgt; die Sekte verschwindet von der Erde.

Gregor dehnte aber den Wirkungskreis der einmal in's Dasein gerufenen Inquisition über die ganze Kirche aus. Hier und dort, diesseits und jenseits der Gebirge und Ströme drangen die Inquisitoren unversehens in die Häuser ein; alle irgend Verdächtigen wurden ergriffen, in scheußliche Kerker geworfen, durch die schauderhaftesten Torturen zum Geständniß der Ketzerei gezwungen und dann zum Gerichte des Feuertodes verurtheilt, das aber die weltliche Obrigkeit, die sich auch elenderweise dazu hergab, vollziehen mußte; denn: „die Kirche trinkt kein Blut! sie verbrennt auch niemand!“ Ach, wie viel Blut hat sie getrunken! wie viele höllische Feuer angezündet! Freilich nicht die rechte Kirche! Zahllos loderten die Scheiterhaufen, und die Exekution ging immer mit großer Feierlichkeit im Beisein hoher geist-

licher und weltlicher Herren und ungeheurer Volksmassen vor sich.

Diese Inquisition ist die gräulichste Ausgeburt der römischen Kirche und von den Feuern derselben hat sie selbst ein unvertilgbares „Brandmal" empfangen.

Außer Frankreich wüthete die Inquisition besonders heftig in Italien, wie denn zu Verona a. 1233 auf einmal sechzig Männer und Frauen verbrannt wurden; am ärgsten aber wüthete sie späterhin in dem unglücklichen Spanien (s. X, 12).

In Deutschland jedoch — zu seiner Ehre können wir es sagen — kam sie nicht auf. Wohl trat auch hier ein Ketzerrichter, der Dominikaner Konrad von Marburg, in Thätigkeit, ergriff Vornehme und Geringe, und übergab schon mehrere den Flammen. Aber da ergrimmte das deutsche Volk und schlug den Konrad auf dem Wege (von Frankfurt nach Marburg) todt, 1233. Es kam kein Andrer nach.

IX. Die Zeit des sinkenden Papstthums.

---

§ 1.

Das Interregnum in Deutschland.

Wir wenden uns nun wieder ganz unserm werthen Vaterlande zu und fahren mit der Geschichte desselben fort, wo wir VIII, 8. stehen geblieben sind.

Nach Kaiser Friedrichs II. Tode, 1250, gieng, wissen wir, sein Sohn Konrad, welcher bereits zu seinem Nachfolger erwählt war und die Regierung in

Deutschland führte, nach Italien, um das Sicilische Reich zu retten. Wir wissen auch, daß die Prälaten (zum andernmal) einen deutschen Gegenkönig gemacht hatten, — dieser, Wilhelm von Holland, wird jetzt wohl allgemein als Deutschlands Herrscher anerkannt worden sein? Keineswegs; die weltlichen Fürsten kümmerten sich gar nichts um ihn, und bald verachteten ihn die geistlichen selbst. Er ward auch schon 1156 in einem Feldzuge gegen die Friesen erschlagen.

Wer wird nun Kaiser werden? Von den deutschen Fürsten begehrte keiner die machtlose Würde; so verlangte aber auch keiner derselben nach einem Oberhaupte über sich und darum trafen sie gar keine Anstalt zu einer neuen Kaiserwahl. Wiederum sorgten die Prälaten, schauten sich nach einem Auswärtigen um. Da waren Zwei, welche zu der einst so strahlenden Krone Lust bezeigten, sich sogar etwas darum kosten lassen wollten; und so — verkauften denn die Prälaten diese Krone — an Einen von Beiden? nein, an alle Zwei! der eine Theil an den Herzog Richard von Kornwallis, des Englischen Königs Bruder, der andere Theil an den König Alfons X. von Kastilien. Also gab es jetzt dem Namen nach zwei deutsche Kaiser zugleich. Indessen kam der Engländer nur ein paarmal auf Besuch und nicht weiter als bis an den Rhein, der Spanier gar niemals in's Reich herein; und die meisten der Reichsstände thaten, als ob keiner von beiden in der Welt wäre. Es war auch in der That 23 Jahre lang, von 1250—73, keine Oberherrschaft in Deutschland vorhanden und heißt man diese Zeit das Interregnum (die Zwischenregierung) in dem Sinne: eine Zeit, wo es keine Regierung gab.

Da trat nun aber eine ganz erschreckliche Verwirrung in dem armen Deutschland ein. Jeder der vielen Reichsstände handelte jetzt als höchster, unbeschränkter Herr, als Selbstkaiser, in seinem Gebiete, und that, was ihm wohlgefiel, auch über dessen Grenzen hin-

aus. Fürsten, Bischöfe, Grafen, Städte bekriegten sich unaufhörlich untereinander; jeder alte Hader konnte jetzt unbehindert von einer höhern Macht ausgekämpft, jedem Gelüste nach des Nächsten Besitz ohne Scheu vor des Oberherrn Strafe stattgegeben werden. Alle Bande der Ordnung zerrissen. Auch die kleinern Ritter, die bei einem Fürsten, Bischofe rc. zu Lehen giengen, befehdeten sich in der allgemeinen Unordnung um so leichter und häufiger; bald hie, bald da loderten die erstürmten Burgen auf. Namentlich aber benützten sie die günstigen Zeitumstände, von dem Reichthum der Städte ihre eigenen Mängel zu erfüllen. Das Handwerk der Wegelagerung wurde jetzt auf's Glänzendste von ihnen betrieben; an allen Land- und Wasserstraßen lauerten sie, um über die reisenden Kaufleute und ihre trefflichen Waaren herzufallen. Dazwischen machten sie wohl auch den während der Kreuzzüge durch Schenkungen und Vermächtnisse abziehender Pilger noch besonders bemittelt gewordenen Stiftern und Klöstern einen Besuch und leerten ihnen Kammern und Keller aus. Viele edle Ritter lebten damals nur vom Raube oder, wie sie wohlklingender sagten, vom Stegreif. Es war die Zeit eines blühenden „Faustrechts", d. h. das Recht lag in der Faust, der Stärkere that mit dem Schwächern, was er wollte. Es war kein geheiligtes Recht mehr im Lande, kein Schirm, keine Sicherheit des Vermögens und Lebens mehr. Das ganze Volk litt furchtbar unter diesem Zustande. Ein Sänger sang:

„Wittwen und Waisen weinen,
Weil die Fürsten sich nicht vereinen —
Einen Kaiser zu wählen."

Fürwahr, es sah grausig im deutschen Reiche aus und man mußte es doch endlich allgemein fühlen, daß es so nicht fortdauern könne, daß so das herrliche Reich gänzlich zu Grunde gehen müsse. Alles sehnte sich zuletzt und schrie nach Wiederkehr der Ordnung, nach einem „Retter des Reichs."

§ 2.

Rudolf von Habsburg.

(1273—91).

Endlich nach so langem Zaudern traten die noch vom Papste drohend gemahnten Fürsten a. 1273 in Frankfurt a. M. zu einer neuen Kaiserwahl zusammen.

Nunmehr wählten aber nur Sieben aus der Fürsten Kreise, die sich in der letzten Zeit das alleinige Recht dazu angeeignet hatten und die darum auch Kur-, d. h. Wahlfürsten genannt wurden. Es waren die drei angesehensten Erzbischöfe, von Mainz, Köln und Trier, und die vier Fürsten, welche die Reichserzämter inne hatten, dazumal der Herzog von Sachsen (Erzmarschall), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer), der Pfalzgraf bei Rhein (Erztruchseß) und der König von Böhmen (Erzschenk). Weil aber der Letztere sich während des Interregnums gar zu ungebührlich aufgeführt hatte, so ließen ihn die Andern nicht zu, sondern übertrugen seine Stimme dem Herzoge von Bayern.

Wie sehr nun aber das im Innern jämmerlich zerrüttete und nach Außen kläglich um sein Ansehen gekommene Reich eines starken Armes bedurft hätte, so wollten die hohen Herren doch keinen Mächtigen zum Oberherrn erhalten, um von demselben nicht allzusehr beschränkt zu werden. Der Bischof Bruno von Olmütz schrieb dieserwegen an den Papst: „Geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können wenig nützt und nichts ersprießlicher zu sein scheint, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch manchmal etwas ausartet.“ (Ein sehr wahres Wort!) So wählten sie denn den Grafen Rudolf von Habsburg (in der Schweiz), welcher

treffliche Geistes- und Gemüthseigenschaften und dabei wenn schon nicht unbedeutende Güter in der Schweiz und im Elsaß, doch verhältnißmäßig eine geringe Hausmacht besaß.

Indessen war Rudolf doch der rechte Mann und Gott hat in seiner Erhebung das arme Deutschland gnädig angesehen. Der Grundzug seines Wesens war Geradheit und Biederkeit! Auch heller Verstand und viel Mutterwitz, ein muthiges Herz und eine tapfere Faust, und dabei eine ungemeine Güte und Leutseligkeit war ihm gegeben. Fromm nach seiner Zeit war er auch. Einst, da er noch als Graf jagte, begegnete ihm ein Priester, der mit dem Sakramente zu einem Kranken wollte, aber nicht über die angeschwollene Reuß konnte; gleich stieg Rudolf von seinem Roß und setzte den Priester darauf, um zur Verrichtung seines heiligen Werkes an Ort und Stelle gelangen zu können; als ihm dieser nachher das Pferd dankend zurückbrachte, schenkte er es ihm mit den Worten: „Es schickt sich nicht, daß ich fürbaß sitze auf dem Thier, da der Herr der Herren ist übergeführt!“

Rudolf befand sich zur Zeit seiner Wahl vor der Stadt Basel, mit der er in Fehde begriffen war. Da sprengte der Reichserbmarschall Graf Heinrich von Pappenheim heran und begrüßte ihn mit der großen Botschaft. Er zeigte sich wohl sehr verwundert, aber sträubte sich nicht; er sprach: „Der Ehre halte ich mich zwar unwerth, bitt' aber Gott, er wolle mich also gesinnet machen, daß ich Ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führe.“ Schnell vertrug er sich mit der Stadt Basel und folgte freudig dem Rufe zum höchsten Herrscheramt der Erde. Wo er durchzog, empfieng ihn das Volk mit lautem Jubel. In Achen wurde er durch den Erzbischof von Köln gekrönt.

Nach der Krönung sollte die Verpflichtung der Lehenträger der Krone vorgenommen werden. Es war aber das Reichsscepter, worauf herkömmlich der Lehenseid ge-

leistet wurde, in den vorausgegangenen Wirren abhanden gekommen. Schon wollten etliche der Fürsten bei diesem Mangel sich zurückziehen. Da gab Rudolf einen schönen Beweis seiner Klugheit und Geistesgegenwart; er ergriff schnell ein dastehendes Krucifix und hielt es ihnen mit den Worten hin: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, mag wohl die Stelle eines Scepters vertreten!“ Betroffen schworen sie alle ohne Weigerung darauf.

Der neue Kaiser sorgte mit großem Ernste, daß Gesetz und Recht, Ruh' und Frieden im Reiche wieder hergestellt werde, und sein Werk, das er klüglich und kräftig angriff, gelang ihm, wenn auch bei der argen Rauflust jener Zeit nicht vollkommen.

Zuerst sicherte er sich ein gutes Vernehmen mit dem römischen Stuhle, indem er demselben die von ihm angesprochenen kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien freiwillig überließ. Mit Italien wollte er gar nichts zu schaffen haben, „da die vorigen Kaiser nur des Reichs beste Kräfte dort geopfert hätten.“

Dafür schritt er strenge gegen diejenigen in Deutschland ein, welche des Reichs Güter an sich gerissen hatten. Der Haupträuber war der König Ottokar von Böhmen; er hatte während der kaiserlosen Zeit Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain widerrechtlich in Besitz genommen. Rudolf gebot ihm, diese Lande alsbald zu des Reichs Handen zu stellen. Aber der stolze Böhme verweigerte das, wollte auch Rudolf, den er nicht mitgewählt, gar nicht als Kaiser gelten lassen. Da wiederholte Mahnung und Vorladung nichts half, so erklärte ihn Rudolf in die Reichsacht, und zur Vollziehung derselben machte er sich selbst gegen ihn auf. Dabei begleiteten ihn zwar die Mächtigsten der deutschen Fürsten nicht, wohl aber Viele des Rheinischen, Schwäbischen und Elsäßischen Adels. Unterwegs fragte ihn Einer, wie seine Kasse bestellt sei? Er erwiederte: „Ich habe nur fünf Schillinge darin; aber der Herr, der mir

immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen!" Er rückte in Oestreich ein und bemächtigte sich desselben fast ohne Schwertschlag. Als er darauf in Böhmen selbst eindringen wollte, demüthigte sich Ottokar; er gab die geraubten Länder zurück und nahm sein Böhmen und Mähren als ein Lehen vom Kaiser an, als welchen er Rudolf ohne längeres Weigern anerkannte, 1276. Ottokar hatte öfters über den schlechten grauen Rock des ganz einfach sich kleidenden Kaisers gespottet; dieser strafte ihn bei der Gelegenheit dafür auf schalkhafte Weise: Er sitzt nicht im Kaiserornat, sondern in diesem selben geringen Rock in einem Zelte, als Ottokar nach dem Brauch kniefällig ihm huldigt, und da wird im nämlichen Augenblicke auf des Kaisers Veranstaltung das Zelt von allen Seiten in die Höhe gezogen, daß alles Volk draußen den prächtig geschmückten Böhmenkönig „vor dem verachteten grauen Röcklein" knieen sieht.

Im tiefen Schmerz über seine Demüthigung und noch besonders von seiner ehrliebenden Gemahlin Kunigunde aufgestachelt, brach Ottokar seinen Vasalleneid nicht lange nachdem er ihn geschworen, und kündigte dem Kaiser den Krieg an. Rudolf zog auch dießmal in eigner Person wider ihn aus und griff ihn auf dem Marchfelde bei Wien mit nur 15,000 gegen 30,000, aber vertrauend auf seine gerechte Sache, muthig und fröhlich an, 1278. Es war ein heißer Kampf. Der Kaiser fiel mit seinem durchstochenen Pferde zu Boden und mußte sich eine Zeitlang mit dem Schilde decken. Nachdem er jedoch ein frisches Roß bestiegen, drang er gewaltig vor und gewann die Schlacht. Ottokar wurde fliehend von den Söhnen eines Ritters erschlagen, den er hatte unschuldigerweise an einen Pferdschweif gebunden herumschleifen und dann an den Füßen aufhängen lassen. Die hochmüthige Königin Kunigunde überließ sich mit ihrem eilfjährigen Sohne Wenzel jetzt demuthsvoll der Großmuth des Kaisers, und dieser gab dem Söhnlein des Vaters rechtmäßigen Besitz, Böhmen und Mähren, zu

Leben und verlobte ihm seine eigene Tochter Jutta. Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain blieben als erledigte Lehen dem Reiche heimgefallen.

Auch mit den andern Herren, welche während des Interregnums die Ordnung gestört und aus der Unordnung ungerechten Vortheil gezogen hatten, redete er ein ernstes Wort. Viel Noth machte ihm der wilde Graf Eberhard von Württemberg, dessen sonderbarer Wahlspruch war: „Gottes Freund, aller Welt Feind!" — den er erst durch Berennung Stuttgarts zur Unterwerfung bringen konnte. So hatte er auch mit den Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen hart zu streiten, bis er sie zur Herausgabe der an sich gerissenen Reichsgüter und Anerkennung seiner Lehensoberherrlichkeit zwang. Im Burgundischen Kriege murrten einstmals seine Leute über Mangel an Lebensmitteln; da zog er eine Rübe aus dem Acker, schälte und aß sie vergnügt, und sprach: „So lang wir noch solche Nahrung haben, stirbt keiner Hungers. Auf gegen den Feind! Wenn wir siegen, werden wir besser speisen können!" Drauf fochten seine Leute so tapfer, daß er sich hoch freute.

Die kleinen Friedensstörer verfolgte er wie die größern. In Thüringen allein zerstörte er 66 Raubburgen, und 29 adelige Räuber ließ er in Erfurt aufknüpfen. Eine Menge Raubschlösser zerbrach er auch in Franken, Schwaben und am Rheine, dessen Ufern entlang sie fast an jedem Felsen wie Vogelnester hiengen; auch hier mußten viele Raubritter ihre Frevel mit dem Leben büßen.

Er ließ den Landfrieden neu und in ausgedehnterem Maße beschwören. Alle ihre Streitigkeiten sollten sie auf dem Wege Rechtens austragen. So kam wieder Vertrauen auf ein gesichertes Leben in die Herzen der Deutschen; das Land wurde wieder besser angebaut; die Kaufleute trieben wieder getroster ihren Handel; die frechen Bösewichter aber verkrochen sich.

Rudolf durchzog das Reich wie die besten der alten Kaiser von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt, und sorgte überall für Handhabung der Gerechtigkeit. Man nannte ihn „das wandelnde Gesetz", — ein schöner, hochehrender Name. Wo er gegenwärtig war, richtete und schlichtete er meistens persönlich, und durch seine klare Einsicht, durch seine Unparteilichkeit und durch seine Milde bei allem nöthigen Ernste gewann er die Zuneigung und Zufriedenheit seiner Deutschen in immer reicherem Maße.

Wahr ist's, er suchte auch seine Hausmacht zu vergrößern; das konnte er aber auch um der Wohlfahrt des Reichs selber willen thun; denn das war handgreiflich, daß ein Kaiser mächtig sein mußte, wenn er wollte mit so vielen Widerspenstigen fertig werden und Ordnung, Ruh' und Sicherheit im Lande aufrecht erhalten. So gab er denn die erledigten Lehen Oestreich, Steiermark und Krain an seine eignen Söhne, wozu ihm jedoch die Fürsten Willebriefe (Bewilligungsbriefe) schrieben, und wurde damit der Stifter des nachmals so groß gewordenen, noch heute bestehenden Oestreich-Habsburgischen Herrscherhauses. Seine sechs Töchter verheirathete er an lauter Hochmächtige, — Mathilde (Mechthild) an den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein, Agnes an Herzog Albrecht von Sachsen, Katharina an Herzog Otto von Bayern, Hedwig an den Markgrafen Otto von Brandenburg, Jutta, wie schon angedeutet, an den König Wenzel von Böhmen, Clementia an den König Karl Martell von Neapel. So blühte sein Haus um ihn her wie vom Thau des himmlischen Segens getränkt. Von seinen drei Söhnen starben die beiden jüngern vor ihm und nur Albrecht überlebte ihn, der Erbe aller seiner Hausmacht, aber nicht seines lieblichen Wesens.

Indessen stellte Rudolf, da er alt und schwach geworden, auf einem Reichstage zu Frankfurt a. M. den Antrag, daß man diesen seinen einigen Sohn zu seinem

Nachfolger ernennen möchte. Allein die Fürsten, denen die Habsburgische Macht schon viel zu hoch gestiegen schien und welche Albrechts gewaltthätiges Wesen fürchteten, verstanden sich nicht dazu. Das kränkte den alten Kaiser sehr, meinte, er hab's anders um's Reich verdient. So reist er von Frankfurt weg den Rhein hinauf, matten Herzens und Leibes. Bei Straßburg wird er ernstlich krank; da spricht er: „Wohlauf gen Speier, wo ein Theil meiner Vorgänger ruht, die auch die Krone getragen!" Aber schon in Germersheim ergreift den 73jährigen Greis der Tod, 1291. Man schaffte den Leichnam nach Speier und setzte ihn im dortigen Dome unter großer Wehklage des Volks neben den andern Kaisern an seinen Ruheplatz. Ein altes Geschichtsbuch sagt von ihm: „Er was (war) der beste Urlugs- (Kriegs-) mann siner Zyt. Er was der tyrest Mann, der Richters Amt je gewann. Man kann das nit alles beschryben, wie der selig König Rudolf was fromm und tugendhaft und fast von jedermänniglich ward beklaget."

Er war um seiner Kraft willen gefürchtet, doch wegen seiner Menschenfreundlichkeit noch mehr geliebt. Seine Redlichkeit wurde sprichwörtlich; von Einem, der mit Falschheit umgieng und Winkelzüge machte, pflegte man zu sagen: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!"

Von seiner guten Laune, die ihn zum Manne des Volks machte, noch ein paar Anekdoten: Er hatte eine große Nase. In der Reichsstadt Eßlingen rief ein Muthwilliger aus dem Volke gegen den Kaiser hin: „Hei, was für eine große Nase; man kann ja nicht vor ihr durchkommen!" Rudolf drehte gleich das Gesicht zur Seite und sprach: „Nun, guter Gesell, wirst du vorbei können!" — Zu Mainz gieng er eines kalten Morgens, schmucklos wie er war, in ein Bäckerhaus und wärmte sich am Backofen. Die Bäckersfrau hält ihn für einen der vielen unverschämten Landsknechte (Söldner) und begießt ihn unter Schimpfreden mit Wasser. Er läßt sich's

gefallen und geht weiter. Mittags läßt er die Frau zur kaiserlichen Tafel holen und bestraft sie so, daß sie alle ihre Reden am Morgen zu seiner und der Gäste Belustigung wiederholen muß und mit einem Geschenke entlassen wird. —

Nach Rudolfs Hingange dachten die Reichsfürsten abermals auf einen Kaiser von kleiner Macht und auf Betrieb des Erzbischofs Gerhard von Mainz wählten sie dessen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau (1292—98), einen jugendlich tapfern, aber leichtfertigen und unbesonnenen Mann. Wohl stillte derselbe sogleich kräftig die in Schwaben und Elsaß schon wieder ausbrechenden Fehden; allein das Bestreben, wie sein Vorgänger seine geringe Hausmacht zu stärken, führte ihn auf schlimme Wege. Er kaufte mit Geld, das er vom Könige von England zur Ausrüstung eines Hilfsheeres gegen Frankreich empfangen hatte, dem alten Landgrafen Albert, dem Entarteten, der seine Kinder erster Ehe Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann tödtlich haßte und enterben wollte, seine Lande Thüringen und Meißen ab, und da die Söhne ihr rechtmäßiges Erbe mit den Waffen zu behaupten suchten, führte er gegen sie einen grausamen Krieg. Das mußte ihm freilich sehr verargt werden. Am meisten schadete es ihm jedoch, daß er die dem Erzbischofe Gerhard gemachten Versprechungen nicht hielt, so daß dieser über seinen Vetter höchst unwillig ward und im Zorn sagte, er habe noch andere Kaiser in seiner Tasche. Bei solchen Umständen gelang es dem Sohne Rudolfs, dem Herzog Albrecht von Oestreich, welcher ein heißes Verlangen nach der deutschen Krone trug, den mächtigen Erzbischof und mit ihm den größern Theil der Kurfürsten für sich zu gewinnen und doch noch zum ersehnten Ziele zu kommen. Die Kurfürsten hielten ein förmliches Gericht über Adolf, erklärten ihn, als der zur Schande des Reichs von einem Geringern (dem Könige von England) Sold genommen und

selbst den Landfrieden gebrochen habe, des Thrones verlustig und ernannten den Albrecht von Oestreich zum Kaiser an seiner statt. Indessen gab Adolf das Scepter nicht ohne Kampf her. Bei Göllheim unweit Worms kam es zur Schlacht; Adolf suchte wüthend seinen Gegner persönlich auf, wurde aber von ihm vom Pferde geworfen und im Getümmel vollends getödtet. Jetzt huldigte alles dem Rudolfssohne.

Albrecht I. (1298—1308) war aber dem Bilde des Vaters sehr unähnlich, ein ungemein habsüchtiger, harter und häßlicher Mensch. Schon sein strenges finsteres Gesicht mit nur Einem Auge hatte etwas ungewöhnlich Widerliches und Abschreckendes. Thatkraft besaß er jedoch in hohem Grade. Ich kann mich über seine Regierung nicht weiter auslassen. Er that einiges zum Frommen des Reichs, schaffte die von den Rheinfürsten auferlegten drückenden Rheinzölle mit Gewalt ab 2c.; am meisten aber dachte er immer auf sich selbst und unternahm rastlos Eins ums Andere zu seinem eignen Vortheile, wiewohl ihn das Schicksal in nichts begünstigte. Wie er vergeblich strebte, die deutsche Krone in seiner Familie erblich zu machen, da ihm die Kurfürsten die Nachfolge für seinen Sohn verweigerten, so scheiterten auch alle Plane und Bemühungen seiner unersättlichen Gier, mit neuen Gebieten seine Hausmacht zu mehren. Holland wollte er und bekam es nicht; Thüringen begehrte er und erlangte es nicht; Böhmen faßte er und behielt es nicht; die Waldstätte in der Schweiz suchte er seinen Habsburger Stammgütern beizufügen und zog damit nur Schimpf und Schmach seinem Hause zu, wovon wir im nächsten Paragraphen besonders und ausführlich reden müssen. Mitten aber in seinen unermüdeten Bestrebungen und Anstrengungen traf ihn ein unerwarteter schrecklicher Tod.

Er hatte einen Bruderssohn Namens Johann, dem er sein väterliches Erbe vorenthielt. Darüber empört faßte der junge Mensch den unglücklichen Gedanken, seinen

16 **

Oheim zu ermorden. Zu diesem Zwecke verband er sich heimlich mit vier Rittern. Gelegenheit, das Werk der Finsterniß auszuführen, bot sich dar, als der Kaiser von Baden (im Argau) gen Rheinfelden der kommenden Gemahlin entgegenzog. Johann schloß sich mit seinen Verbündeten dem Zuge an. Als der Kaiser bei Windisch über die Reuß setzen mußte, stiegen sie mit ihm zuerst in die Fähre, während das übrige Gefolge noch zurückblieb. Kaum ist der Kaiser mit ihnen jenseits ausgestiegen, so rennt ihm Johann mit dem Ausrufe: „Hier der Lohn des Unrechts!" den Speer in den Hals, und der Ritter von Balm spaltet ihm den Kopf mit dem Schwerte. Während die Verschwornen sturmschnell entfliehen, eilt eine alte Frau herbei, welche die That gesehen, und nimmt den sinkenden Kaiser auf, der in ihrem Schoose stirbt. Johann und drei seiner Genossen entkamen und blieben verborgen. Aber der Vierte, der Ritter von der Wart wurde eingefangen und, obschon an der That selbst nicht betheiligt, gerädert und zwar so, daß er noch drei Tage auf dem Rade lebte, bis er unter dem Gebete seiner neben ihm knieenden Gattin seine arme Seele aushauchte. Es waren vornehmlich die Kaiserin Elisabeth und die Tochter Agnes, verwittwete Königin von Ungarn, welche in ihrem tiefen Schmerz über den gräßlichen Tod des Gatten und Vaters die grausamste Rache nahmen. Sie wütheten gegen alles den Verschworenen Angehörige; alle ihre Burgen wurden gebrochen, ihre Güter verwüstet und mehr als tausend ihrer Verwandten und Dienstleute, unschuldige Männer, Weiber und Kinder, wie ein heidnisches Todtenopfer geschlachtet. Agnes, eine ächte Kriemhild, ließ 63 Leute des Herrn von Balm vor ihren Augen enthaupten, um durch den Anblick des strömenden Blutes ihre brennende Seele zu kühlen. Dann bauten die Fürstinnen an der Stelle, wo Albrecht fiel, das Kloster Königsfelden, wohin die junge Agnes eingieng und wo sie 56 Jahre lang in Trauereinsamkeit

und so fromm lebte, daß man bei ihrem Tode sprach: „Da fährt eine Heilige gen Himmel!“ Das war die Frömmigkeit und Heiligkeit jener Zeit!

§ 3.

Die Eidgenossen.

Ich habe im vorigen Paragraphen eine Absicht Albrechts auf die Waldstätte in der Schweiz angedeutet; nun Näheres davon.

Das alte Helvetien oder die heutige Schweiz gehörte damals noch zum deutschen Reiche. Unter der Oberherrlichkeit des Kaisers regierten viele geistliche und weltliche Herren darin, die Bischöfe von Basel, Constanz 2c., die Grafen von Habsburg, Kyburg 2c. Es gab darin auch reichsfreie Städte, Freiburg, Bern, Solothurn 2c. und ebensolche Landgemeinden, die also niemand über sich hatten, als den Kaiser. Reichsfrei oder reichsunmittelbar waren die Landgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden. Diese Ländchen liegen um den Vierwaldstätter-See herum mitten in der Alpenwelt und hießen von Alters her die Waldstätte. Die Bewohner waren ein einfaches, biederes und in der Alpenluft starkgekräftigtes Volk.

Nun hatte also Kaiser Albrecht, der zugleich Herzog von Oestreich und Graf von Habsburg war, eine mächtige Begierde, diese Waldstätte, welche an seine Habsburgischen Besitzungen grenzten, seiner Hausmacht beizufügen. Sie sollten ihre Reichsunmittelbarkeit aufgeben und Unterthanen des Hauses Oestreich werden. Wiederholt machte er ihnen den Antrag, sich möchten sich doch „in den ewigen Schutz seines Hauses“ begeben; allein sie lehnten es stets ab, wollten ihre alte liebe Freiheit bewahren. Sie baten ihn als Kaiser, er möchte ihnen, wie es sonst Brauch war, einen kaiserlichen Vogt aufstellen, der außer Landes wohne und zu Zeiten komme, um die kaiserlichen Rechte

(den Blutbann rc.) auszuüben. Was nun folgte, erzählen wir nach der späteren Schweizerchronik, wenn auch der Haß gegen Oestreich die Thatsachen ziemlich entstellt hat.

Albrecht schickte ihnen statt Eines Zwei Vögte und zwei sehr schlechtgesinnte Männer, den Geßler von Bruneck für Schwyz und Uri und den Beringer von Landenberg für Unterwalden. Die blieben gewohnheitswidrig im Lande wohnen. Und Geßler saß zu Küßnacht und Landenberg auf Schloß Sarnen, und sie hatten Untervögte bei sich und bewaffnete Mannschaft. Sie hießen zwar kaiserliche Vögte, waren aber in der That östreichische und bestrebten sich unablässig, die Waldstätte östreichisch zu machen. Sie betrugen sich herrisch, übermüthig, unerträglich stolz, verachteten das Volk, verhöhnten seine alten Rechte, legten willkührlich neue Steuern und Zölle auf, straften die leichtesten Vergehen mit unbarmherziger Härte. Alle Klagen der Bedrückten beim Kaiser halfen nichts; dieser ließ ihnen immer antworten: sie sollten nur östreichisch werden, dann hätte alle ihre Noth ein Ende. Das mochten sie aber nimmermehr; und da denn die Tyrannei immer ärger wurde, so war es wenigstens kein Wunder, wenn auch nicht völlig zu entschuldigen, daß sie zuletzt zur Selbsthilfe griffen.

Vogt Landenberg ließ einst dem geachteten Heinrich Melchthal in Unterwalden „um geringer Ursach willen“ sein schönstes Paar Ochsen wegnehmen und durch seinen Diener sagen: die Bauern könnten den Pflug selber ziehen! Im Zorne darüber schlug Heinrichs Sohn Arnold mit einem Stecken nach dem Diener und zerbrach ihm einen Finger. Er entrann dem Vogte und dieser strafte sofort den unschuldigen Vater für ihn und wie? so, daß er dem alten Manne beide Augen ausstechen ließ! Der junge Melchthal floh zu dem angesehenen und erfahrenen Walther Fürst von Attinghausen in Uri, allwo der Landvogt Geßler dem Volke großen Drang that und eine Feste bauen ließ, die er Zwing-

Uri nannte. Ebendahin kam aber auch Werner Stauffacher aus einem altehrbaren Geschlechte in Schwyz, beschwert von einem Worte Geßlers, als welcher beim Anblick seines neugebauten stattlichen Hauses zornig gesprochen: „Kann mans leiden, daß das Bauernvolk so herrlich wohnt?" Diese drei, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold Melchthal redeten nun miteinander von der Noth des Landes und wie ihr abzuhelfen; und sie wurden eins, daß jeder heimlich mit andern vertrauten Leuten von der Sache sprechen sollte; und darnach verabredeten sie zusammt eine Zusammenkunft zu weiterer Berathung.

Am 7. November 1307 versammeln sich 33 Männer beim Dunkel der Nacht im Rütli, einer einsamen Waldwiese am See. Sie rathschlagen im ernsten Kreise; dann heben sie die Hände empor und schwören: Sie wollten treu beisamenstehen, um die von den Vätern ererbte Freiheit für die Enkel zu bewahren; sie wollten sich nicht ihrer Pflicht gegen das heilige römisch-deutsche Reich erledigen, auch dem Habsburger Haus nichts von seinen Gütern und Rechten entfremden; es sollte kein Blut vergossen, noch irgend Rache genommen werden; sie wollten nur die Vögte und ihre Gehilfen aus dem Lande treiben; mit dem Neuen Jahre wollten sie sich dazu erheben.

Unter den Verschworenen war auch Wilhelm Tell aus Uri, mit dem sich kurz darnach eine seltsame Geschichte zutrug. Geßler hatte auf dem Markte zu Altdorf einen herzoglichen Hut aufstecken lassen, dem die Vorübergehenden ihre Ehrerbietung bezeigen sollten, als ob's der Herzog selbst wäre. Tell gieng am Hute vorüber und grüßte ihn nicht. Er wurde ergriffen und von Geßlern mit dem Tode bedroht. Doch wollte der Vogt ihn begnadigen, wenn er seine Kunst als der beste Bogenschütze des Landes bewähren und einen Apfel von dem Kopfe seines Söhnleins herabschießen würde. Tell fleht, ihn mit solch unnatürlichem Thun

zu verschonen; umsonst, er und sein Söhnlein sollen sterben, wenn er nicht schießt. Da ergreift Tell zwei Pfeile, einen steckt er in den Goller, den andern legt er auf seinen Bogen — sein sechsjähriges Söhnlein steht am Ziele mit dem Apfel, den ihm der Landvogt selbst aufs Haupt gelegt — Tell schießt und — der durchbohrte Apfel fällt mit dem Pfeile zu Boden. Geßler lobte die Kunst des Schützen und fragte ihn aber darauf, was er denn mit dem andern Pfeile vorgehabt? Tell sagte ihm nach einigem Zögern frei heraus: „Den hätt' ich dir ins Herz geschossen, wenn ich mein Kind getroffen!" Auf dieses Wort ließ ihn Geßler binden, um ihn — zwar nach seinem Versprechen nicht zu tödten, aber — an einen Ort zu bringen, „wo er weder Sonne noch Mond sehen sollte." Tell wurde mit in den Kahn geworfen, in welchem der Vogt nach Küßnacht zurückfahren wollte. Auf dem See brach der Föhn (Sturm) los und ward ein groß Ungestüm der Wellen. Die Leute im Kahn meinten, nur Tell, der treffliche Schütze und Schiffer könne sie vom Untergang erretten. Da ließ ihn Geßler losbinden, daß er das Steuerruder führe. Tell treibt das Schiff gegen das Felsenufer hin und wo dieses eine Platte bildet, springt er mit seinem behend ergriffenen Schießzeug hinaus, indem er mit kräftigem Fuße das Fahrzeug in den See zurückstößt.

Mit Noth entrann Geßler dem sturmgepeitschten Gewässer. Als er aber durch die hohle Gasse bei Küßnacht reitet, schießt ihm Tell aus einem Verstecke den andern Pfeil durch die Brust. (In Wahrheit ist aber die Geschichte von dem Apfelschuß eine viel ältere deutsche Sage.)

Die andern Verbündeten wollten sich nicht also von der Zwingherrschaft befreien. Sie hielten sich still auch nach dieser auffordernden That, bis der gesetzte Tag kam, um an ihm auf friedlichere Weise dem mißhandelten Lande Hilfe zu schaffen.

Am 1. Januar 1308 — Landenberg, der Vogt über Unterwalden, steigt von Schloß Sarnen zur Kirche herab;

da begegnen ihm 20 Männer mit Kälbern, Ziegen, Hühnern &c., die sie ihm nach alter Sitte zur Neujahrsverehrung bringen. Er freut sich darüber, heißt sie hinauf in die Burg gehen, bis er nach verrichteter Andacht wiederkomme. Unter dem Burgthore ziehen sie scharfe Eisen aus dem Busen und stecken sie auf ihre Stäbe; noch 30 Andere eilen bewaffnet aus einem Hinterhalte zu ihnen. Die 50 starken bemächtigen sich ohne Blutvergießen der Burg. Wie mit Einem Schlage wurden auf ähnliche Weise alle Burgen und Höfe der Zwingherrn in den drei Waldstätten eingenommen. Den Landenberg sammt allen Untervögten und Gewaltdienern schickte man über die Grenze, ohne ihnen ein Leid zu thun. Und jetzt ertönte von Berg zu Berg der Klang des Alphorns zum Zeichen, daß das Land frei sei. Am 6. Januar kamen 90 Abgeordnete aus sämmtlichen Gemeinden in Brunnen zusammen und beschworen auf zehn Jahre einen Bund „zur Bewahrung ihrer Freiheit."

Landenberg eilte mit der unliebsamen Nachricht von dem Vorgefallenen zu Kaiser Albrecht, der an den Waldstätten schwere Rache zu nehmen beschloß. Ehe er sich aber noch völlig gegen sie gerüstet hatte, traf die Rache ihn, wie wir vernommen haben, von der Hand seines Vetters Johann, am ersten des Wonnemonats desselben Jahres (1308). Und die Wirren in Deutschland, die sein Tod verursachte, verschafften den Schweizern einige Ruhezeit. So die Schweizersage.

Nach sieben Jahren aber wollte Albrechts Sohn, der kühne und zornmüthige Herzog Leopold von Oestreich, des Vaters Vorhaben ausführen und sammelte dazu eine große Macht. Mit dem Haupttheile derselben, 9000 Mann Kernvolk, rückte er gegen den Engpaß bei Morgarten heran, der in Schwyz hineinführt, der Hoffnung gewiß, „diese elenden Bauern mit dem Fuße zu zertreten." Stricke waren mitgenommen, sie zu binden oder aufzuknüpfen. Aber bei diesem Engpasse hatten auch die Eidgenossen — so hießen sich die Verbün-

deten — auf des alten verständigen Redings Rath ihre Hauptstärke aufgestellt, wohl nur 1300 Mann, hofften aber auch gewiß, daß es langen werde. Die Oestreicher dringen in den Engpaß hinein; da rollen furchtbare Felsbrocken von oben auf sie herab, daß Roß und Reiter zusammenstürzen; und unten stürmt die Schweizerschaar mit ihren Hellebarden und Morgensternen grimmig auf sie ein, sie werden niedergeschmettert, niedergestochen, viele in den Egrisee gesprengt, viele im engen Raume von den Hufen der eignen Pferde zerstampft; was fliehen kann, enteilt in wilder Flucht. In anderthalb Stunden haben die Eidgenossen den rühmlichsten Sieg erfochten (15. November 1315), gegen 1900 Feinde erlegt und nur 15 von den eignen Leuten verloren. Der Herzog rettete sich kaum nach Winterthur. Wie auch Schaam und Schmerz ihn brannte, er ließ hinfort das tapfere Bergvolk in Frieden. Noch 1315 schloßen die Eidgenossen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit einen „ewigen Bund", den ihnen der auf Albrecht I. zweitfolgende deutsche Kaiser Ludwig der Bayer bestätigte (1316), so daß derselbe von da an zu Recht bestand.

Lasset euch gleich, liebe Leser! von dem Bunde der Eidgenossen noch etwas Weiteres erzählen, weil sich sonst kein Platz dazu findet. Derselbe, anfangs auf die genannten drei Waldstätte beschränkt, vergrößerte sich in der Folge durch andere Schweizerische Kantone oder „Orte", wie sie sagen. Zuerst trat ihm das gleichfalls am Vierwaldstättersee gelegene Luzern bei, 1332, dann das wohlhabende bevölkerte Zürich, 1351, in selbem Jahre noch Glarus, im folgenden Zug, im nächsten Bern. Hiemit schloß sich der Bund auf lange Zeit und diese 8 Kantone hießen nachmals „die acht alten Orte." Jetzt stand die Eidgenossenschaft in schönster Blüthe. Ruhe hatte sie bis zum Jahre 1386.

Da gab es wieder einen Herzog Leopold von Oestreich, einen Enkel des vorigen. Der war der erlittenen Schmach seines Hauses eingedenk und schwur,

„der Schweizer trotzigen Bund in gottgefälligem Kriege zu strafen.“ Zu dem Ende verband er sich mit vielen Fürsten und Herren. Und er zog heran mit einem prachtvollen Heere, das allein 4000 trefflich gerüstete Ritter zählte. „Vor allem Volk aber glänzte Herzog Leopold selbst, seines Alters im 37. Jahre, männlichschön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Kriege, rachebegierig, durstig zur Schlacht,“ — so sagt der große Schweizer Geschichtschreiber Johann von Müller. Bei Sempach, im Kantone Luzern, traf er auf die Eidgenossen. Es sind wiederum nur Wenige, 1400 dießmal. Und die 4000 Ritter steigen von den Pferden und stellen sich vor ihr Fußvolk hin; sie stehen in ihren Harnischen, festaneinandergeschlossen, wie eine eiserne Mauer da und strecken ihre Speere vor. Als die Schweizer das sehen, knieen sie nieder und beten. Dann stehen sie auf und stürzen auf die Ritter los. Allein wie sie sich auch mühen, sie können die eherne Mauer nicht durchbrechen; sie spießen sich nur in den ihnen entgegenstarrenden Eisenspitzen. Da ruft Arnold Struthan von Winkelried, ein Bauer aus Unterwalden: „Liebe theure Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ damit breitet er seine Arme aus, umfaßt so viele Speere, als er kann, drückt sie zusammen und in seine Brust hinein und zieht sie sinkend mit zu Boden. In die dadurch entstandene Lücke arbeiteten sich nun die Schweizer hinein und stoßen und schmettern mit ihren Keulen, Aexten, Morgensternen und Hellebarden ganz erschrecklich drauf los. Die Ritter gerathen in Verwirrung; einer um den andern fällt. Das Banner Oestreichs sinkt; der Herzog eilt herbei und hebt es wieder hoch; man mahnt ihn zur Flucht, er ruft: „Ich will ehrlich mit euch sterben!“ Der Herzog wird erschlagen. Die Oestreicher erleiden die schrecklichste Niederlage; 656 adelige Herren und 2000 vom Fußvolke decken mit ihrem Führer das Feld; von den Schweizern sind nur 200 ge-

fallen. **Das war das Blutbad von Sempach.** Man sprach im Lande, „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel.“ —

Wir werden im nächsten Abschnitte bei der Geschichte eines andern, hochstolzen Fürsten doch noch einmal mit dem tapfern Alpenvolke zusammentreffen. Hier schließen wir mit der Bemerkung, daß der Bund der Eidgenossen sich im Laufe der Zeit bis zu der heutigen Republik Schweiz ausdehnte, da er denn 22 Kantone begreift.

§ 4.

Demüthigung der Papstmacht.

Philipp der Schöne von Frankreich.

Wir haben uns, auch bezüglich der deutschen Geschichte, in der Zeit eine Strecke vorlaufen lassen, müssen darum zurück, zunächst aber nach Frankreich hinüberschauen.

Während der Regierung Kaiser Albrechts I. (zum Theil auch schon Adolfs von Nassau) hat sich zwischen dem französischen Könige und dem Oberhaupte der Kirche etwas ungemein Wichtiges zugetragen, das **einen großen Wendepunkt in der Weltgeschichte** bezeichnet.

Das Papstthum hatte in der vorhergehenden Periode **seine höchste Höhe** erreicht. Um 1300 herum erfuhr es **von Frankreich aus** den empfindlichsten, seine Macht für immer bedeutend schwächenden Stoß. Wohl merkt man dabei, wie doch die furchtbare Härte und überhaupt das ungöttliche gräuliche Wesen der Nachfolger des III. Innocenz dem Ansehen „des heiligen Vaters“ in der Verborgenheit der Herzen schwer wehe gethan haben mußte; das läßt sich an der Ruhe und, möchte man sagen, Gleichgültigkeit abnehmen, mit welcher das christliche Volk im Allgemeinen seiner Beugung und Erniedrigung zusah.

Von 1285 bis 1314 herrschte in Frankreich König **Philipp, der Schöne** zubenannt, ein Enkel Lud-

wigs des Heiligen, aber kein Heiliger selbst. Ein sehr kluger, seine Plane wohlberechnender und beharrlich zum Ziele führender Mann, aber ganz im Dienste der Herrsch- und Habsucht, welche zu befriedigen er keine Gewaltthat und keinen Frevel scheute.

Philipp arbeitete lange Jahre fort und so erfolgreich an der Vergrößerung der königlichen Gewalt, daß die Großen seines Reichs kaum noch in etwas ihm entgegenzutreten wagten. O wie viel anders, wie viel höher und herrlicher thronte solch ein König von Frankreich, als ein armer deutscher Kaiser, der fast seine ganze Regierungszeit mit Bekämpfung widerspenstiger Vasallen hinbringen mußte. Doch wir wollten von Philipps Kampf mit dem Papste berichten.

a. 1294 bestieg Bonifacius VIII. den römischen Stuhl. Dieser hatte das Herz voll Weltherrschergedanken wie seine Vorgänger und führte noch eine stärkere, brausendere Sprache als sie.

Als nun Philipp mit dem Könige Eduard I. von England in Streit gerathen war, wollte sich Bonifacius als oberster Schiedsrichter dreinlegen. Allein Philipp ließ ihm sagen: ein König von Frankreich sei nicht gewohnt, in weltlichen Händeln sich vom Papste Gesetze vorschreiben zu lassen. Da höre man! Derselbe Papst schrieb einmal an den deutschen Kaiser: „Ich bin der Kaiser!“ und Albrecht verbeugte sich tief und hieß ihn demuthsvoll „seinen Oberlehensherrn“; — und der König von Frankreich redet also zu ihm! Aber begreiflich, wie staunt der Papst! Doch Philipp gieng noch weiter; er legte jetzt zur Betreibung des Krieges auch dem französischen Clerus schwere Steuern auf, womit derselbe bisher gänzlich verschont war. Sogleich verbot zwar der Papst allen Geistlichen Frankreichs, irgend eine Abgabe an den König zu entrichten; allein er war bei Philipp in jeder Weise an den unrechten Mann gekommen. Dieser erließ alsobald hinwieder ein strenges Verbot an alle seine Unter-

thanen, Geld und Kostbarkeiten in fremde Länder auszuführen, so daß der römische Stuhl auf einmal von den großen Summen und Schätzen, die ihm aus Frankreich zuflossen, nichts mehr sah. Da fand sich der Papst denn doch veranlaßt in etwas nachzugeben und zu äußern, Lehengefälle und freiwillige Gaben an die Krone habe er nicht gemeint.

Allein diese seine Nachgiebigkeit reute ihn wieder und noch durch Anderes erbittert erließ er, 1296, eine Bulle, (d. i. ein großer päpstlicher Brief, ein kleiner heißt Breve), darin er das ganze bisherige Leben und Wesen Philipps strafte und die französische Geistlichkeit nach Rom berief, auf daß er mit ihr eine völlige Umgestaltung des französischen Hofes und Staates berathe und beschließe.

Darüber faßte Philipp einen starken Zorn und schrieb an den Papst: „Philipp, von Gottes Gnaden König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Aberwitzigkeit wisse, daß wir in weltlichen Dingen niemanden als Gott unterworfen sind u. s. w. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris" ꝛc. Die päpstliche Bulle ließ er öffentlich ins Feuer werfen und allen seinen Geistlichen untersagte er bei harter Strafe nach Rom zu gehen. Und das nicht genug. Er hielt auch, 1302, zu Paris eine große Reichsversammlung, wo Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit und der Städte erschienen und von ihnen gemeinsam — von Seite des Clerus freilich mehr gezwungen als willig — ausgesprochen wurde, daß der König von Frankreich als Solcher keinen Obern außer Gott habe.

Ueber solch ein Gebahren war der Vater der Christenheit und Fürst aller Könige auf Erden so entrüstet, daß er wirklich hätte unsinnig darüber werden mögen. Doch faßte er sich noch und — wollte auch noch nicht zum Aeußersten schreiten. Einstweilen erließ er eine neue Bulle (Unam sanctam), worin er donnernd ins Gedächtniß

rief, was vergessen werden wollte: „Es giebt nur Eine Gewalt auf Erden, die geistliche, von welcher jede weltliche nur ein Ausfluß ist," — und hinzufügte: „Der Glaube, daß jede menschliche Kreatur dem Papste unterworfen sei, ist zur Seligkeit nothwendig."

Dagegen hielt aber Philipp eine neue Reichsversammlung zu Paris, 1303, auf welcher nunmehr sein Rath Wilhelm von Nogaret, ein ausnehmend gewandter und ränkevoller Mann, eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifacius vorbringen und den Antrag stellen mußte, „hohe Versammlung wolle den König von Frankreich als Schutzherrn der Kirche bitten, daß er ein allgemeines Concil veranstalten möge, damit von diesem der unwürdige Papst abgesetzt und der Kirche ein würdigeres Haupt gegeben werde." Dieser Antrag wurde wenigstens „als beachtenswerth" niedergeschrieben.

Als Bonifacius dieß hört, kann er sich natürlich nicht mehr halten; er schleudert nun den langverhaltenen Fluch auf den Ruchlosen, nimmt ihm sein verwirktes Königreich und bietet es dem deutschen Kaiser an, der sich jedoch dafür bedankt. Philipp bleibt guter Dinge, wirft alle in den Kerker, die den päpstlichen Bann im Lande bekannt machen wollen. Ja er hält noch in demselben Jahre, 1303, eine dritte Versammlung, auf welcher die Einrufung eines allgemeinen Concils zu dem bezeichneten Zwecke fest und förmlich beschlossen wird.

Der Papst weiß nicht, wie ihm geschieht. Er hält zu Anagni (in Italien) ein Kardinalconsistorium, erklärt die französischen Beschuldigungen für boshafte satanische Lügen und spricht den Philipp nochmals seines Thrones verlustig. Aber siehe, eines frühen Morgens erscheint unversehens Wilhelm von Nogaret, von seinem Könige heimlich dazu abgesandt, mit einer bewaffneten Schaar in der Stadt, umzingelt die päpstliche Wohnung

mit dem Rufe: „Es sterbe Bonifacius! Es lebe der König von Frankreich!“ und nimmt den 80jährigen Greis mit rauhen Händen gefangen. Er wollte ihn nach Frankreich abführen; doch erhoben sich die Bürger von Anagni und befreiten den Gefangenen. Aber eine solche Beschimpfung der Papstwürde kann Bonifacius nicht ertragen, er fällt in eine hitzige Krankheit, in welcher er schrecklich tobt, also daß er sich auch den Kopf an die Wand stößt, und stirbt nach etlichen Wochen in Raserei, 11. Okt. 1303.

Philipp aber saß fest auf seinem königlichen Stuhle; niemand regte die Hand wider ihn. Im Kampfe mit dem Kaiser hat der Papst gesiegt; im Kampfe mit dem König ist er unterlegen.

Der nächste Nachfolger des Bonifacius, Benedict XI., zog schon mildere Saiten gegen Frankreichs furchtbaren Herrscher auf, und der nach Benedicts schnellem Tode (1305) durch Philipp erhobene Papst Clemens V., ein Franzose, gab sich zu seinem gehorsamen Diener her. Derselbe erklärte auf des Königs Verlangen alles für nichtig, was Bonifacius gegen ihn gesagt und gethan. So konnte es freilich mit der gerühmten Unfehlbarkeit des Statthalters Christi nichts sein. Auch mußte dieser Papst seinen Sitz von Rom nach Avignon (im Reiche Arelat, im südlichen Frankreich) verlegen, damit ihn Philipp in der Nähe habe und gehörig überwachen und all sein Handeln leiten könne. Da war es um die Freiheit und Selbstständigkeit „des heiligen Stuhles“ geschehen. Siebzig Jahre lang residirten von dem an (1305) die Päpste zu Avignon unter übermächtigem französischem Einflusse, darum die Römischen diese Zeit „die Babylonische Gefangenschaft der Kirche“ heißen.

Namentlich war der genannte Clemens V. ein fast willenloses Werkzeug Philipps. Kaum daß er der frechen Forderung desselben, den Leichnam des Bonifacius aus-

graben und wie eines Ketzers Leib verbrennen zu lassen, sich entziehen konnte. Wie sehr er aber dem Könige willfährig sein mußte, das beweist noch seine Mithilfe bei der schändlichen und unmenschlichen Vertilgung des Templerordens (s. VIII., 5).

Dieser Orden hatte späterhin seinen Sitz in Cypern genommen; seit aber die christliche Sache im Morgenlande ganz verloren war, hatten sich die meisten Glieder auf ihre Besitzungen in Europa begeben. Der Orden war unermeßlich reich; er besaß mehr als 9000 Kommenthureien (Pfründen) und besonders in Frankreich sehr große Güter. Nach diesen sahe Philipp schon lange her mit den lüsternsten Augen, und als ihm der rechte Zeitpunkt gekommen schien, machte er es nach seiner Weise. Er beschuldigte die Templer der Ketzerei und der gröbsten Schandthaten: sie sollten ein Götzenbild, Baffomet, anbeten, müßten auf das Kreuz speien, opferten Kinder, trieben die unnatürlichsten Wollüste 2c. Wohl waren Einzelne derselben in Unglauben und Laster verfallen, und der Orden im Ganzen unläugbar entartet, aber im Grunde war sein Reichthum das Hauptverbrechen. An Einem Tage wurden der Großmeister, den der Papst unter dem Vorgeben eines mit ihm zu besprechenden Kreuzzugs hatte aus Cypern herbeilocken müssen (!), und alle Ritter in ganz Frankreich gefänglich eingezogen, 1307. Falsche Zeugen werden gegen sie aufgeführt, falsche Aussagen ihnen selbst durch grausame Foltern ausgepreßt; und daraufhin werden sie für schuldig und des Todes würdig erklärt. An Einem Tage verbraunte man 54 derselben an langsamem Feuer. Man nahm alle ihre Güter in Beschlag, davon natürlich Philipp sich das Meiste zueignete. Endlich 1312 mußte der Papst ein feierliches Verdammungsurtheil über den ganzen Orden aussprechen, und denselben kraft apostolischer Machtvollkommenheit in allen Landen aufheben. Außerhalb Frankreichs wurde gegen die Person der

Templer milder verfahren; aber ihre Güter zog man überall ein.

Doch nochmals zu den Vorgängen in Frankreich zurück. Dem Großmeister Jakob von Molay, vor dessen ehrwürdigem Haupte man Scheu zu tragen schien, wurde versprochen, die Todesstrafe bei ihm in lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln, wenn er die dem Orden geziehenen Verbrechen bestätigen wollte. Er aber betheuerte vor Gott und allem Volke die Unschuld des Ordens. So wurde denn auch Molay nach langer Haft zum Holzstoße geführt. Auf demselben lud er noch den Papst und den König vor Gottes Gericht und starb standhaft, 1314. Einen Monat nachher verblich Clemens und noch in demselben Jahre der „schöne", in der That abscheuliche Philipp.

§ 5.

Ludwig der Bayer und Friedrich von Oestreich.

Wir treten gleich wieder auf vaterländischen Boden herüber und verfolgen die deutsche Geschichte (mit Ausnahme der bereits vorgetragenen Schweizerischen) nacheinander von Albrecht I. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts.

Nach des genannten Kaisers Ermordung (§ 2) versammelten sich die Fürsten zur Wahl eines neuen Oberherrn. „Nur keinen Mächtigen," hieß es abermals; — und so wählten sie wieder einen Grafen, Heinrich von Luxemburg (Lützelburg). Und so ist denn auch das unscheinliche Haus Luxemburg zur Kaiserwürde gelangt, dem es jedoch gleich im Anfange der Regierung Heinrichs glückte, eine bedeutende Hausmacht zu bekommen, indem sich die Böhmen freiselbst seinen 14jährigen Sohn Johann zu ihrem König und Gemahl ihrer Prinzessin Elisabeth erbaten.

Heinrich VII. (1308—13) war hochgesinnt, edel, kühn, lebendig, thatkräftig, ein Kaiser, der des Reichs

Frieden und Wohlfahrt, so lang er sich darin aufhielt, nach Möglichkeit beschaffte. Allein schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung trieb ihn sein hoher Geist nach dem Lande, welches Rudolf von Habsburg so sehr gescheut hatte, nach Italien. Er wollte dort die alten Kaiserrechte wieder geltend machen; er wollte alle des Reichs Herrlichkeit neu erglänzen lassen. Da in Italien immer noch die alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, wiewohl unter diesem Namen nur für ihre eigenen Zwecke, sich bekämpften, so fand er bei den Letztern, die durch ihn ihre Partei emporzubringen hofften, viel Anhang. Er erlangte die Lombardische Krone, sogar die Römische, die ihm ein vom Papste zu Avignon abgesandter Legate aufsetzte. Allein er hatte auch viel und schwer zu streiten; die ganze Welfenmacht sammt dem Könige von Neapel erhob sich zuletzt wider ihn, und da er ihr mit ungebrochenem Muthe entgegentrat, raffte ihn plötzlich, zu Buonconvento, ein hitziges Fieber hin. Mit seinem Lebenslicht erlosch alle Kaiserglorie in Italien wieder.

In Deutschland fand nach seinem Tode ein 14monatliches Interregnum statt; denn die guten Deutschen hatten ein Wahlreich und konnten sich über den Nachfolger nicht verständigen. Schließlich wählte von den zwei Parteien, die sich gegenüberstanden, jede gesondert und zwar die eine den Herzog Ludwig von Bayern, die andern den Herzog Friedrich von Oestreich, den Schönen, auf daß es wieder einmal zwei Kaiser im Reiche gäbe. Da indessen Ludwig eine Kurstimme mehr als sein Gegner erhalten hatte, so muß doch er als der rechte Kaiser betrachtet werden; und so kam jetzt auch das Haus Wittelsbach auf den deutschen Thron.

Ludwig III., gewöhnlich aber Ludwig der Bayer genannt (1314—47), war ein heiterer und leutseliger Herr, dazu frisch und unternehmend, auch tapfer mit dem

Arme, doch nicht nachhaltig tapfer mit dem Herzen, im Mißgeschick leicht, im Unglück sehr verzagt.

Ihr könnet euch aber denken, meine Leser, wie es jetzt wieder in Deutschland aussah und hergieng. Es war jämmerlich zerspalten, und acht Jahre fort verheerte der Krieg zwischen beiden Gegnern seine lieben Gauen.

Endlich wurde bei Mühldorf (in Altbayern), 1322, die entscheidende Schlacht geschlagen. Der schöne Friedrich zog seinem Heere in goldener Rüstung mit dem blinkenden Reichsadler auf dem Helme prächtig voran. Ludwig trug einen unscheinbaren blauen Waffenrock und enthielt sich beim Hintertreffen. Das Kommando hatte er wohlweislich dem kriegserfahrnen Nürnberger Hauptmanne Seyfried Schweppermann übergeben, welcher die Schlacht vortrefflich ordnete und leitete. Friedrich focht mit seinen Mannen überaus tapfer; er streckte mit eignem Arme 50 Feinde zu Boden; nach zehnstündiger heißer Arbeit begannen Ludwigs Reihen zu wanken. Aber siehe, da stürzte nun nach Schweppermanns Anordnung der Burggraf von Nürnberg mit einem starken Hinterhalt und mit täuschenden östreichischen Feldzeichen dem Feinde in den Rücken, der darüber in große Verwirrung gerieth. So stellte sich das Treffen für die Bayern bald wieder her und endete mit der vollständigsten Niederlage der Oestreicher. Friedrich selbst mit Hunderten seines Adels wurde gefangen. Als die bayerischen Kriegsobersten nach der Schlacht ein Mahl hielten, zu dem in der verödeten Gegend nur einige wenige Eier aufgefunden werden konnten, sprach Kaiser Ludwig das Wort: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" was diesem ohne Zweifel so wohl that, als ein Ordensgroßkreuz.

Der schöne Friedrich wurde nach der festen Burg Trausnitz (bei Naabburg in der Oberpfalz) in Verwahrung gebracht. Allein Ludwig war darum doch noch nicht in ruhigem Besitze seines Thrones. Friedrichs Bruder, der Herzog Leopold von Oestreich (es ist der

erste Leopold, den die Waldstätter bei Morgarten heimgeschickt s. § 3), setzte den Streit gegen ihn fort und ließ sich von seiner Erbitterung so weit verleiten, daß er sogar mit dem Könige von Frankreich, Karl IV., ein Bündniß zum Verderben Ludwigs eingieng. Karl ließ nun den Papst zu Avignon, Johann XXII., mit der Kirchenmacht gegen Ludwig vorrücken, und der von Frankreich schmählich geknechtete Papst geberdete sich doch immer noch als den obersten Herrn des deutschen Reichs, befahl dem Kaiser ohne weiters, sein Regiment niederzulegen, und schleuderte, da derselbe nicht gehorchte, den Bannstrahl gegen ihn, belegte auch alle Lande, die es fortan mit ihm halten würden, mit dem Interdicte.

Indessen konnte man die tröstliche Wahrnehmung machen, daß nunmehr das päpstliche Ansehen doch schon stark gelitten hatte; der von Avignon ausgegangene Fluch brachte geringe Wirkung hervor, selbst von den Geistlichen kehrten sich die Wenigern oder Wenigsten daran. Ja — welch sonderbare Erscheinung! — ein Theil der Franziskaner oder Minoriten, dieser sonstigen Kerntruppen des Papstes, trat öffentlich gegen denselben auf die Seite des Kaisers. Die Strengern dieser Mönche waren nämlich mit den schon jetzt dieser Welt Gütern holdgewordenen Dominikanern in einen heftigen Streit „über die vollkommene Armuth" gerathen, und da hatte der Papst nicht ihnen, sondern den andern Recht gegeben; in flammendem Zorne darüber verketzerten sie jetzt den Papst und bearbeiteten das Volk in Predigt und Beichtstuhl, daß es gegen ihn fest zum Kaiser stehe.

Da sich aber Letzterer immerhin stark bedrängt sah, so ergriff er rasch ein Mittel, mit seinen nächsten Feinden, der östreichischen Partei, sich zu versöhnen. Er gieng selbst auf die Burg Trausnitz zu dem gefangenen Friedrich, der nun drei gramvolle Jahre daselbst zugebracht, und redete freundlich mit ihm. Er bot ihm die Freiheit unter der Bedingung an, daß er auf die Krone

verzichte und auch seinen Anhang zur Ruhe zu bringen trachte; gelinge ihm dieß jedoch nicht, so sollte er sich wieder zur Haft stellen. Friedrich nahm das an und beschwor es. So gieng er frei aus dem Kerker nach seinem lieben Oestreich. Dort fand er, dem der Kummer die Haare grau gemacht, sein trautes Gemahl Elisabeth ohne Augenlicht; sie hatte sich um ihn in treuer Minne buchstäblich blind geweint. O wie gern wollte er den Thron entbehren, wie ernstlich sprach er seiner Partei zu, mit Ludwig Friede zu machen und ihn als den rechtmäßigen Kaiser anzuerkennen. Allein umsonst; sein stolzer leidenschaftlicher Bruder Leopold war hiezu nicht zu vermögen. Wie denn nun aber? So muß der arme Friedrich wieder in die düstern Kerkermauern zurück? Nicht doch! Der Papst hat ihn kraft der Macht, die alles kann, seines Eides entbunden. Aber hier tritt uns ein schönes Exempel deutscher Treue vor den erfreuten Blick. Friedrich erachtet sich nicht entbunden; er kehrt nach Bayern zurück und stellt sich dem Kaiser zu München als sein Gefangener. Aber dieser, gerührt von solcher Treue, schickt ihn nun auch nicht mehr auf die Trausnitz; er behält ihn bei sich und lebt von da an in engster Freundschaft mit ihm zusammen. Sie essen an Einem Tische, sie schlafen in Einem Bette, und Ludwig läßt ihn sogar an den Regierungsgeschäften wie einen Mitkaiser theilnehmen. Das bewegt hinwiederum viele deutsche Herzen. Der Papst freilich konnte eine solche Liebe und Treue rein nicht begreifen; er nannte sie „unglaublich und wunderbar.“

a. 1326 starb der hartnäckige Leopold; da fühlte sich Ludwig sehr erleichtert. Und jetzt beschloß er einen Zug nach Italien, um sein kaiserliches Ansehen zu heben und seinem Feinde Johann XXII. für immer einen Riegel vor die Thüre zu schieben. Den Deutschen graute vor dem „unheimlichen“ Welschland und nur Wenige begleiteten ihn. Indessen wurde er dort von den Ghibellinen mit offnen Armen aufgenommen und Anfangs kräftig unter-

stützt. In Mailand setzten ihm zwei gebannte Bischöfe die Lombardische, in Rom der Stadthauptmann Sciarra Colonna die Römische Krone auf. Die Römer jubelten so laut um ihren Imperator her, daß ihm das Herz schwoll. Und also denn — die Minoriten trieben auch so stark an ihm, es kühnlich zu thun — trägt er dem versammelten Volke vor, wie der Johann zu Avignon, der sich Papst nenne, in der Wahrheit ein Ketzer sei und daß es darum den gegenwärtigen frommen und gelehrten Franziskaner Peter von Korbario als einen rechten Vater der Kirche an- und aufnehmen möchte. Und das römische Volk stimmte sogleich durch allgemeinen freudigen Zuruf bei, und der Franziskaner bestieg unter dem Namen Nikolaus V. den Sitz Petri. Als der neue Papst nun aber, um eine würdige Hofhaltung führen zu können, von den Römern Steuer und Abgabe verlangte, und als Ludwig kein Geld mehr hatte, seine Kriegsleute zu besolden, und sie auf Kosten der Römer zu zehren begannen, da war Freude und Freundschaft derselben schnell dahin. Vor ihrem entbrannten Hasse mußte sich der Kaiser mit seinem Papste eilends aus der Stadt begeben, und Schimpfworte und Steine flogen ihm nach. Auf dem Heimwege verschloß ihm seine Lombardische Residenz Mailand die Thore. Unter dem Gespötte und Gelächter der Guelfen und Ghibellinen kehrte er mit ärmlichem Gefolge nach Deutschland zurück. Sein in Pisa zurückgelassener Papst ist nachher gar gefaßt und nach Avignon gebracht worden und froh gewesen, sich unter die Mitleidsflügel des dortigen verkriechen zu können.

Besser als in Italien glückte es dem Kaiser in Deutschland. Vier Wochen vor seiner Rückkehr war Friedrich durch einen ihm selbst erwünschten Tod vom Schauplatz dieser eiteln Welt abgetreten, 1330, und noch in dem nämlichen Jahre konnte sich Ludwig mit dem Hause Oestreich völlig aussöhnen.

Von ganzem Herzen begehrte er nun auch eine Aus-

gleichung mit Johann XXII., der ja doch der Papst bleiben sollte. Allein dieser wies, wie es freilich nach den Vorgängen in Italien gar nicht anders zu erwarten stand, alle seine demüthigen Anträge schroff zurück. Zwar starb Johann 1334 und ein friedliebender Mann, Benedict XII., folgte ihm; aber gegen Ludwig durfte er keinen Friedensgedanken Raum geben, denn das litt sein Herr und Meister, der französische König, nicht. Ludwig sandte dem Papste ein Sündenbekenntniß und Gehorsamsgelöbniß zu, erhielt aber nur diese Antwort: wenn er der Milde und Erbarmung des apostolischen Stuhls genießen wolle, so solle er zuvor seine Krone niederlegen, die er ohne päpstliche Genehmigung trage.

Doch da mußten nun alle nicht Stockblinden deutlich sehen, worauf gezielt werde, daß das deutsche Kaiserthum zu Schanden gemacht und Deutschland unter Frankreich geknechtet werden solle, und da erhob sich jetzt das ganze Reich mit lauter Stimme wider solche Schnödigkeit, und die Kurfürsten traten zu dem berühmten Kurverein zu Rense (am Rheine), 1338, zusammen, allwo beschlossen wurde, „daß der rechtmäßig gewählte deutsche Kaiser seine Macht von Gott habe und der päpstlichen Bestätigung gar nicht bedürfe.“ Dieser Beschluß wurde auf einem nachfolgenden Reichstage als Reichsgrundgesetz aufgestellt. Somit war denn auch das deutsche Kaiserthum, so wie schon vorher das französische Königthum (§ 4), von der römischen Hierarchie unabhängig erklärt worden.

Wie hätte Ludwig von dieser Erhebung der Deutschen ermuthigt werden können! Aber bald stellte sich wieder sein Kleinmuth ein, und in der Verzagtheit seines Herzens handelte er merkwürdig verkehrt und sehr ärgerlich. Er wollte jetzt den französischen König, seinen und Deutschlands Erbfeind, zu seinen Gunsten stimmen, um durch diesen des Papstes Gnade und Lossprechung vom Banne zu erlangen, und verließ zu dem Ende ein mit England gegen Frankreich nicht lange zu-

vor abgeschlossenes und feierlich versiegeltes Bündniß. Diese Untreue, mit der er doch seine Absicht nicht von fern erreichte, denn der falsche König, der ihm lockende Hoffnung gemacht, lachte hinterher nur seiner, schadete ihm beim Volke ungemein.

Anderseits gab er aber bald darnach durch eine auffallende Gewaltthat ein schweres Aergerniß, wodurch er es noch viel mehr verdarb. Die Besitzerin von Tirol, die Gräfin Margaretha, genannt Maultasche, war an einen böhmischen Prinzen verheirathet, wollte aber, seiner überdrüssig und für des Kaisers Sohn eingenommen, dieses Eheband lösen; und siehe, gleich trennt Ludwig aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit" ihre Ehe und vermählt sie seinem Sohne (dem Kurfürsten Ludwig von Brandenburg), um das schöne Tirol zu seinem Hause zu bringen. Dieser offenbare Eingriff in das Amt der Kirche aus purem Eigennutze rief die allgemeinste Mißbilligung hervor und bot auch dem Papste — es war schon wieder ein anderer, Clemens VI., gewünschten Anlaß, die päpstlichen Donner aufs neue und mit noch härteren Schlägen über seinem Haupte rollen zu lassen.

Clemens erneuerte also den Bannfluch über Ludwig mit den schärfsten Worten; er nannte ihn „den ärgsten Frevler an Gott und Menschen." Und was thut er aber nun, der erst so keck Aufgetretene? Er schickt eine Gesandtschaft an den Papst mit den demüthigsten Entschuldigungen und hingebendsten Anerbietungen; ungeachtet des zum Reichsgrundgesetz erhobenen Kurvereinsbeschlusses zu Rense will er die deutsche Krone lediglich als ein Geschenk aus den Händen des Statthalters Christi hinnehmen und demselben unverbrüchlichen Gehorsam in allen Stücken schwören. Der Papst ließ sich jedoch auf nichts ein; der Kaiser sollte fallen. Durch äußerste Bemühung, selbst mit Kauf, brachte Clemens fünf Kurstimmen zusammen, welche den Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen Karl zum Gegenkaiser wählten, 1346. So wenig

half Ludwigen seine tiefe Erniedrigung vor dem Kirchenhaupte.

Uebrigens ermannte er sich jetzt wieder und wich dem Böhmen nicht. Und viele von den deutschen Ständen, namentlich die Reichsstädte, blieben ihm trotz ihres Unwillens über seine Schwächen und Verirrungen doch unerschütterlich treu, so daß jener bei seinen Lebzeiten nicht auffkommen konnte. Aber schon im nächsten Jahre raffte ihn ein schneller Tod hinweg. Auf einer Bärenjagd unweit Fürstenfeldbruck sank er plötzlich vom Pferde; er rief noch: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder! oft hab' ich gefehlt, doch nie dich im Herzen und Glauben verleugnet," — und starb, den 11. Okt. 1347, an der Stelle, wo noch heute ein Denkstein dieses Ereigniß bezeichnet. —

Es sei noch erwähnt, daß im Todesjahre Ludwigs ein furchtbares Erdbeben die Länder erschütterte; Berge stürzten ein und Städte zusammen; in Kärnthen wurden die Stadt Villach und 30 Ortschaften gänzlich zerstört.

Wenige Jahre vorher hatten Heuschreckenzüge, welche die Sonne verfinsterten, auch die Abendlande besucht, wo sie sich niederließen, alles Grüne aufgezehrt und in vielen Gegenden Hungersnoth verursacht.

Gleich im Jahre nach dem Erdbeben, 1348, kam der schwarze Tod, eine Pest, welche von China, dem äußersten Ende Asiens, aus schrecklich durch die Länder schritt und noch Italien, Frankreich, England und Deutschland heimsuchte. Da fuhren schwarze Blattern und Beulen an den Menschen auf, und sie wurden wahnsinnig und starben gräßlich hin. In vielen Städten nahm der schwarze Tod die Hälfte oder ein Drittel der Bewohner ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes hinweg. In Lübeck erlagen ihm 90,000 Menschen. Manche kleinere Orte starben ganz aus.

Man erkannte in diesen Ereignissen göttliche Strafen und sah darin zugleich Zeichen der letzten Zeit. Wie

Viele rechte Buße gethan, wer weiß es? Aber ganze Schaaren durchzogen die Länder mit Geißeln — die sogenannten Geißler oder Flagellanten — und hieben sich einander, daß das Blut von ihnen strömte, um durch solche Buße Gottes Erbarmung zu erringen und sich auf die Zukunft des Herrn würdig vorzubereiten.

Auf einmal hieß es, „die Juden hätten alle Brunnen vergiftet, daher komme das Sterben." Da fiel der Pöbel und die Geißelbrüderschaft voran allenthalben über Israels unglückliche Kinder her. In Mainz wurden 12,000 gemordet, in Lübeck 9000, in Erfurt 6000 u. s. f. In Straßburg wurden 900 Juden auf Einem großen Holzstoße verbrannt!

§ 6.

Die Luxemburger.

Das päpstliche Schisma.

Nach Ludwigs des Bayern Abscheiden konnte sein Nebenbuhler Karl emporkommen, so daß nun wieder ein Luxemburger (Heinrichs VII. Enkel, s. S. 392) den deutschen Thron einnahm. Die mächtige Bayerische Partei wollte ihn zwar Anfangs nicht anerkennen, übergab vielmehr das Scepter an den Grafen Günther von Schwarzburg; aber da bot der schlaue Karl unversehens der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Ruprecht (aus dem Bayerischen Hause) seine Hand zur Ehe, womit er das ganze Wittelsbach auf seine Seite zog. Günther, ein wackerer Degen, hätte wohl um die Kaiserkrone seines Armes Kraft versucht, allein er wurde plötzlich krank zum Tode; damit nun wenigstens die Seinen etwas von seiner Erhöhung zu genießen hätten, trat er Karln seine Ansprüche um 20,000 Mark Silber ab und — starb.

Karl IV. (1347 — 1378) war ein studirter Mann, welcher wie einst Friedrich II. sechs Sprachen redete, und ein gewandter Mann, der sich überaus geschickt wenden und winden konnte, ein schlangenkluger

Mann, doch ohne Taubeneinfalt, ein Politiker Erster Klasse.

In Italien, wohin er zweimal gieng, machte er es gar anders als seine Vorgänger; er bekümmerte sich nichts um die Angelegenheiten, um die Bedürfnisse, um die Wünsche, um die Händel der Italiener, er bekümmerte sich um ihr Geld, und nachdem er seine Taschen damit gefüllt hatte, gieng er wieder fort und ließ sich's nicht verdrießen, wenn sie auch ihm nachschimpften und nachhöhnten.

Auch des Deutschen Reiches Wohl lag ihm wenig am Herzen. Nur Ein verdienstliches Werk verrichtete er darin; er verfaßte die goldene Bulle und ließ sie auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz, 1356, zum Reichsgrundgesetz erklären. Diese berühmte Urkunde, welche ihren Namen von dem großen goldenen Reichssiegel hat, das in einer Kapsel daranhängt, bestimmt alles genau, wie es bei der Wahl und Krönung eines Kaisers hergehen solle, um den bisherigen Streitigkeiten dabei für immer zu steuern. Die sieben Kurfürsten heißen darin „die sieben Leuchter, welche das heil. römische Reich in Einheit des Geistes erleuchten sollen." Diese bekommen große Vorrechte darin, z. B. daß man von ihnen nicht mehr an den Kaiser appelliren dürfe, und stehen jetzt beinahe schon ganz wie selbstständige Könige da.

Die Stiftung der goldenen Bulle — das war so ziemlich Alles, was Karl zum Besten des deutschen Reiches vollbrachte. Im Uebrigen sorgte er bei Verwaltung desselben für sich; er verkaufte die kaiserlichen Gerechtsame aller Art an größere und kleinere Reichsstände um kleinere und größere Summen; er mehrte seine Hausmacht bedeutend, brachte zu Luxemburg und Böhmen noch Schlesien, Brandenburg und die Lausitz an sein Haus.

War er aber, wie ihn ein folgender Kaiser (Maximilian I.) nannte, „ein Stiefvater des Reichs", so hegte

er, das muß ihm bezeugt werden, für sein Böhmen eine „rechte Vaterliebe", die auf's Eifrigste und Ersprießlichste für dessen Gedeihen wirkte. Er half der Unordnung und Fährlichkeit im Lande gründlich ab, zerstörte die Raubburgen, bestrafte die Uebelthäter; die schönste Ruhe und Sicherheit kehrte allenthalben ein. Er brachte Ackerbau, Bergbau, Handel und Verkehr empor; machte Flüsse schiffbar, baute Brücken und Straßen. Er ließ Kirchen und Paläste (so den prachtvollen Hradschin in Prag), neue Städte und die alten schöner erstehen. Viel that der gebildete Mann auch für die Bildung seiner bis daher noch gar rohen Czechen (Böhmen); ja er gründete schon a. 1348 die Universität Prag, die erste Hochschule innerhalb Deutschlands, „damit, wie er sagte, seine lieben Böhmen nicht länger genöthigt wären, ihren Heißhunger nach Wissenschaft durch Betteln bei Ausländern zu stillen." Böhmen blühte unter ihm herrlich auf; aber mit seinem Leben endete dessen Glück.

Eines that dieser Kaiser Karl IV. aber auch zum Besten der Kirche, das wir nicht übergehen können. Er bewirkte durch seine Klugheit, daß der päpstliche Hof, nachdem er 71 Jahre zu Avignon (s. § 3) in schmählicher Abhängigkeit von Frankreichs Königen zugebracht hatte, wieder seinen Sitz in Rom nehmen konnte; a. 1376 gieng Papst Gregor XI., froh dem Zwange weltlicher Macht zu entrinnen, dahin zurück. Freilich gedieh es der Kirche nicht wirklich zum Besten. Denn zu Avignon hatte der päpstliche Hof in seiner Knechtschaft und wie zur Versüßung derselben das üppigste, schwelgerischste Leben geführt; in Rom, meinten die französischen Kardinäle, sei es lange nicht so schön, es wollte ihnen da gar nicht gefallen, und wäre Gregor nicht bald gestorben, 1378, er hätte sich wahrscheinlich von ihnen bewegen lassen, nach dem schönen Avignon zurückzugehen. Darum setzten die Römer nach seinem Ableben die Wahl eines Italieners durch, Urbans VI., auf daß derselbe bei ihnen bliebe. Als

sich dieser nun aber zu streng erwies, so wichen die französischen Kardinäle von ihm und wählten einen Franzosen, Clemens VII., zum Gegenpapste, mit dem sie auf und davon nach dem lustigen Avignon zogen. Das geschah noch kurz vor Kaiser Karls Tode, 1378.

Und so hatte denn die Kirche zwei Päpste und die hatte sie geraume Zeit nacheinander fort; denn als Urban in Rom starb, folgte ihm dort ein Andrer, und als Clemens in Avignon starb, folgte ihm dort auch ein Anderer. Das heißt man das große päpstliche Schisma oder die große Spaltung des Papstthums. Wir können uns den unsäglichen Jammerzustand der Kirche dabei einstweilen denken, müssen hier aber davon abbrechen.

Karls Nachfahrer im Kaiserthume, wie auch Erbe des Königreichs Böhmen war sein ältester Sohn Wenzeslav oder kurz: Wenzel. Ein launenhafter, jähzorniger, trunksüchtiger, wollüstiger, grausamer Mensch, ein wahrer Schimpf für den deutschen Thron (1378—1400). Er sorgte um das Reich noch viel weniger als weiland sein Vater; er ließ alles gehen, wie es gieng. Da nahm denn das Händel- und Fehdewesen allerwärts wieder furchtbar überhand; das Faustrecht in seiner ganzen Rohheit und Abscheulichkeit kam wieder hoch empor. Bei der allgemeinen Unsicherheit schlossen sich die Gleichen desto mehr und enger zusammen, um sich durch vereinte Kraft gegenseitig Schutz und Hilfe zu schaffen.

Schon früher waren Städtebündnisse entstanden, um sich der Angriffe von Seite des niedern und höhern Adels zu erwehren; diese befestigten und vergrößerten sich jetzt. Der wichtigste Städtebund, welcher eben jetzt seine größte Ausdehnung und Stärke gewann, ist die norddeutsche Hansa, von welcher wir nachher besonders reden wollen. Nach ihr ist der Schwäbische Städtebund merkenswerth, der sich zuerst unter Karl IV. zusammenthat, unter Wenzels Regierung oder eigentlich Nichtregierung aber durch den Beitritt vieler

neuen Glieder und den Anschluß des Rheinischen Bundes so erweiterte, das ihm 51 Städte und darunter die bedeutendsten, Augsburg, Straßburg ꝛc. zugehörten.

Dagegen traten in dieser Zeit auch Herrenbündnisse unter verschiedenen Namen auf, so der Bund vom heil. Wilhelm, der Bund der Schlegler oder Martinsvögel, vornehmlich aber der Löwenbund, an dessen Spitze der hochaufstrebende Graf Eberhard, der Greiner (Zänker) von Württemberg stand und dessen Glieder eine Kette vom Elsaß bis nach Thüringen hinein bildeten. Diese Adelsgenossenschaften kehrten einmal den Spieß gegen die großen Fürsten, daß solche die kleinern Herren nicht verschlängen, anderseits und vornehmlich aber doch gegen die zum Aergern mächtig und trotzig werdenden Städte, die sie bei Gelegenheit in Gemeinschaft mit den Fürsten bekämpften, wie in dem großen Städtekrieg a. 1388 und 1389.

Es war nämlich der Erzbischof Pilgram von Salzburg, ein Freund und Bundesgenosse der Städte, von den Bayerischen Herzogen überfallen und gefangen genommen worden. Da erhob sich gegen diese der ganze Schwäbisch-Rheinische Bund nebst mehreren Städten Frankens und Bayerns. Aber auch die Fürsten und Herren rüsteten sich mit Macht, um auf Seite der Herzoge zu streiten. So brach denn ein furchtbares Unwetter über das südliche Deutschland los und zündete, daß Hunderte und Tausende von Ortschaften in Feuer aufgiengen. Bei dem Schwäbischen Dorfe Döffingen kam es zu einem Hauptkampfe. Eberhard, der Greiner, führte ein Herren-, Besserer von Ulm ein Bürgerheer. Nach langem Schwanken des Kampfes schienen die Bürger in Vortheil zu kommen; manch Edler war von ihren Streichen gefallen, und jetzt sinkt selbst der junge Graf von Württemberg tödtlich getroffen hin. Darob erschrickt das Heer der Herren. Da ruft der alte Eberhard: „Erschrecket nicht! Mein Sohn ist wie ein

andrer Mann! Wohlan, steht tapfer! Sehet, die Feinde fliehen!" Und mit gewaltigem Zorn und Ungestüm dringt er in die Feinde, und sie fliehen. Damals errangen die stolzen Herren einen großen Sieg über die stolzen Bürger.

Diesen Ereignissen schaute Kaiser Wenzel von Böhmen aus ganz gleichgültig zu, führte unterdessen dort ein rohes wüstes Leben und tyrannisirte das Land auf eine unerhörte Weise. Er war stets von einem Scharfrichter begleitet, den er „seinen Gevatter" nannte und durch den er häufig mißfälligen Personen ohne weiters den Kopf abschlagen ließ. Auch umgab ihn stets eine Koppel großer Hunde, die er bei Gelegenheit auf die Leute hetzte und die so wild wurden, daß einer davon seine eigne Gemahlin Johanna erwürgte. Die ärgsten Frevel ließ er ungeahndet verüben, wenn sie ihm nichts schadeten oder gar Gewinn bringen konnten. Bei einem Volksaufstande gegen die Juden wurden 3000 derselben erschlagen; er meinte, sie hättens wohl verdient, und zog vergnügt ihr Geld ein, fünf Tonnen Goldes. Um seines Nutzens willen erlaubte er sich selbst ungescheut jede Gewaltthätigkeit. Er forderte z. E. von den böhmischen Edelleuten die ihnen verpfändeten und noch nicht eingelösten Krongüter zurück. Da stand ein schwarzes Zelt und ein rothes; in dem schwarzen saß er und ließ jeden Edelmann einzeln vor sich kommen und fragte ihn, ob er die Güter zurückgeben wolle; weigerte sich derselbe, so wurde er ins rothe Zelt geführt, da war sein Gevatter mit dem breiten Schwerte und köpfte ihn; nachdem dieß etlichen geschehen war, thäten die übrigen, was Wenzel wollte.

Besonders auffäßig war er der Geistlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit verspottete und vielfach quälte. Einst hatte sich der Prager Erzbischof vor seinem Zorne geflüchtet; da ließ er für ihn zwei seiner Geistlichen foltern, wobei er sie selbst mit der Fackel brannte, und den einen von ihnen, den erzbischöflichen Vikar Johann

von Nepomuck, noch über die Prager Brücke in die Moldau werfen. Dieser Nepomuck wurde nachher als Märtyrer kanonisirt und steht seitdem in Holz und Stein als Heiliger auf den Brücken katholischer Lande.

Da es Wenzel gar zu toll trieb, so empörten sich zuletzt seine Böhmen wider ihn, und seine eignen Brüder machten gemeinsame Sache mit den Aufständischen, ergriffen den Unhold und setzten ihn ein. Aber das ärgerte doch die deutschen Fürsten, daß man sich so an ihrem Kaiser vergreife, und sie verschafften ihm die Freiheit wieder. Da er jedoch jetzt seine Wütherei nur noch steigerte, auch den Johann Galeazzo Visconti um 100,000 Dukaten mit Preisgabe namhafter Reichsrechte zum Herzog von Mailand erhob und sonst noch sehr Mißliebiges vornahm, so schritten sie auf einer Fürstenversammlung zu Oberlahnstein selbst gegen ihn ein, setzten ihn „als einen versäumlichen und unwürdigen Handhaber des heiligen römischen Reichs" ab und beriefen an seine Statt den Pfalzgrafen Ruprecht zum Kaiser. Es war gerade 1400. Wenzel protestirte zwar mit dem Munde, doch nicht mit dem Arme, er war im Grunde seines Herzens froh, der Reichslast gar ledig zu sein; den Titel eines römisch-deutschen Kaisers hielt er aber fest bis an sein Ende, welches erst neunzehn Jahre später erfolgte.

§ 7.

Die große Hansa.

Von diesem wichtigen Städtebunde wollte ich meinen werthen Lesern besondere Nachricht geben. Er wurde zunächst im Interesse des Handels gestiftet.

Je weniger die gewerbthätigen Städte dem hab- und raubsüchtigen Adel gegenüber auf kaiserlichen Schutz rechnen konnten, desto mehr mußten sie darauf bedacht sein, sich selbst zu schützen. Zu dem Ende verbanden sich schon im dreizehnten Jahrhundert Hamburg und Lübeck und einige andere nördliche Städte, um mit

vereinter Macht die Verstörer ihres Handels abzuwehren. Sie nannten ihren Bund „Hansa“ (im gothischen s. v. a. Schaar), wie schon die Gesammtheit der Großhändler in einer Stadt genannt wurde. Doch erst nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts trat „die große Hansa“ zusammen, welcher zuletzt alle eigentlichen Handelsstädte im nördlichen Theile des Reichs, die an der Nord- und Ostsee gelegenen: Bremen, Hamburg, Lübeck, Stralsund, Danzig &c. und die tiefer ins Land hineinliegenden: Braunschweig, Magdeburg, Köln, Osnabrück &c., im Ganzen gegen 80 Städte, zugehörten. Die große Hansa erstreckte sich vom Rhein bis nach Esthland hin.

Die verbündeten Städte hielten durch Abgeordnete einen jährlichen Städtetag, bei welchem Lübeck den Vorsitz führte. Hier beriethen sie ihre gemeinsamen Angelegenheiten und setzten fest, was zum Schirm und zum bessern Betrieb ihre Handelsgeschäfte nöthig und dienlich war. Durch ihre Vereinigung konnten sie diese auch im Auslande weit ausdehnen. Sie hatten Niederlassungen in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England &c., versorgten diese Länder mit fremden Produkten und führten hinwiederum die Erzeugnisse derselben in andere aus.

Durch ihren also blühenden Handel wurden sie immer reicher und mächtiger. Sie konnten starke Kriegsheere aufstellen und furchtbare Kriegsflotten in die See laufen lassen. Mit Königen nahmen sie es auf, so mit dem Dänenkönige Waldemar Atterdag, 1362 folg., der ihre Faktorei (Kauf- und Waarenhaus) zu Wisby in Gothland geplündert hatte; sie besiegten ihn und zwangen ihm große Vortheile ab.

§ 8.
Die heilige Fehme.

Ich muß jetzt von etwas berichten, das manche nur für ein in Romanbüchern vorkommendes Mährchen halten möchten, das aber gut geschichtlich ist, wiewohl es in jenen Büchern manche mährchenhafte Zuthat mag erhalten haben.

Schon im dreizehnten, nach größerem Umfange aber erst im vierzehnten Jahrhunderte, in jenen Zeiten, wo die öffentliche Gerichtspflege so schlecht beschaffen war und die ärgsten Missethaten ungestraft verübt wurden, kamen zur Handhabung der Gerechtigkeit und Zurücktreibung ruchloser Gewaltthätigkeit, unter Duldung, ja wohl Begünstigung der Kaiser, die heimlichen oder Fehm-Gerichte auf. Sie mögen den Namen haben vom mittelhochdeutschen Feme für Strafe, oder vom holländischen Veem für Zunft.

Diese Gerichte, zusammt „die heilige Fehme" benannt, hatten ihren Ursprung in Westfalen und bildeten sich aus den dort fortbestandenen altgermanischen Freigerichten, welche nicht vom Gau-Grafen, sondern von den freien Männern gehalten wurden. Nur wurden die sonst öffentlichen zu heimlichen, damit die Richter vor der Rache der Mächtigen und Boshaftigen gesichert seien. Man weiß nicht recht, wie es zugieng, — unbekannt waren auf einmal die Stätten und die Personen dieser Gerichte, und wie sie sich weiter ausbreiteten in die andern Gebiete Deutschlands hinein, so wurden die neuen Mitglieder von den schon vorhandenen ganz im Verborgenen herbeigezogen und aufgenommen. Sie nannten sich „Wissende," das soll sein: urtheilsprechende, und es soll gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo sich die heil. Fehme über ganz Deutschland verbreitet hatte, ohngefähr 100,000 solche Wissende gegeben haben, die nie-

mand kannte als sie sich selbst untereinander an geheimer Losung. Zu Wissenden wurden in der ersten Zeit nur christlich unbescholtene Männer, gewöhnlich aus dem Adel und der höhern Bürgerschaft der Städte, ausgesucht und jeder mußte bei seiner Aufnahme einen schweren Eid leisten, daß er strenge Verschwiegenheit beobachten und die ihm bekannt werdenden Verbrechen ohne Ansehen der Person anzeigen wolle.

Jedes einzelne Gericht bestand aus mehreren Freischöffen (Scheffen von schaffen, ordnen) unter dem Vorsitz eines Freigrafen; die Freigrafen eines größern Landstriches standen unter einem Stuhlherrn, sämmtliche Stuhlherren unter dem Oberstuhlherrn, was der Kaiser war, sofern er selbst zur heil. Fehme gehörte, oder im andern Falle der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen, der Wiege des Instituts. (Sonst nahm kein Geistlicher an der Fehme Theil; es wurde aber auch kein solcher vor sie gezogen.)

Das Freigericht versammelte sich in tiefer Nacht an einem abgelegenen Orte, z. B. auf einem freien Platz im Waldesdickicht oder in einem unterirdischen Gewölbe. Auf erhöhtem Sitze saß der Freigraf; Dolch und Strick lag vor ihm. Auf Bänken im Kreis umher saßen die Freischöffen; daneben standen die Frohnboten. Alles war vermummt, wenn die Angeklagten erschienen.

Wenn ein Wissender von einem sonderlichen Verbrechen Kenntniß erlangt hatte, so klagte er den an, der es begangen hatte oder haben sollte, und dieser wurde dann vor das Freigericht also geladen, daß man ihm bei der Nacht einen Zettel mit drei starken Schlägen an die Thüre heftete. Auf dem Zettel stand, daß er sich zu einer gewissen Zeit an einem gewissen Orte einzufinden habe, um der heil. Fehme Rede zu stehen. Fand er sich dort ein, so wurde er von Vermummten empfangen, die ihn mit verbundenen Augen zur Stätte des Gerichts führten. Hier wurde ihm die Binde von den Augen

gethan, und er sah sich nun bei Fackelschein in dem ernsten feierlichen Kreise von wohl 30 unbekannten, weil verhüllten, Richtern. Jetzt ward ihm das Verbrechen vorgehalten, deß er geziehen wurde. Er durfte sich vertheidigen. Konnte er sich reinigen, so wurde er wieder mit verbundenen Augen bis zu dem Orte seiner Bestellung zurückgebracht und dort entlassen. Gestand er sein Verbrechen ein oder konnte er sich nicht genügend rechtfertigen, so wurde er sogleich mit dem Dolch oder Stricke hingerichtet. Wenn aber ein Angeklagter auf dreimalige Vorladung nicht erschien, so wurde er auf seine von einem Wissenden beschworne Schuld hin abwesend verurtheilt, und jedes Mitglied der Fehme sollte ihn dann tödten, wo es ihn fände. Dieß geschah durch Niederstoßen mit dem Dolch oder Aufhängen an einen Baum. Der Dolch, auf dem die Buchstaben SS GG (Stock Stein Gras Grein) standen, wurde in letztrem Falle in den Baum gestoßen; er mußte immer bei dem Gerichteten bleiben, damit jedermann wisse, daß dieser nicht durch einen Meuchelmörder, sondern durch die heil. Fehme sein Leben verloren habe.

Gewiß hat die heil. Fehme anfänglich, wo sie mit strenger Gerechtigkeit richtete, in jenen unsichern und gräuelvollen Zeiten wohlthätig gewirkt, viele Ruchlose, welche noch mehr Unthaten begangen haben würden, aus der menschlichen Gesellschaft entfernt, auch schon durch die Furcht, die sie einflößte, viele Frevel verhindert. Aber sie hatte doch immer eine sehr bedenkliche Seite, und als später oft Unwürdige, Gewissenlose unter die Freirichter aufgenommen wurden, mag gar mancher Mißbrauch der Gewalt stattgefunden haben, gar mancher Unschuldige gefallen sein. Es ließen sich schon im fünfzehnten Jahrhundert häufige Klagen über die heil. Fehme vernehmen und nicht blos von den Schlechtern. Doch hielt sie sich noch dieses ganze Jahrhundert hindurch; erst im sechszehnten, als die ordentlichen Gerichte wieder besser bestellt waren, erlosch sie von selbst. —

Wir wollen nun wieder, meine theuern Leser, von unserm Deutschland aus ein wenig in der andern Welt umhersehen und noch einiges besonders Wichtige oder Interessante, das sich uns darin während des vierzehnten Jahrhunderts darbietet und das uns bisher noch außer Sicht geblieben ist, kennen lernen.

§ 9.

Italische Städte und Dichter.

Von der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an ins fünfzehnte hinein hoben sich besonders vier von den Italienischen Freistädten hoch empor: Mailand, Venedig, Genua und Florenz. Sie führten aus Neid und Eifersucht die erbittertsten Kriege gegen einander, Parteien in ihrem eignen Innern bekämpfen sich blutig, und doch wuchsen sie zu einer sehr großen, zum Theil wahrhaft königlichen Macht empor.

Mailand, mitten in Oberitalien gelegen, das einst von Barbarossa zerstörte und wieder stolzer auferstandene, prangte herrlich mit seinen Thürmen und Palästen auf der Lombardischen Ebene. Hier stritten sich lange die Geschlechter der Visconti und della Torre um die Gewalt, bis endlich das erstere bleibende Oberhand gewann. Joh. Galeazzo Visconti brachte Mailand gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf den höchsten Gipfel des Ansehens; der größte Theil von Oberitalien gehorchte damals dieser Stadt. Aber da hörte sie auf eine Republik zu sein, indem dieser Visconti sich zum Alleinherrn aufschwang, dem dann Kaiser Wenzel, wie wir § 6 gehört, die Herzogswürde verkaufte.

Venedig, oben am Adriatischen Meere oder vielmehr in dasselbe hinein gebaut — denn es liegt auf vielen kleinen Inseln, zwischen denen die Meeresarme oder Lagunen als mit Gondeln befahrene Wasserstraßen sich hindurchziehen —, that sich besonders als Handels-

und Seemacht hervor, so daß hierin eine Zeitlang keine andere Stadt und kein andres Land mit ihm sich messen konnte. Es betrachtete das ganze adriatische Meer als sein Eigenthum. Alljährlich fuhr der Doge (erste Staatsbeamte) auf einer in Goldglanz schimmernden Gondel in dieses Meer hinein, warf einen goldenen Ring in die Wellen und rief dabei: „Wir vermählen uns dir, o Meer, zum Zeichen der wahren und beständigen Herrschaft.“ Venedig erwarb sich auch viel Länderbesitz, das Friaul, Dalmatien ꝛc. In seiner Blüthezeit zählte es nahe an vier Millionen Unterthanen. Es bestand dort ein streng aristokratisches Regiment, und dieses führte eine Staatsinquisition zum Schutze der Verfassung gegen Empörer ein, und schauerlich berühmt sind Venedigs Bleidächer geworden, unter denen die Staatsgefangenen von der grausamen Hitze wahnsinnig wurden.

Genua, am westlich jenseitigen Meere (oberhalb Korsika's) gelegen, hatte gleichfalls eine sehr bedeutende Seemacht und Handelsniederlassungen bis in Galata, einer Vorstadt Constantinopels. Es gehörten ihm auch eine Zeitlang die Inseln Sardinien, Korsika und Elba. In diesem Freistaate stritten sich namentlich die Guelfische Familie Fieschi und die Ghibellinische Doria um die Herrschaft, welche bald von dieser, bald von jener an sich gerissen wurde. Genua's Macht sank vor der der Andern.

Florenz, im obern Mittelitalien, erwarb sich ebenfalls einen umfangreichen Besitz, das Meiste von dem nachmaligen Großherzogthum Toskana. Es konnte in der Zeit seiner höchsten Macht 70,000 Bewaffnete aufstellen. Hier errangen die Zünfte eine demokratische Verfassung. Florenz wurde „das Heimathland der Künste und Wissenschaften,“ welche das unermeßlich reiche Haus der Medici aufs Freigebigste pflegte.

Italien hatte im vierzehnten Jahrhundert

seinen Frühling der Poesie; einen gleichen hat es nie mehr bekommen. Wir führen seine drei berühmtesten Dichter an:

Dante Alighieri, geb. zu Florenz 1265, gest. 1321 zu Ravenna in der Verbannung, ist unbestritten der ausgezeichnetste von ihnen; manche halten ihn für den Ersten aller Dichter. Er hat in seiner Jugend mit höchstem Fleiße die alten Klassiker studirt. Sein berühmtestes Dichtwerk führt den Titel: „Die göttliche Komödie." Das ist ein Spiegel seiner ganzen Zeit. Er macht darin eine dichterische Reise durch die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel und sieht da die Leute, die auf Erden gelebt haben, und wie ihnen jenseits vergolten wird, je nachdem sie gelebt haben. Er erblickt besonders viele Geistliche und selbst einen Papst in der Hölle. Er züchtigt in diesem wunderbaren Gedichte die Sünden des geistlichen Standes und namentlich des Papstthums *ohne* Scheu. Es ist fürwahr sehr merkwürdig, wie auch die besten der italischen Dichter des Mittelalters, gleich den Deutschen, die Schäden der Kirche bereits tiefer, als Andere, erkannten und sich der ewigen Wahrheit des göttlichen Wortes zuneigten. So spricht in dem genannten Werke der Geist seiner frühverklärten geliebten Beatrice, der ihn durch den Himmel führt: „Dort unten (auf Erden) erkennt niemand, wie viel (Märtyrer-) Blut es gekostet hat, die heil. Schrift in der Welt auszubreiten, und wie nur derjenige Gott gefällt, der ihr demüthig naht. Nur für den Schein strengt jeder sich an und macht neue Fünde, die dann als Heilmittel von ihm geboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt."

Franz Petrarca, geb. zu Arezzo 1304, gest. 1374, hat sich wie Dante an den alten klassischen Schriftstellern gebildet. Er dichtete in der reinsten und schönsten Sprache und namentlich in der Form der Kanzone und Sonnette (das sind Liederweisen) ungemein zarte Minnelieder. Er sang so gar süße, über alles melodische Lieder.

Indessen war er auch scharfer Worte mächtig; er strafte mit heiligem Ernste die Laster des päpstlichen Hofes und prophezeite, daß Einer kommen und die Götzen Babels zerschlagen werde, gleich als ob er den Mann zu Wittenberg schon erblickete. Petrarca wurde auf dem Kapitol zu Rom mit großer Pracht als Dichter gekrönt. (Der Papst war damals zu Avignon.)

Giovanni Boccaccio, geb. 1313, gest. 1375, dichtete vornehmlich in Prosa und handhabte da die Sprache so schön, wie Petrarca in Versen. Sein Hauptwerk heißt „Decamerone" und enthält hundert Erzählungen (Novellen). Den beiden Erstern kann Boccaccio schon darum nicht an die Seite gestellt werden, weil seine Stücke theilweise schlüpfrig sind.

§ 10.

Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen.

In Ungarn herrschte seit Jahrhunderten das Fürstenhaus der Arpaden. Da dieses a. 1301 mit Andreas III. erlosch, so beriefen die Ungern den Prinzen Karl Robert von Anjou-Neapel zu ihrem Könige. Dessen Sohn Ludwig ist es, den ich meinen Lesern vorführen möchte, da wir doch nichts in der Geschichte besonders Hervorragendes übersehen wollen.

Ludwig, mit dem erlangten Beinamen: der Große, welcher von 1342 bis 82 regierte, war der trefflichste Regent seiner Zeit und der größte Wohlthäter Ungarns, was uns um so mehr erfreut, da sein Stammvater Karl von Anjou (VIII, 6) so einen schlechten Eindruck bei uns hinterlassen hat. Wir erinnern uns der gräulichen Roheit des Volkes der Ungern oder Madscharen (VII, 3.) Auch das zu ihnen gekommene verunreinigte Christenthum hatte sie noch wenig cultivirt. Ludwig brachte dieses Volk auf eine merklich höhere Stufe der Bildung und Gesittung. Er beförderte nicht blos Acker- und Weinbau, Handel und Gewerbe, — auch Künste

und Wissenschaften. Die hohe Schule zu Ofen stammt von ihm. Er ließ allen seinen Unterthanen, auch dem bis dahin sehr gedrückten Bauernstande, Recht und Schutz angedeihen. Oefters gieng er verkleidet im Lande umher, um die Nothstände seines Volkes genauer kennen zu lernen und dann Abhilfe zu schaffen.

Ludwig erweiterte die Grenzen seines Reiches beträchtlichst. Er unterwarf sich Gallizien, Lodomirien, die Wallachei; Venedig trat ihm Dalmatien ab; zuletzt kam sogar noch Polen unter sein Scepter.

Polen, vorhin ein Herzogthum, seit 1320 ein Königreich, wurde von dem uralten Geschlechte der Piasten beherrscht. Der letzte Piaste war König Kasimir. Seinem Wunsche gemäß wählten die Polen nach seinem Absterben, 1370, den König Ludwig von Ungarn zu seinem Nachfolger.

So dehnte sich nun Ludwigs Herrschaft von der untern Weichsel oder von nahe der Ostsee bis zum Schwarzen Meere hinab und von diesem bis zum Adriatischen Meer aus, ein Reich größer als das irgen'd eines damaligen Europäischen Herrschers.

Doch schon 12 Jahre nachher, bei Ludwigs Tode 1382, gieng es wieder auseinander. Ungarn bekam seine ältere Tochter Marie, welche es mit ihrer Hand dem Kurfürsten Siegmund von Brandenburg (nachmaligem deutschen Kaiser) zubrachte. Polen erhielt seine jüngere Tochter Hedwig, die ihren erwählten Gemahl, den Großfürsten Jagello von Litthauen damit beschenkte.

Litthauen, ein weitgestrecktes Land im Osten von Altpreußen, lag damals, also gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, noch in der Nacht des Heidenthums. Aber Hedwig vermählte sich dem Jagello nur unter der Bedingung, daß er sich mit seinem ganzen Volke zur christlichen Kirche bekehre. Jagello, der sich sogleich taufen ließ, löste sein Versprechen so treu, daß er selbst als Missionar seinen wilden Lit-

thauern das Christenthum verkündigte, die ihrem Großfürsten begreiflich eher als einem Andern glaubten und folgten. Und so sehen wir denn auch noch dieses heidnische Volk Europa's vor dem Kreuze sich beugen.

§ 11.

Ein Bild aus Portugal.

Ueber das Königreich Portugal herrschte von 1325—57 Alphons IV., der Kühne, ein sonst löblicher, für die Wohlfahrt seines Volkes besorgter Fürst.

Er hatte einen Sohn, Pedro, welcher nach dem Tode seiner ersten, standesmäßigen Gemahlin, die ihm einen Sohn mit Namen Ferdinand geboren, sich heimlich mit dem lieblichen Kastilischen Fräulein Inez de Castro verheirathete. Sie lebten in zärtlicher Liebe und Inez in gänzlicher Zurückgezogenheit, ohne sich je in Staatssachen einzumischen.

Aber die Granden (Großen) Portugals raunten dem Könige Alphons ein, wie die Inez leicht einmal seinem ebenbürtigen Enkel, jenem Ferdinand, die Nachfolge in der Regierung zu Gunsten eines ihrer eignen Söhne entwenden könnte, — darum sollte er sie wegräumen. Und siehe, einst in Abwesenheit Pedro's erscheint plötzlich der König mit Gefolge an ihrem stillen Aufenthaltsorte. Inez ahnet sogleich seine Absicht, sie fällt ihm zu Füßen und fleht um ihr und ihrer Kinder Leben. Obwohl gerührt, läßt sie Alphons auf das Antreiben seiner Großen dennoch ermorden.

Don Pedro, anfangs tobend vor Jammer, faßte sich darnach und trug stumm seinen glühenden Schmerz. Als er aber nach zwei Jahren den Thron des gestorbenen Kaisers besteigt, will er jetzt den Mord seiner geliebten Inez sühnen. Er läßt den zwei Hauptrathgebern seines Vaters das Herz aus lebendigem Leibe reißen und sodann ihre Leichname verbrennen. Darauf läßt er die Leiche seiner Inez aus dem Grabe nehmen, von allen Granden,

nachdem er feierlich beschworen, daß sie sein wirkliches Ehegemahl gewesen, den Saum ihres Gewandes küssen, und sie sofort mit königlichen Ehren wieder bestatten.

Pedro herrschte streng (1357—67), besonders gegen Adel und Geistlichkeit, daher er den Beinamen „der Strenge" führt, aber strenggerecht, und das Volk segnete ihn als den Besten der Herrscher.

§ 12.

Ein Stück aus der Scandinavischen Geschichte.

Unter Scandinavien versteht man die drei nordischen Königreiche: Dänemark, Schweden und Norwegen. Es kam eine Zeit, wo diese drei Reiche unter Einem Haupte vereinigt wurden.

Margaretha, die geistvolle und kühne Tochter des Dänischen Königs Waldemar Atterdag (s. § 7.), war an den König Hakon VII. von Norwegen vermählt. Nach dem Tode ihres Vaters (1376), der keinen männlichen Sprößling hinterließ, wählte das Dänenvolk ihren kleinen Sohn Olav zu seinem Könige; nach dem Hingange ihres Gatten Hakon (1380) wurde dieser auch König von Norwegen; in beiden Reichen führte sie die Regentschaft für ihn. Als aber Olav schon mit siebenzehn Jahren diese Zeitlichkeit verließ, so beherrschte Margaretha nun, von 1387 an, in eignem Namen die Königreiche Norwegen und Dänemark und waltete weißlich und kräftig in beiden. Da dachte sie, wie schön es wäre, wenn auch Schweden demselben Scepter gehorchte; und die Erfüllung ihres Wunsches lief ihr in die Hände.

In Schweden herrschte dazumal ein Albrecht von Meckelnburg, dem nichts besser gefiel als Turniere und Trinkgelage. Da der Verschwender aber bei leerer Tasche nach den Gütern des Schwedischen Adels griff, empörte sich ein Theil desselben wider ihn und lud die Margaretha ein, auch den Schwedischen Thron in Besitz zu nehmen. Die hohe Frau nickte freundlich zu und

sandte den Aufständischen ein Heer zur Hilfe, 1388. Da lachte der weinselige König Albrecht und wollte ihr eins ordentlich hinausgeben; er schickte ihr einen Wetzstein und ließ ihr dazu sagen: „daran solle König Hosenlos seine Nähnadeln wetzen.“ Aber Frau Margaretha konnte ihm seinen Spott vergelten; er wurde bei Fallköpping 1389 nicht nur geschlagen, sondern auch gefangen, und nun ließ sie ihm zum Dank für den Wetzstein — eine Narrenkappe aufsetzen.

Schwedens Thron war wohl noch nicht ganz gewonnen, denn eine Gegenpartei im Lande wehrte sich noch gegen Margarethens Herrschaft. Indessen brachte es die kluge und ausharrend thätige Frau nach mehreren Jahren dahin, daß die Schweden miteinander ihren Großneffen (Schwesterenkel) und Erben in Dänemark und Norwegen, den Herzog Erich von Pommern, zu ihrem Könige beriefen. Und nun wurde auf der großen Versammlung aller weltlichen und geistlichen Stände der drei Reiche zu Calmar, den 17. Juni 1397, die Union oder Vereinigung von ganz Scandinavien unter Einem Haupte „auf ewige Zeiten“ festgesetzt. Das ist die berühmte Calmarer Union. Erich wurde darauf mit großer Pracht zum Könige der drei Reiche gekrönt.

So lange Margaretha lebte, lenkte sie für ihn die Staaten auf befriedigende Weise. Als er jedoch nach ihrem Tode, 1412, allein stand, handelte er so ungeschickt und thöricht, daß man ihn absetzte. Darauf ward sein Schwestersohn, ein Herzog Christoph von Bayern, auf den Unionsthron erhoben.

Es war aber nie ein rechter Zusammenhalt zwischen den drei Scandinavischen Reichen, und die „ewigen Zeiten“ liefen nach 127 Jahren zu Ende; a. 1524 wurde nämlich die Calmarer Union förmlich wieder aufgehoben.

§ 13.

Der zweite Mongolensturm.

Von dem ersten im dreizehnten Jahrhundert habe ich Abschnitt VIII. § 7 erzählt, auch von dem Wiederzerfall des unermeßlichen Reichs, das Dschingischan gegründet hatte.

Es erschien aber unter dem Mongolenvolk in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ein andrer Dschingischan, ein andrer solcher Weltstürmer, so schrecklich wie jener und noch schrecklicher, wiewohl kein Heide mehr, sondern ein Muselmann. Das war Timur lenk, Timur der Lahme, gewöhnlich Tamerlan genannt. Er war 1336 geboren, eines Emirs oder Fürsten Sohn und tüchtiger Feldherr. Nachdem er seinen Chan gestürzt hatte, ward er selbst mit dem Beinamen „Sahibkeran," d. i. „Herr des glücklichen Gestirns" zur Würde desselben erhöht, 1370.

Er nahm seinen Sitz zu Samarkand, welche Stadt noch eine gute Strecke hinter dem Aralsee im heutigen Turkestan liegt. Von da aus machte er 35 Jahre lang mit unersättlicher Eroberungssucht Kriegszüge nach allen Himmelsgegenden hin. Er wollte auch die ganze irdische Welt erobern; und weil er als Muhammedaner von Einem Gotte wußte, so rechtfertigte und pries er das mit einem Gleichniß und sprach: „Wie nur Ein Gott über dem Weltall sei, so solle auch nur Ein Herrscher auf Erden sein." Nun, die ganze Erde zwar nicht, doch ein großes Stück derselben hat er sich wirklich unterworfen; er eroberte Asien von der Chinesischen Mauer bis zum Hellespont und Egypten, und vom Irtisch (einem Fluß im nördlichen Asien) bis zum Ganges (in Ostindien) —; auch drang er tief in's Innere (des Europäischen) Rußlands ein. Vor seinem Heere von 800,000 Kriegern konnte keine Macht der Erde bestehen, auch die der Türken nicht.

Und es waren tigerwilde, entsetzliche Menschen, die, wo sie hinkamen, alles verwüsteten und vernichteten, wie ein rasender Orkan alles zerbricht und wegfegt. Tamerlan selbst aber mag doch immer der tigerhafteste, grausamste und gräßlichste von allen gewesen sein. Wie er Tausende und Hunderttausende von Menschen auch außer der Schlacht niedermetzeln ließ, davon will ich nicht weiter reden, so machte es Dschingischan ja auch schon; aber ein paar Exempel seiner eigenthümlichen Barbarei will ich noch anführen: Einmal ließ er 4000 Armenische Reiter lebendig begraben, ein andermal 2000 lebendige Perser mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufbauen; nach der Erstürmung von Bagdad mußte auf seinen Befehl eine Siegspyramide von 90,000 Menschenköpfen aufgerichtet werden.

Nach seiner Residenz Samarkand wurden die Güter und Schätze aller durchraubten Länder geschleppt, und Reichthum, Glanz und Pracht dieser Stadt war damals unbeschreiblich. Auch viele Gelehrte hatte er dort um sich versammelt, denn er wollte auch ein gebildeter Mann sein. Er starb, der gräuliche Barbar, a. 1405, eben da er im 70. Lebensjahre auf neue Eroberungen auszuziehen gedachte.

Unter seinen 36 Söhnen und Enkeln löste sich sein ungeheures Reich eben so schnell auf, als es entstanden war.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

§ 1.

Schrei der Christenheit nach einer Reformation an Haupt und Gliedern.

Wir haben, theure Leser, Abschnitt IX. § 6. von dem in der Kirche entstandenen großen Aergernisse, von dem päpstlichen Schisma, gehört.

Vom Mai 1378 an gab es zwei Päpste; einer saß zu Rom, der andere zu Avignon. Das verursachte natürlich in der ganzen abendländischen Kirche eine grausige Verwirrung. „Die zwei Päpste spieen wie Drachen Feuer gegeneinander;" jeder verfluchte den andern und seinen Anhang in die Hölle. „Nun ist ja — glaubten die Meisten doch noch — der Papst der Statthalter Christi, welcher selig machen und verdammen kann;" aber beide können es unmöglich zugleich sein; wer ist also der rechte? wer der falsche Prophet und das Teufelskind? — so wurden die ängstlichen Gemüther von qualvollen Zweifeln bewegt. Doch man muß sich entscheiden; und so theilte sich die Christenheit in zwei Hälften, davon es die eine mit Rom, die andere mit Avignon hielt; und sie kämpften nun wohl auch ein jeder für seinen Papst, wenn schon meist nur mit Worten und Fäusten. Gottlose Fürsten konnten aber jetzt gutes Muths alle Frevel verüben; denn sie durften nur zu der andern Partei übertreten, so empfiengen sie von dem Papste derselben Ablaß aller Sünden und jeglichen Verbrechens. Und noch eine bittere Folge der Spaltung! Da jeder der beiden Päpste auch die volle zeitliche Papstherrlichkeit haben wollte, hiezu aber nur das halbe Gebiet besteuern konnte, so wurden die

üblichen päpstlichen Gelderpressungen nur um so maßloser und unerträglicher.

Die geärgerte und geängstete Christenheit jammerte laut, und man bemühte sich von vielen Seiten, dem heillosen Zustand ein Ende zu machen. Man rief die beiden Päpste flehend an, sie möchten sich vergleichen; allein davon wollte keiner anders hören, als so, daß er auf dem Stuhle Petri sitzen bleibe und sein Gegner sich zu den Füßen seiner Gnade lege. Und so dauerte der lästerliche Zwiespalt Jahrzehnte hindurch, bis in's fünfzehnte Jahrhundert herein. Daß durch denselben das ohnehin starkgeschädigte Ansehen des Papstthums noch viel mehr leiden mußte, ist begreiflich; obschon man sich verwundern muß, daß es dabei nicht noch tiefer gesunken ist.

Unterdessen wurde das Rufen um Beseitigung des unleidlichen Verhältnisses immer lauter, und da die zwei Päpste sich nicht selbst vertragen oder mit einander zurückziehen wollten, so hieß es endlich, es müsse, wie in frühern Nothzeiten der Kirche, eine allgemeine Kirchenversammlung zusammentreten und Hilfe schaffen. Für eine solche sprachen die gelehrtesten Männer, namentlich die hochangesehene Universität Paris, welche sich überhaupt durch die ernstlichsten Friedensbestrebungen auszeichnete. Und siehe, es begaben sich, nachdem das Schisma 31 Jahre lang gewährt hatte, die Kardinäle beider Parteien selbst nebst vielen Prälaten und Doktoren (Lehrern) der Hochschulen a. 1409 nach Pisa (im heutigen Toskanischen, etwa in der Mitte zwischen Rom und Avignon) und hielten daselbst das nothwendig erachtete Concilium. Und dieses griff frisch und muthig drein und setzte die beiden Päpste als des heiligen Stuhles Unwürdige ab und erhob einen Andern, Alexander V., zum rechtmäßigen und einigen Kirchenhaupte. Allein — die zwei Ersten fügten sich nicht, und die weltlichen Fürsten erkannten nicht alle den Dritten an, jeder der beiden Andern behielt einen beträchtlichen Anhang; und so er-

lebte die Welt das seltsame Schauspiel nicht nur eines gedoppelten, sondern sogar eines gedreifachten Papstthums. Drei Päpste thronten nun sechs Jahre lang über der Kirche wie ein schauerliches Zerrbild der heil. Dreifaltigkeit; denn da Alexander schnell dahin starb, wählte ihm seine Partei einen Nachfolger in Johann XXIII., einem frühern Seeräuber, von dessen rechtschaffener Bekehrung man annoch nichts hatte verspüren können. Und nun schleuderte jeder die Donnerkeile des Bannfluches nach zwei Seiten hin.

In diesem gräulichen päpstlichen Schisma trat die Noth der Kirche noch besonders hervor. Sie mußte aber auch sonst schon sehr stark in die Augen fallen. Denn nicht nur in der Spitze der Kirche fehlte es; die gesammte Geistlichkeit, hohe und niedere, war im Ganzen schrecklich verdorben. Sie wollte über das Volk herrschen, schor die Wolle der Schafe, um sich warm zu kleiden, gab sich dem Müßiggang, einem genußsüchtigen Leben und den gröbsten Ausschweifungen hin. Nun denke man sich solche „Vorbilder der Heerde;" was mußte aus dem armen Volke werden, das zudem in tiefer geistlicher Unwissenheit und Finsterniß hinlief?

Das Elend der ganzen Kirche in seiner äußern Erscheinung sah und fühlte man weithin. Es erhoben sich Stimmen und je mehr und mehr und mächtiger, als ein Nothschrei der Christenheit, erhoben sie sich, daß der Kirche „eine Reformation" (Verbesserung, Wiederherstellung) noth thue, „eine Reformation an Haupt und Gliedern." Aber die große Menge und selbst die Allermeisten der Gelehrten erkannten nicht, wie gründlich gebessert werden könnte; man sah nur das Nächste, die Herrsch- und Habsucht und Unsittlichkeit des Clerus von oben bis unten herab, als die Ursache des Kirchenverfalles, man blickte nicht in's Innere des Schadens hinein.

Ich rede im Allgemeinen; denn auch abgesehen von den hie und da zerstreuten Waldensern, es gab doch

solche, denen Gott die Augen öffnete, daß sie tiefer in den Schaden Josephs hineinblickten; so vornehmlich der Mann, von dem der folgende Paragraph handeln soll.

§ 2.

Johann Huß.

Das ist der große Vorläufer Luthers. Er hatte aber selbst wieder einen Vorgänger, von dem ich zuvor ein paar Worte sagen muß.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte ein Lehrer an der Universität Oxford in England, Namens Johann Wickliff (Wythcliffe). Der fieng an und redete und schrieb gegen das herrschende Verderben in der Kirche. Er strafte das in weltlicher Macht, Pracht und Lust hochfahrende und schwelgende Leben des Clerus, gieng aber noch tiefer und griff auch die eingerissenen vielen falschen Lehren an ꝛc.: von der Verehrung der Heiligen, Bilder, Reliquien, vom Meßopfer, vom Ablaß ꝛc., von welchem allen die Bibel nichts wisse. Er sprach es bestimmt aus, „daß die heil. Schrift alleinige Quelle der Religionslehre sei," übersetzte und verbreitete sie auch unter dem Volke. Solches Auftreten erregte große Bewegung. Er wurde von seinem Lehramt in Oxford entfernt, starb aber ruhig auf seiner Pfarrei (Lutterworth), 1384. Seine Schriften kamen auch nach Böhmen und dort fanden sie zunächst einen günstigern Boden als in England. — Nun zu dem andern Johannes, welchen die Ueberschrift nennt.

Johann Huß, geboren 1373 zu Hussinecz im südlichen Böhmen, wirkte seit 1398 als Lehrer der Theologie an der Universität in Prag. Er war reichbegabt, hatte sich eine große Gelehrsamkeit erworben, sprach mit hinreißender Beredsamkeit und verstärkte den Eindruck seiner Rede durch einen strengsittlichen, von aller Weltlust abgewendeten Lebenswandel. Seine aufrichtige Frömmigkeit wurde von jedermann anerkannt; die Böhmische Königin nahm ihn zu ihrem Beichtvater.

Da er seit 1402 auch die Predigerstelle an der Bethlehemskirche zu Prag bekleidete, und die Seelsorge mit regem Eifer betrieb, lernte er die Schäden des Volkes besser kennen; und es schmerzte ihn tief, wie verzweifelt böse sie waren. Die Ursachen derselben erblickte er gleich anfangs einmal in dem schlimmen Vorgange des Clerus, dann aber auch vornehmlich in dem von diesem dem Volke beigebrachten Wahne, daß einige äußerliche Religiosität und äußere todte Werke schon ein rechtes Christenthum seien. Gegen solchen Wahn eiferte er jetzt schon kräftiglich und drang nachdrücklichst auf ein innerliches, lebendiges Christenthum.

Nun wurde er aber auch mit Wicklifs Schriften bekannt und von denselben noch weiter in die Wahrheit und namentlich zur heil. Schrift als der alleinigen Wahrheitsquelle geleitet; und je mehr er in dem göttlichen Buche forschte, desto mehr fiel Licht in seine Seele hinein, desto heller erkannte er aber auch die gänzliche Verdorbenheit der bestehenden Kirche. Und jetzt trat er noch viel stärker hervor. Er kämpfte in Wort und Schrift freioffen, wie gegen die schandbare Aufführung des Clerus und gegen den todten Ceremoniendienst, so namentlich auch gegen den Betrug des Papstthums und gegen den Wust des Aberglaubens, mit dem man das arme Volk bethört habe. Er verwarf den ganzen Kram der Menschensatzungen und Fündlein, und erklärte auf's Entschiedenste, daß nichts in der Kirche gelten könne, was nicht in der heil. Schrift gegründet sei, welche allein die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sei und alles enthalte, was der Mensch zum Seligwerden nöthig habe. Er fand bei Vielen Beifall und die Wahrheit drang in ihre Herzen ein.

Der Erzbischof Sbinko in Prag sammt seiner Geistlichkeit erboste sich wider ihn und verklagte ihn beim Papste (dem Pisaner). Der Papst unterwarf die Wicklifffitischen und Hussitischen Lehren einer Untersuchung und

verdammte sie. Der Erzbischof ließ die Schriften beider einsammeln und verbrannte sie. Zugleich verbot er Hussen alles Predigen. Da ward es sehr unruhig unter dem Volke, das dem geistvollen Prediger mit sehr großer Liebe und Ehrerbietung anhieng. Huß kehrte sich nicht an das Verbot und fuhr in seinem Wirken fort. Jetzt wurde er nach Rom citirt und als er nicht Folge leistete, vielmehr einen eben vom Papste (Johann XXIII.) ausgeschriebenen Ablaß heftig angriff, in den Bann gethan. Huß appellirte dagegen an ein allgemeines Concilium.

Indessen konnte er sich vor dem schweren Zorne seiner Feinde nicht mehr in Prag halten und gieng also von da weg, 1413. Aber — nun predigte er auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulaufe des Volks. Seiner Lehre klebte allerdings noch etwas Irrthum an; im Ganzen jedoch war sie evangelisch und gar was anders, als die Leute bisher gehört; sie wurden allerwärts wunderbar von ihr ergriffen und hingenommen. Doch sollte seine gesegnete Wirksamkeit bald ein Ende nehmen; an ein allgemeines Concil hatte er appellirt, ein solches ward im nächsten Jahre nach seiner Entfernung aus Prag gehalten; das setzte der päpstlichen Spaltung und seinem Leben ein Ziel.

§ 3.

Das Concilium zu Kostnitz.

Der frühere (noch lebende, aber abgesetzte) deutsche Kaiser Wenzel (s. IX, 6.) hatte sich um das erbärmliche Schisma in der Kirche gar nichts bekümmert.

Nach ihm führte, wie am bemerkten Orte auch schon erwähnt, Pfalzgraf Ruprecht, aus dem Bayerischen Hause, das kaiserliche Scepter (1400—10). Dieser hatte allen guten Willen, aber zu wenig innere Kraft und äußere Macht, um irgend etwas im Reich und in der Kirche ausrichten zu können.

Ihm folgte Siegmund, Kurfürst von Brandenburg und König von Ungarn (wie er letzterer wurde, haben wir IX, 10. vernommen), ein jüngerer Bruder Wenzels, also wieder ein Luxemburger, aber der letzte solche auf deutschem Throne (1411—1437). Das war ein schöner Mann, mächtiger als Ruprecht, thätiger als Wenzel, und gar nicht so wild als der Bruder, vielmehr einnehmenden Wesens, kenntnißreich dazu, beredter Zunge, doch ohne wahre Größe und nachhaltige Kraft, eitel, locker in Sitten, verschwenderisch. Mehr noch werden wir ihn aus der nachfolgenden Geschichte kennen lernen.

Kaiser Siegmund fühlte doch seinen Beruf als Oberschirmherr der Kirche, für ihren Frieden zu sorgen. Das Concil zu Pisa (1409) war verunglückt, aber es konnte doch nur durch ein Concil geholfen werden; auf ein solches arbeitete er hin. Und seine ernstliche Bemühung hatte den Erfolg, daß a. 1414 eine neue und noch weit zahlreichere Kirchenversammlung und zwar — er that es nicht anders — in einer deutschen Stadt, zu Kostnitz (Constanz) am Bodensee, zu Stande kam. Der Kaiser bewog den Papst Johann XXIII., sich persönlich dazu einzustellen. Derselbe gieng freilich nicht heitern Muthes hin, und als er unterwegs mit seinem Wagen umgeworfen wurde, sprach er: „Hier lieg ich in's Teufels Namen; wär' ich in Italien geblieben!" und als er von der Höhe nach Kostnitz hinabfuhr, sprach er: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt." Die beiden andern Päpste erschienen nicht selbst, sondern sandten Vertreter. Außerdem versammelten sich 33 Kardinäle, 3 Patriarchen, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 124 Aebte, die Großmeister der geistlichen Ritterorden, Abgeordnete der Hochschulen und Priester und Mönche in die Tausende, dann der römisch-deutsche Kaiser in Person mit kaiserlicher Begleitung, viele Reichsfürsten und Herren, endlich Gesandte der christlichen Potentaten von Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Polen,

Ungarn 2c. mit stattlichem Gefolge. Rechnet hiezu die Masse herzlich und neugierig theilnehmender Gäste, die herbeigelockten Gewerb- und Handeltreibenden, ein paar Regimenter von Schauspielern, Musikanten, Gauklern und liederlichen Dirnen. Es waren während der viertehalbjährigen Dauer des Concils im Durchschnitt 80,000 Fremde, einmal 150,000 mit 30,000 Pferden, dort beisammen.

Das Concil wurde am 5. November (1414) feierlich eröffnet. Die gelehrtesten, beredtesten und besten Männer, die man kannte, besonders aber der hochberühmte Kanzler der Universität Paris, Johann Gerson, und der ausgezeichnete Kardinal Peter d'Ailly, ließen mächtig ihre Stimmen ertönen: „Es müßte jetzt der jammervollen Zerspaltung in der Kirche ein Ende gemacht und derselben ihre Einheit zurückgegeben werden; es müßte aber auch der lästerlichen Herrschsucht, Habsucht, Ueppigkeit und Ausgelassenheit des Papstes und Clerus überhaupt eine Schranke gesetzt und dem von den Hirten auf die Heerde übergehenden Verderben gesteuert, es müßte zur Abwendung der göttlichen Zorngerichte „eine Reformation an Haupt und Gliedern“ vorgenommen werden.“ Ueber diese beiden Punkte war man gleich anfangs einverstanden.

Zunächst traf man nun die Bestimmung, daß das Concil nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen — der italienischen, französischen, englischen und deutschen, denen die andern nach Verhältniß zugetheilt wurden — stimmen sollten. Denn Johann XXIII. hatte eine außerordentliche Menge italienischer Prälaten mitgebracht, durch deren Stimmenzahl er den Ausschlag geben zu können hoffte. Das war also vereitelt. Was von drei Nationen übereinstimmend angenommen wurde, das galt als Conciliumsbeschluß.

Sofort gieng die Versammlung an die Sache selbst und zwar an ihre erste Aufgabe. Und da wurde denn durch die drei Stimmen der Deutschen, Franzosen und

Engländer beschlossen, daß die drei vorhandenen Päpste miteinander abzudanken hätten.

Der gegenwärtige Johann, welcher alle Künste vergeblich angewendet, diesen Beschluß zu hintertreiben, machte darüber ein bitterböses Gesicht, doch unterzeichnete er seine Abdankung. Allein bald darnach entwich er, widerrief seine Unterschrift und erklärte das ganze Concil für ungültig. Da fuhr wirklich ein Schrecken in die Leute, es könnte alles zu nichte werden. Allein Kaiser Siegmund hielt sich tapfer, beruhigte das Volk, ermuthigte und stärkte die Glieder des Conciliums. Und jetzt erklärte dieses ausdrücklich, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe und nöthigenfalls auch über ihn Gericht halten könne. Demnach bezeugte damals die gesammte römisch-katholische Christenheit in ihren Vertretern selbst, daß Gregor VII. und Innocenz III. fälschlich behauptet hätten, „der Papst sei Herr über alles und die höchste Gewalt auf Erden." Das ist sehr denkwürdig. Der entflohene Johann wurde verfolgt, eingefangen, eingesetzt und nunmehr förmlich prozessirt, schändlicher Verbrechen schuldig befunden und schimpflich abgesetzt.

Der andere Papst, Gregor XII., wich der Macht des Concils und ließ dem seine freiwillige Verzichtleistung melden. Der dritte dagegen, Benedict XIII., sträubte sich hartnäckig. Doch half es ihm auch nichts; der Kaiser wendete die Fürsten von ihm ab, die ihm noch anhiengen, so daß er ganz verlassen dastand, und ob er wohl, als das Concil auf seinen Widerstand auch ihn förmlich absetzte, unbeugsam blieb und über die heiligen Väter zu Kostnitz und alle Welt grimmig seine Bannstrahlen hinzücken ließ, — es fragte niemand mehr nach ihm.

So war das Eine gethan, das Schisma beseitigt. Ob nun auch wohl die andere Hauptaufgabe, die Re-

formation der Kirche selbst, bewerkstelligt werden wird?

Dazwischen wurde aber die Sache des Böhmen Huß vorgenommen und dieser wahrhaft heilige Mann vom Concile zum Feuertode verurtheilt. Wir wollen davon unten ausführlich handeln und hier nur sagen: Mit der Verdammung und Hinrichtung Hußens hatte sich ein Fluch auf das Concilium gelegt, daß es nichts Gutes mehr ausrichten konnte.

Nachdem „der Ketzer" aus dem Mittel gethan war, entstand ein heftiger Streit unter den Gliedern der Kirchenversammlung. Die deutsche Nation begehrte mit großem Ernste, daß sofort zur Reformation der Kirche geschritten werde, noch ehe man an die Wahl des neuen Papstes gehe; denn sie sahen vorher, daß das neugewählte Oberhaupt der Kirche sich jeder Einschränkung seiner Gewalt widersetzen werde. Allein zur Kirchenbesserung gehörten ja namentlich auch Maßregeln gegen die Uebergriffe und die Zuchtlosigkeit der Prälaten; die versammelten geistlichen Herren sollten nun an sich selber gehen und sich selber heilsame Bande anlegen; und davon wollten die Italienischen im Grunde ihres Herzens doch nichts wissen, und bei näherer Ueberlegung auch die Französischen nichts, — und darum thaten diese beiden ihren Mund auf und riefen: „Zuerst wieder einen Papst!" England schwankte, trat aber zuletzt doch auch auf ihre Seite. Lange widerstand Kaiser Siegmund mit den Deutschen; sie warnten ernstlich, aber umsonst; sie wurden überstimmt und mußten nachgeben.

So wählte man denn zuerst den neuen Papst, 11. Nov. 1417. Es war ein Italiener, Martin V., ein feingebildeter, willensstarker und gewandter Mann. Derselbe setzte sich sehr anständig, aber gleich wieder so fest auf den heil. Stuhl, daß er von allen frühern päpstlichen Ansprüchen nichts opfern wollte. Martin hintertrieb alle Besserungsversuche, was ihm besonders dadurch ge-

lang, daß er die Einzelnen durch allerlei Vergünstigungen zu gewinnen wußte, und als der Winter ausgeschneit und der Frühling eine Seuche in die Gegend gebracht hatte, hob er aus zärtlicher Besorgniß für das Leben seiner Mitglieder das Concilium auf, den 18. April 1418. Und so ist von der ganzen großen prächtigen, mit so vielen Opfern an Zeit und Geld abgehaltenen Synode auch nur zur oberflächlichen Besserung der verdorbenen Kirche in der That nichts geschehen; aber darin hat sie ihre tausend Füße vereinigt, den aufgesproßten Keim einer wahren Reformation in den Boden zu stampfen. Die arme Christenheit mit ihrem Nothschrei! Aber diese sollte ihre Noth erst noch allgemeiner und tiefer empfinden.

Mit allem Pomp eines Herrn der Erde verließ der Papst Kostnitz. Der Kaiser führte seinen weißen Zelter am Zügel; Fürsten hielten die Zipfel der scharlachenen Pferddecke; Grafen trugen einen Himmel über ihm. Also zog er hinaus „dem ewigen Rom" zu, der neue alte Papst, und die geistlichen und weltlichen Herren zerstreuten sich ein jeder in das Seine.

Hußens schauerliches und doch herrliches Ende.

Der theure Mann, der sich auf ein Concilium berufen, stellte sich selbst dem zu Kostnitz zur Entscheidung seiner Sache. Kaiser Siegmund ertheilte ihm hiezu „freies Geleite" und nahm ihn „in Seinen und des Reichs besondern Schutz"; da war ihm feierlich versprochen, er solle während der Untersuchung frei und ungefährdet bleiben und wenn er auch vom Concile als Ketzer verurtheilt werde, frei und unbehindert heimkehren dürfen, wo dann seine Böhmische Obrigkeit die Strafe an ihm zu vollziehen hatte.

Allein Huß war wenige Tage zu Kostnitz, so wurde er schon eingesperrt. Es half nichts, daß seine Böhmischen Begleiter sich beim Kaiser über diesen Bruch des Geleitsbriefes beschwerten; denn die Prälaten sagten dem-

selben, „einem Ketzer dürfe man das Wort nicht halten," und Siegmund ließ das gelten und benahm sich überhaupt in dem ganzen Handel auf die elendeste Weise. Die Beschwerde der Böhmen hatte nur die Folge, daß Huß in ein härteres Gefängniß, in ein ungesundes Gemach geworfen wurde, wo er in eine schwere Krankheit fiel. Doch blieb sein Geist immer frisch und gesund, und er schrieb aus seinem Gefängnisse köstliche Briefe an seine Freunde und Anhänger in Böhmenland. Uebrigens lag er mehrere Monate in dem feuchten, dumpfen Loche, denn die Versammlung war derweilen mit den Verhandlungen über die Päpste beschäftigt.

Endlich wurde er verhört. Aber wie wunderlich! Dieselben Prälaten und Gelehrten, welche selbst das Verderbniß des Papstthums so hart angegriffen und eifervoll für eine Kirchenverbesserung gesprochen hatten, namentlich Peter d'Ailly und Johann Gerson, erwiesen sich als seine heftigsten, erbittertsten Gegner. Man las ihm 47 Klagepunkte vor; da er nun aber zur Verantwortung seinen Mund öffnete, stürmte man gleich mit schrecklichem Geschrei über ihn hinein, daß er nicht reden konnte. Als er endlich Raum fand, sich zu vertheidigen und dieß mit Ruhe und Bescheidenheit, aber auch mit Klarheit und Kraft that, schien es, als ob die Herren gar kein Ohr für Wahrheit, Recht und Billigkeit hätten. Man hatte ganz falsche Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht, die er von sich ablehnte; seine wirkliche Lehre aber erbot er sich zu widerrufen, wenn ihm die Irrthümlichkeit derselben aus heiliger Schrift nachgewiesen würde. Allein die Richter ließen sich auf nichts ein und hörten auf nichts; sie lärmten und schrieen, er sei der ärgste Ketzer und solle seine Ketzerei ohne weiteres abschwören. Huß bezeugte, daß er nach bestem Gewissen Gottes Wort verkündigt, und das könne er nicht abschwören.

Zwischen seinen Verhören wurde er von Gliedern des Concils besucht, die ihm mit aller Macht zusetzten, er

solle doch widerrufen und sein Leben retten; aber er weigerte sich standhaft. Selbst der Kaiser suchte ihn durch eine Gesandtschaft auf andern Sinn zu bringen; aber er wankte nicht. Er blieb beständig bei der Wahrheit Gottes, tiefbewegt wohl in seinem Herzen, doch muthigen, freudigen Geistes. In seinem letzten Schreiben an seine geliebten Böhmen sagt er zum Schluß: „Diesen Brief habe ich im Gefängniß an den Ketten geschrieben und harre auf morgen des Tages des Urtheils, daß man mich verbrennen soll. Ich habe aber ein ganzes Vertrauen zu Gott, er werde mich nicht verlassen und nicht zugeben, daß ich seine Wahrheit betrüge. Wie freundlich aber Gott mein Herr mit mir handle und bei mir stehe, werdet ihr dann erfahren, wenn wir in der Freude des ewigen Lebens einander wiedersehen."

Es war am 6. Juli 1415, als sich das ganze Concil seinetwegen in der Hauptkirche zu Kostnitz versammelte. Auch der Kaiser mit den Fürsten und Herren erschien dabei. Nach einer Predigt über das Thema: „daß man die verstockten Ketzer aus der Christenheit ausrotten müsse," wurden hier öffentlich vor allem Volk die dem Huß schuldgegebenen ketzerischen Sätze, auch die, welche er als völlig erdichtet von sich abgelehnt hatte, vorgelesen. Er wollte reden, aber man gebot ihm zu schweigen; er bat im Namen des allmächtigen Gottes, ihn zu hören; aber es wurde ihm kein Wort mehr gestattet. Jetzt las ein Bischof das Urtheil des Conciliums über ihn vor, „daß er als ein schädlicher und halsstarriger Ketzer sollte des Feuertodes sterben." Da betete Huß auf seinen Knieen: „Ach mein Herr Jesus, ich bitte dich, vergib allen meinen Feinden ihre Uebelthat um deiner großen Barmherzigkeit willen!" Das rührte jedoch die heil. Väter nicht; etliche blickten ihn zornig an, etliche lachten laut darüber. Hierauf legten sie ihm den priesterlichen Ornat an und gaben ihm den Kelch in die Hand, ihn sofort zu entweihen. Sie rißen ihm zuerst

den Kelch aus der Hand mit den Worten: „Wir nehmen von dir diesen Kelch der Erlösung, o du verfluchter Judas!“ Huß antwortete: „Ich hoffe gewißlich, daß ich den Kelch des Heiles heute noch in des Herrn Reich trinken werde.“ Dann rißen sie ihm ein Stück der priesterlichen Kleidung nach dem andern mit einem Fluchwort herunter; er aber erwiederte jedesmal, „daß er alle Lästerung williglich leiden wolle um des Namens Jesu willen.“ Als sie ihn völlig entweiht hatten, setzten sie ihm eine ellenhohe papierne Mütze auf, welche mit drei Teufeln bemalt war und die Aufschrift hatte: „Dieser ist ein Erzketzer!“ Huß sprach dabei: „Mein Herr und Heiland hat für mich armen sündigen Menschen eine viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuz getragen.“ Als sie mit ihm fertig waren, sprachen sie: „Nun befehlen wir deine Seele dem Teufel!“ Er sagte, mit gefalteten Händen zum Himmel schauend: „So befehle ich sie dem allergnädigsten Herrn Christus!“ Darauf wurde er von den Bischöfen der weltlichen Gewalt übergeben, und der Kaiser sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Nehmet diesen Johann Huß und lasset ihm thun, wie es einem Ketzer gebührt!“ Der Pfalzgraf überantwortete ihn dem Vogte von Kostnitz und der Vogt dem Henker.

Dieser führte ihn aus der Stadt hinaus auf eine Wiese; alles Volk begleitete ihn. An seiner Todesstätte angelangt, knieete Huß nieder und betete: „O Herr, in deine Hände befehl ich dir heute meinen Geist!“ Die Büttel banden ihn an einen in den Boden getriebenen Pfahl mit sechs feuchten Stricken und einer Kette um den Hals. Zufällig schaute sein Gesicht nach Morgen, da schrieen etliche, es zieme sich nicht, daß der Ketzer gen Sonnenaufgang schauend sterbe; darum machten sie ihn wieder los und wendeten sein Gesicht gen Abend. Nun umbauten sie ihn mit Holz und Stroh bis zum Halse. In diesem Augenblicke ritt der Pfalzgraf heran und ermahnte ihn nochmals, durch Abschwörung seiner

Irrlehre sein Leben zu retten. Er aber sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich mit aller meiner Lehre nichts wollte, als allein die Menschen von der Sünde ab und in's Reich Gottes ziehen; in der Wahrheit des Evangelii will ich denn heute fröhlich sterben!" Hierauf wurde angezündet. Als die Lohe gegen ihn schlug, betete er dreimal nacheinander: „Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" Das drittemal konnte er die Worte nicht mehr aussprechen; aber man sahe noch seine Lippen sich bewegen. Darauf war er bald verschieden. So selig und herrlich starb er! Als er verbrannt war, rafften sie die Asche zusammen und warfen sie in den Rheinstrom.

Huß ist nicht vom Papste, sondern von den Vertretern der gesammten römisch-katholischen Kirche verbrannt worden. — Ob diese Kirche ohne Papst viel freundlicher zum Evangelio stehen würde, als mit ihm?

Im folgenden Jahre 1416 starb sein Freund und Mitlehrer an der Prager Universität Hieronymus in demselben Kostnitz des gleichen Todes. Und er gieng auch getrost und freudig zu seiner „Ausfeuerung".

§ 4.

Der Hussitenkrieg.

Mit Huß brach die Morgenröthe eines kommenden Tages in der finstern Kirche an; aber zunächst folgte derselben trübes Ungewitter.

Die schreckliche und schändliche Hinmordung des trefflichen Mannes brachte in seinem Böhmen, wo er bei Volk und Adel einen großen Anhang zählte, eine außerordentliche Bewegung hervor, und weitentfernt, daß seine Sache damit unterdrückt gewesen wäre, nahm man sich ihrer jetzt nur um so reger, kühner und allgemeiner an. Die Edeln kamen auf einem Landtage überein, daß

auf ihren Gütern Gottes Wort frei gepredigt werden sollte und daß sie keinen Bann und kein Interdict sich darin behindern lassen wollten; die hussitischen Prediger reichten jetzt allenthalben auch den Laien den Kelch im heil. Abendmahle, der ihnen fälschlicher- und sündlicherweise vorenthalten worden war und dessen sie sich so freuten, daß sie ihn bei öffentlichen Gelegenheiten als ihr Sinnbild oder unterscheidendes Merkmal gegen die Päpstlichen vor sich her tragen ließen. Das wäre nun alles recht gewesen; aber Menschliches, Fleischliches mischte sich leider auch bei. Die reinere Lehre konnte ja nicht so schnell die Herzen durchdringen und eitel neue Menschen machen; dazu kam die Gewaltthätigkeit jener Zeit überhaupt und der besondere Trotz der Czechennatur. Mit dem Eifer für die bessere Lehre verband sich Zorn und Grimm gegen ihre Feinde, und schon seit der empörenden Nachricht von Hußens Hinwürgung wurden einzelne Mißhandlungen an katholischen Priestern und Mönchen begangen.

Da nun aber Papst Martin V. am Schlusse der Kostnitzer Versammlung noch eine Ketzerbulle gegen die Hussiten ausgehen und sein Legat, 1419, in Böhmen selbst (zu Slan) einen ihrer Prediger lebendig verbrennen ließ, so wurde die Aufregung unter ihnen noch viel stärker. Es traten entschiedene Führer an ihre Spitze, — Niklas von Hussinecz, der Gutsherr von Hußens Geburtsort und sein alter Freund, und vornehmlich Johann von Troznow, genannt Ziska (der Einäugige), ein scharfverständiger, kraftvoller und ausnehmend kriegstüchtiger Mann, aber wilden Wesens und Geistes; und sie nahmen eine drohende Haltung gegen die Römischkatholischen an.

Der alte König Wenzel, anfangs günstig für sie gestimmt, verfuhr jetzt gegen sie mit Strenge und ließ die Lautesten unter ihnen festnehmen, was aber gerade eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung that. Im Juli 1419 zog eine Schaar von ihnen vor das Rath-

haus zu Prag, um die Loslassung der gefangenen Brüder zu begehren. Sie wurde verweigert und zugleich fiel ein Stein vom Rathhaus herab, der einen ihrer Geistlichen traf. Und hier fuhr der Satan in die armen Leute, die nicht ernstlich genug wachten und beteten. Ziska stürmte mit den Wüthendsten in's Rathhaus hinein und stürzte den Bürgermeister und mehrere Rathsherren zum Fenster herab in die emporgehaltenen Spiese der Untenstehenden. Als dieß Wenzel hörte, traf ihn vor Zorn der Schlag und er starb.

Erbe des kinderlosen Königs war sein Bruder, der Kaiser Siegmund; dieser sollte also jetzt auch den Böhmischen Thron besteigen. Aber den „Treubrüchigen", der ihrem herrlichen Lehrer sichres Geleite feierlich zugesagt und ihn dann dem Feuer überliefert hatte, wollten die Hussiten nicht als ihren König annehmen; und ihre Stimme war die geltende im Lande, woraus zu ersehen, daß damals Böhmen im Ganzen schon von der römisch-katholischen Kirche losgerissen war. Siegmund versuchte auch thörichterweise gar nichts, um die Böhmen für sich zu gewinnen; er trat mit Vorwürfen und Drohungen gegen sie auf und rückte mit einem großen Kriegsheer in's Land, um das Ererbte mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Der Papst erklärte seinen Krieg für einen heiligen Kreuzzug. Er belagerte aber die Hauptstadt Prag mit seinen 100,000 Mann vier Wochen lang vergeblich und mußte vor dem tapfern Ziska, dessen weit geringere Mannschaft großentheils nur mit Kolben und Dreschflegeln bewaffnet war, wieder abziehen.

Die Hussiten spalteten sich in Gemäßigtere und Strengere. Die Erstern hießen Kalixtiner oder Kelchner; sie begehrten ungehinderte Verkündigung des göttlichen Wortes und den Kelch im Abendmahle auch für die Laien, so wollten sie Andersgläubige neben sich dulden. Die Letztern nannten sich Taboriten von ihrer Festung Tabor, die sie sich auf einem Berg im süd-

lichen Böhmen erbaut hatten; diese wollten die ganze römisch-katholische Kirche mit Feuer und Schwert vertilgen; sie hielten sich für „das auserwählte Gottesvolk", das berufen sei, die Falschgläubigen als die „Kanaaniter, Moabiter, Philister rc." aus dem heiligen Lande der Kirche Christi auszutreiben und auszurotten. Diese Schwärmer und Fanatiker, an deren Spitze eben jener Ziska stand, haben allerdings abscheuliche Gräuel an den Römischkatholischen verübt, viele Priester derselben als ein Racheopfer für Huß in Pechtonnen verbrannt rc. und namentlich mit Mord und Flammen gegen Klöster und Klosterleute gewüthet. Allein die Gegenpartei hat ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten, wo sie konnte, wie denn einstmals die Bergleute in Kuttenberg 1600 Hussiten in die Tiefe eines alten Schachtes lebendig hinunterstürzten.

Die unter sich selbst getrennten Hussiten vereinigten sich doch jedesmal bei Angriffen von außen, und dann war Ziska der gemeinschaftliche, gewaltige und sieghafte Führer. Derselbe verlor auch sein anderes Auge; aber seine völlige Blindheit verhinderte ihn nicht, mit gleicher Tapferkeit und Sicherheit den Kampf zu ordnen und zu leiten. Mit zwei neuen starken Heeren brach Siegmund nach Böhmen herein, — das eine ward bei Saatz zerstreut, 1421, das andere bei Deutschbrod geschlagen, 1422; beide mußten mit großem Schimpf und Verluste das Land verlassen. Ziska blieb der Schrecken der Feinde bis zu seinem Tode, 1424.

Nach ihm ragte besonders Prokop der Größere, ein gewesener Mönch, als Feldherr der Hussiten hervor. Diese kämpften mit gleichem Ungestüm und Glücke fort. Sie schlugen nicht nur abermals gegen sie anrückende feindliche Heere, sondern drangen auch siegreich in die Nachbarländer, Schlesien, Sachsen rc. ein. In den steten Kriegen wurden sie aber immer wilder und fürchterlich hausten sie allenthalben, wo sie hinkamen; in dem Einen Jahre 1430 sollen sie 100 Städte und 1400 Dörfer

zerstört haben. Vor den „Hussiten" gieng überall Entsetzen her.

Man berieth sich auf Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg, wie man die Schrecklichen dämpfen wollte. Alle christlichen Völker wurden zur Theilnahme am Kreuzzuge gegen sie aufgefordert. Ein neues Reichs- und Kreuzheer von 130,000 Mann zieht noch nach Böhmen, 1431; allein sowie es nur die Hussiten von fern erblickt, läuft alles, von Angst und Graus erfaßt, Hals über Kopf davon.

Was Siegmund mit dem Schwerte nicht auszurichten vermochte, das suchte er endlich, klüger geworden, durch gütliche Benehmung zu erreichen, wozu ihm eine in Basel wieder zusammengetretene Kirchenversammlung (s. folg. §) erwünschte Hand bot. Diese, welcher selbst die Beschwichtigung der Böhmen sehr am Herzen lag, lud sie zu Friedensverhandlungen nach Basel ein. Sie wollten sich Anfangs mit dem Concile nicht einlassen; auf wiederholte Einladung erschien jedoch, unter starker bewaffneter Begleitung, eine Gesandtschaft von ihnen dortselbst. Sie wurde sehr freundlich und rücksichtsvoll behandelt, und die hohen Häupter der Kirche ließen sich herbei, fünfzig Tage nacheinander fort mit den Ketzern über den Glauben zu disputiren, wobei diese dazu noch ganz frei und derb von der Leber weg redeten. Indessen kam es zu keiner Vereinigung und die Böhmen giengen endlich verdrossen weg. Da schickte nun aber das Concil Abgeordnete zu ihnen nach Prag und diesen gelang es mit den Gemäßigtern, den Kalixtinern, einen Vergleich zu Stande zu bringen, 1433, dessen Artikel „die Prager oder Basler Compactaten" heißen. Darin war den Böhmen der Kelch im Abendmahl und die Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landessprache zugestanden, doch nicht ohne beigefügte bedenkliche Klauseln.

Die Taboriten betheiligten sich nicht; sie schrieen, das führe zu allen Gräueln des römischen Wesens zurück,

und kehrten die Waffen jetzt auch gegen die treulosen Kalixtiner, so daß ein furchtbarer Bürgerkrieg Böhmenland durchtobte. Aber Letztere, von den Katholischen unterstützt, bewältigten die Strengen bei Böhmischbrod, 1434, gänzlich; ihrer Führer Prokop fällt selbst, Tabor wird erobert und zerstört; es ist aus mit ihnen.

Die Böhmen erkannten nunmehr den Siegmund, nachdem er ihnen „den Religionsvorbehalt" (die Compactaten) bestätigt hatte, willig als ihren König an, und er hielt unter ihren Freudenbezeugungen seinen königlichen Einzug in Prag.

So hatte man die Hussiten äußerlich zur bestehenden Kirche zurückgebracht. Aber die Taboriten hatten recht gesehen, — der Vergleich war die Brücke zum völligen Wiederkatholischwerden. Denn sie wurden inskünftige vielfach belästigt, um ihnen ihre Freiheiten zu verleiden, und ein folgender Papst (Aeneas Sylvius) hob die Compactaten förmlich wieder auf. Die große Menge war im Eifer abgekühlt und ließ sich allmählig ganz wieder unter das römische Joch fangen.

Die Besten der Hussiten zogen sich jedoch in die Stille zurück und, geläutert im Ofen der Trübsal, vereinigten sie sich a. 1457 zur „Böhmisch-Mährischen Brüdergemeinde", welche das Kleinod des Glaubens treu bewahrte.

§ 5.

Wie der Papst über die Prälaten siegt.

Das Concil zu Basel war a. 1431 in Folge eines Kostnitzer Beschlusses, daß von nun an fort und fort in kürzern Zeiträumen allgemeine Kirchenversammlungen stattfinden sollten, zusammengetreten. Der Papst, nun Eugen IV., wohnte ihm nicht persönlich bei, sondern ließ sich durch einen Legaten vertreten.

Gleich zu Anfang wurde hier die Kostnitzer Erklärung erneuert, „daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe." Darnach beschäftigte

man sich mit den Böhmen, wie vorhin gemeldet, und nach glücklich erlangter Uebereinkunft mit denselben schritt man nunmehr alles Ernstes — denn die Böhmengeschichte hatte gewaltig ans Herz gegriffen — zum Werke der Kirchenreformation. Man verfuhr noch freier und kühner gegen den Papst als zu Kostnitz, beschränkte seine Macht über die einzelnen Landeskirchen, entzog ihm die Annaten (Einkünfte Eines Jahres von den erledigten Prälaturen in der ganzen Kirche) und andere Gefälle &c.; man that auch etwas zur Steuerung des Verderbens der gesammten Geistlichkeit, verbot den Kauf der kirchlichen Stellen, ordnete die alten zuchtübenden Provinzialsynoden wieder an &c. Nun, das war alles schön und gut; sehen wir aber näher zu, — es war doch keine Kirchenverbesserung von innen heraus, der so sehr verfälschte Christenglaube wurde (etwa mit Ausnahme des Dogma's vom Papste) nicht im Mindesten berührt und nach Gottes Wort geändert.

Indessen erzürnte sich und erschrack Eugen IV. über die verstärkten Angriffe auf das Papstthum; darum wollte er das Concil nach der italienischen Stadt Ferrara verlegen, wo er besser darauf einwirken zu können hoffte. Aber die Basler Väter mochten seinem Rufe dorthin nicht Folge leisten. Da drohte er ihnen mit dem Banne. Dadurch fühlte sich das Concil höchlich beleidigt; denn der Papst schuldete ja ihm Gehorsam, nicht es dem Papste. Aber rasch handelte dasselbe doch, als es jetzt den Eugen ohneweiters ab-, und den ehemaligen Herzog Amadäus von Savoyen unter dem Namen Felix V. an seine Stelle setzte. Ein Theil der Prälaten, damit nicht einstimmig, trennte sich vom Concile; die weltlichen Fürsten waren auch über den schnellen Schritt betroffen und wollten ihn nicht gutheißen; so befanden sich die kühnen Väter in Verlegenheit.

Es verdarb ihnen aber Einer noch ihre ganze Sache, von dem sie sich's am wenigsten versehen hätten, der Aeneas Sylvius, ein geborner Toskaner, ein Mann

von seltener Klugheit und Gewandheit des Geistes. Dieser war Anfangs Sekretär des Basler Concils gewesen und einer der größten Redehelden für die Befreiung, Reinigung und Herstellung der Kirche; darnach wurde er aber Geheimschreiber des deutschen Kaisers Friedrichs III., (s. folg. §) und daneben der wärmste Verehrer des alten Papstthums und rastlosthätiger Agent (Betreiber der Angelegenheiten) des alten Papstes. Dieser feine Kopf lenkte Sinn und Willen des Kaisers zu Gunsten Eugens und brachte es durch seine ausnehmende Redekunst, durch kleinere Bewilligungen und durch Bestechung dahin, daß auch Deutschlands Fürsten und Prälaten sich ebendemselben wieder zuwandten und fügten. So gerieth das Concil immermehr in die Brüche; ein Glied nach dem andern drückte sich fort: und endlich löste es sich völlig auf, 1449, nachdem es volle 17 Jahre getagt und so viel als vergeblich gearbeitet hatte. Sein Papst Felix trat freiwillig ab und in die frühere geliebte Einsamkeit zurück, und die von den Ländern schon angenommenen „Basler Reformbeschlüsse" kamen fast ganz wieder außer Wirksamkeit.

Der schlaue Aeneas Sylvius stieg a. 1458 als Pius II. selbst auf Petri Stuhl, und wie er bis dahin schon mit seiner bewundernswerthen Geschicklichkeit zur Wiedererhöhung der Papstmacht erfolgreichst gewirkt hatte, so vollendete er nun, mit der dreifachen (päpstlichen) Krone auf dem eigenen Haupte, sein Werk. In einer ausgegebenen Bulle verdammte er den Satz, „daß ein allgemeines Concil über dem Papste stehe," als einen „verabscheuungswerthen Irrthum," und — niemand protestirte weiter dagegen.

Das sehen wir aber deutlich, werthe Freunde! durch die Prälaten sollte der armen Kirche nicht geholfen werden. Nicht einmal eine erkleckliche äußerliche Besserung derselben brachten sie zuwege, geschweige daß sie ihre tiefen innern Schäden geheilt hätten.

§ 6.
Die Habsburger.

Wir haben eben von einem neuen Kaiser, Friedrich III. gehört, und werden in diesem § Näheres, aber nicht das Tröstlichste von ihm vernehmen. Diesem gieng aber einer voraus, den wir auch noch nicht kennen. Schauen wir zur Vervollständigung der Geschichte des deutschen Thrones auf den letzten zurück, den wir kennen.

Sechs Jahre nach dem Beginne des Basler Concils (1437) starb Siegmund, der Wortbrüchige, der letzte Kaiser aus dem Luxemburgischen Hause. Er hinterließ keinen Sohn und nur eine einzige Tochter, Elisabeth, die sich mit einem Habsburger, dem Herzog Albrecht von Oestreich, verehelicht hatte. Da Siegmund zugleich König von Ungarn und Böhmen, dann Herzog von Mähren und Schlesien und Markgraf von der Lausitz war, erbte Albrecht durch seine Frau die Herrschaft über alle diese Lande und so kam die große Hausmacht der Luxemburger an das Habsburgische Haus.

Daneben und nachträglich sei bemerkt: die Mark Brandenburg, welche Siegmund auch und zuerst besessen, war nicht mehr zu erben, er hatte sie sammt der Kurwürde schon a. 1415 an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich von Hohenzollern zur Tilgung einer bei demselben aufgehäuften Schuld von 400,000 Dukaten abgetreten. Auf diese Weise gelangte — das ist geschichtlich wichtig und nicht zu übersehen — das Haus Hohenzollern, ursprünglich eine Schwäbische Grafenfamilie, zum Besitze des Kurstaates Brandenburg, welcher sich nachmals zu dem heutigen großen Königreiche Preußen erweiterte, das auch immer noch von Hohenzollern beherrscht wird.

Nun, der obgenannte Schwiegersohn und Erbe Siegmunds, Albrecht von Oestreich, wurde auch sein

Nachfolger im Kaiserthume, und es ist abermals bemerkens- und beachtenswerth, daß von nun an lauter Habsburger Geblüt auf dem deutschen Throne saß, bis das heilige römische Reich deutscher Nation in unserm Jahrhunderte zusammenfiel. Albrecht II. (1438. 39) war übrigens ein einsichtiger, kräftiger, gerechtigkeitsliebender und wohlmeinender Herr, auf den das deutsche Volk große Hoffnungen baute. Diese konnten sich freilich in seiner kurzen, nur anderthalbjährigen Regierung um so weniger verwirklichen, da, was er darin Gutes ausrichten wollte, durch die eigensüchtigen und aufeinander neidischen Stände selbst vereitelt ward. Er starb im besten Mannesalter an der Ruhr.

Jetzt wurde das Reich jenem schon im vorigen § genannten Friedrich, Herzoge von Oestreich, einem Vetter Albrechts, anvertraut. Einen Untauglichern zur Verwaltung desselben in dieser bewegten, tiefaufgeregten Zeit hätte man aber kaum finden können. Friedrich III. (1440—93) vereinigte mit Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit ein sonderliches Maaß von Schwäche und Trägheit und eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen sein Regentenamt. Seine Liebhabereien giengen allen Regierungsgeschäften vor, wie er denn einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben vor Frost zu schützen. Und dieser Mann nahm länger als einer vor ihm und nach ihm den deutschen Thron ein, 53 Jahre lang!

Auf kirchlichem Gebiete ließ er sich ganz von seinem Geheimschreiber Aeneas Sylvius leiten (s. vorigen §) und Deutschland im Wesentlichen um allen Gewinn des Basler Concils bringen. Er ließ es auch ruhig geschehen, daß die Königreiche Ungarn und Böhmen dem Hause Habsburg wieder entzogen wurden, indem die Ungarn den Matthias Korvinus, die Böhmen den Georg Podiebrad sich zum Könige setzten. Er sah unempfindlich zu, wie die Türken (s. § 11) dem Griechischen Kaiserthume den Garaus machten; und als

diese furchtbaren Feinde der Christenheit immer weiter in Europa vorwärts drangen, that er auch nichts als Reichstage gegen sie ausschreiben, die er selbst nicht besuchte. In Deutschland gieng nun wieder einmal alles drunter und drüber; denn des Reichs Ruhehüter bekümmerte sich um nichts und niemand bekümmerte sich um ihn. Ein Krieg um den andern entbrannte; so der Sächsische Bruderkrieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm, so ein neuer großer Städtekrieg, wo 31 Städte unter dem Vortritte von Nürnberg, Augsburg und Ulm mit 32 Fürsten und Bischöfen und unzähligen Rittern sich schlugen 2c.

An den Sächsischen Bruderkrieg knüpfte sich der bekannte Sächsische Prinzenraub, von dem ich ein paar Worte sagen muß. Der Ritter Kunz von Kaufungen, der auf Seite des Kurfürsten tapfer gefochten, meinte nachher von demselben unbillig behandelt zu werden. In seinem Grolle ritt er nun eines Nachts, 1455, mit Gefolge bei Abwesenheit des Kurfürsten vor dessen Residenzschloß Altenburg und raubte mit Hilfe eines bestochenen Schloßdieners, welcher eine Strickleiter herabließ, die zwei kurfürstlichen Söhnlein Ernst und Albert. Als man sie schon unten hatte, erschien die vom Geräusch erweckte Mutter am Fenster, erkannte sogleich, was hier vorgehe, und bat den Kunz flehentlich, von seinem Frevel abzustehen. Aber dieser sprengte mit dem jüngern Prinzen fort, während zwei andere mit dem ältern davonjagten; sie wollten mit ihnen auf verschiedenen Wegen nach Böhmen. Im ganzen Lande ertönten die Sturmglocken zum Aufsuchen der Prinzenräuber. Kunz war schon hart an der Böhmischen Grenze, da hielt er in einem Walde an, weil der fürstliche Knabe vor Hitze und Durst verschmachten wollte, er stieg ab mit ihm und ließ ihm Beeren suchen. Da kam ein Köhler mit seinen Leuten, dem Albertchen gleich zurief: Ich bin der Prinz von Sachsen, rette mich! Da schlugen die Köhler auch gleich mit ihren Schürstangen die Knappen des Ritters

nieder und nahmen ihn selbst, der mit seinen langen Sporen im Gestrüppe sich verwickelt hatte und gefallen war, gefangen. Sie brachten den Prinzen sammt ihm unter großem Jubel nach Altenburg. Die zwei andern Ritter lieferten den Ernst freiwillig aus. Sie wurden begnadigt, Kunz enthauptet. Von diesen Prinzen stammen die beiden noch blühenden Linien des Sächsischen Hauses, die Ernestinische und Albertinische, her.

Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche, von seinen Feinden „der böse Fritz" geheißen, war ein besonderer Streithahn; er konnte nie ruhen und mischte sich in alle Händel. Einmal gieng er im Vereine mit Andern sogar damit um, Friedrich III. vom deutschen Throne zu entfernen. Der Plan wurde vereitelt, was Friedrich vornehmlich dem getreuen Beistande des wundertapfern Markgrafen Albrecht Achilles von Kulmbach, eines Sohnes des vorgenannten ersten Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, zu danken hatte; aber der böse Fritz höhnte den Kaiser doch so, daß er zu Heidelberg einen Thurm baute, den er „Trutzkaiser" hieß! So giengen sie mit ihrem Kaiser um!

Friedrichs eigner Bruder Albrecht und sein Oestreichischer Adel befehdete ihn. Sogar seine Wiener Bürgerschaft empörte sich wider ihn, 1462, und belagerte ihn in seiner Burg. Da zeigte er aber doch einmal männlichen Muth und einen erregtern Geist; er trat auf die Mauer und rief mit lauter Stimme hinab, „daß er diesen Ort vertheidigen werde, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber lebe noch, der werde ihn zu beschirmen wissen." Damals nahm sich sein Feind Podiebrad von Böhmen mitleidig seiner an und vermittelte einen Frieden. Aber Matthias Korvinus von Ungarn fiel darnach wiederholt in Oestreich ein, und das zweite Mal, 1485, eroberte er Wien und das ganze Land; da mußte der gute Kaiser aus seinem Erbland ins Reich fliehen und darin von Stadt zu Stadt ziehend sich speisen lassen 5 Jahre lang.

Denn erst nach des Matthias Tode, 1590, konnte er sein Oestreich zurückerhalten. Die 3 letzten Jahre seines Lebens hatte er Ruhe, die er vornehmlich dazu verwendete, daß er nach den Sternen sah und das Goldmachen versuchte. Er starb, der Jammerkaiser, im 78. Lebensjahre.

Ihm folgte sein Sohn Maximilian I. Der war tapfrer als der Vater und heißt „der letzte Ritter auf dem Throne." Ihm muß ich aber nothgedrungen später einen eignen § (13) widmen.

§ 7.

Die deutschen Städte im 15. Jahrhundert.

Wir haben vorhin gehört, daß 31 Städte mit 32 Fürsten und Bischöfen und einer Unzahl kleinerer Herren es aufnahmen, — wie mächtig mußten sie sein! Und Notabene, das waren nicht die gefürchteten norddeutschen Hansestädte, sondern schwäbisch-fränkische, also süddeutsche. Die deutschen Städte überhaupt, wie die italischen, hoben sich im Verlaufe des Mittelalters hoch empor; und in diesem 15. Jahrhundert waren es namentlich die süddeutschen, welche bei aller Verwirrung im Reiche durch emsigen Betrieb der Gewerbe und des Handels einen gewaltigen Aufschwung nahmen.

Ein solches Leben wie damals hatte der Handel nie wieder. Waarenzug an Waarenzug, in den gefährlichen Gegenden mit starker militärischer Begleitung, bewegte sich auf den Straßen nach allen Seiten hin. Besonders war die Handelsstraße von Süden herauf belebt. Die köstlichen Erzeugnisse des Morgenlandes kamen zu Wasser nach Italien. Von Venedig aus wurden sie auf Hunderten von Maulthieren über die Alpenhöhen getragen. Ihr erstes Ziel war Augsburg. Von da giengen sie weiter nach Nürnberg, nach Frankfurt a. M.; von da weiter nach dem Norden und Osten Europas. Nürnberg, Augsburg und Frank-

furt waren dazumal die bedeutendsten aller deutschen Handelsstädte.

Durch den so schwunghaft betriebenen Handel wurde auch der eigene Kunstfleiß erweckt. Treffliche Arbeiten, besonders in Tuch und Leinwand, wurden ins Ausland geführt. Die süddeutsche Weberei hatte ihre Hauptstätte in Augsburg. Nürnberg war die sorgsame Pflegerin aller möglichen Gewerbe und die kunstreichste von allen Städten.

Durch dieses rührige fröhlichgedeihende Gewerbs- und Handelswesen verschafften sich aber die Städte einen ungemeinen Reichthum. In Augsburg blühte bereits im 15. Jahrhundert das von einem gemeinen Weber herstammende berühmte, nachher in den Grafen-, ja Fürstenstand erhobene, Geschlecht der Fugger auf, welche durch Fabrikation und Verkauf von Leinwand es bald dahin brachten, daß sie über Millionen verfügten. Auch mancher Kaufherr in andern Städten konnte leicht einen Grafen auskaufen.

Die damalige Vermöglichkeit der Städte kann man noch an ihren zu jener Zeit entstandenen ungeheuern Mauern und Thürmen, womit sie sich befestigten, so wie an den großartigen herrlichen Rathhäusern und andern öffentlichen Bauwerken, die sie zu ihrem Nutzen und zu ihrer Zierde aufführten, wahrnehmen. Auch ihre Wohnhäuser stellten sich die Bürger gar stattlich her, daß z. E. Aeneas Sylvius in einer Beschreibung Deutschlands sagen konnte: „Die Könige von Schottland würden glücklich sein, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten.“ Einen beträchtlichen Theil ihres Reichthums verwendeten sie aber auch auf wohlthätige Stiftungen für Kranke, Arme, Studierende 2c., welche heutzutage noch ihren schönen Segen spenden.

Die Städte konnten sich mit ihrem vielen Gelde Schaaren von Söldnern gegen ihre Feinde, die Fürsten und Herren, anwerben. Indessen übten sich die Bürger

selbst in freien Stunden gern im Waffenwerk; und wenn eine Stadt belagert wurde, war jeder Waffenfähige an seinem Platz, und wenns die Noth erforderte, zog auch der junge Bürger zum Thor hinaus dem Feind entgegen und hieb mit seinem guten Schwerte drein trotz einem Ritter und schoß aus seiner Donnerbüchse besser als der Ritter.

Die freien Reichsbürger fühlten sich aber auch, und nicht bloß der Patricier mit seiner Feder hinterm Ohr, damit er, wenn er sie in die Finger nahm, Wechselbriefe auf Tausende schrieb; auch der Plebejer mit dem Hammer, mit dem Pfriemen in der Hand däuchte sich nicht viel weniger als ein Edelmann. Und bei Festen, wenn die Rathsherren und die Zünfte in Procession einherzogen, entfaltete sich ein Glanz und eine Pracht, wie kaum an Fürstenhöfen; und Volk wie Ameisen wimmelte herum.

Denn es war damals ein Wohlstand und eine Volksmenge in den Städten, wie heutiges Tages nicht von fern. Nürnberg zählte wohl das Dreifache seiner jetzigen Einwohnerschaft. —

Wir schauen nun wieder nach dem Wichtigsten in andern Ländern aus und zunächst nach Frankreich hinüber.

§ 8.

Die Jungfrau von Orleans.

Als im Jahr 1328 mit Karl IV. von Frankreich die ältere Linie des capetingischen Hauses ausstarb, erhob der König von England, Eduard III., Ansprüche auf die Nachfolge. Darüber entspannen sich langwierige Kriege mit den Fürsten aus dem Hause Valois, welchen die Engländer durch glänzende Siege, wie bei Cressy 1346 und Maupertuis 1356, fast den ganzen Westen von Frankreich abgewannen. Bald aber büßten sie das Meiste wieder ein, innere Unruhen machten zunächst beiden Reichen viel zu schaffen.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts aber hatte Frankreich einen geisteskranken König, Karl VI. Unter ihm bekämpften sich die uneinigen Großen des Reichs und es wüthete ein schrecklicher Bürgerkrieg in dem Lande. Die dadurch entstandene Zerrüttung benützte der hochbegabte, feurige, mannhafte König von England, Heinrich V., „der Stern des englischen Königthums," zu einem Einfalle, um die Augen der Engländer von einem zweifelhaften Thronrecht abzulenken. Mit Hilfe des Herzogs von Burgund, der auf seine Seite trat, bemächtigte er sich auch Nordfrankreichs bis zur Loire hin und zog prangend selbst in die Hauptstadt Paris ein. Mitten jedoch in seinem Siegeslaufe starb er, 34 Jahre alt, 1422, und in demselben Jahre folgte ihm auch der wahnsinnige französische König im Tode.

Der Sohn und Erbe des Letztern, Karl VII., war ein gutmüthiger, aber schwächlicher Prinz und gar nicht der Mann, den Engländern, welche unter vortrefflichen Feldherrn, einem Talbot, Suffolk 2c., den Krieg fortsetzten, ihren Raub wieder abzunehmen oder nur ihren Fortschritten Einhalt zu thun. Diese dehnten ihre Eroberungen immer weiter aus, so daß dem jungen Könige zuletzt fast nur die Landschaft Berry blieb. Die Franzosen seufzten unter dem Uebermuthe der Fremdlinge, hatten ihr Unglück aber freilich als eine wohlverdiente Züchtigung ihres gar zu wüsten, schändlichen Lebens und Treibens anzusehen.

Am nördlichen Ufer der Loire hielt sich noch die feste Stadt Orleans gegen die Engländer. Sie wurde von ihnen hart belagert, aber auch von dem Grafen von Dunois, dem „Bastarde von Orleans" (wie er als natürlicher Sohn des vorigen Herzogs v. O. genannt ward), mit großer Tapferkeit vertheidigt. Immer stärker bedrängt jedoch war sie nahe am Fall, und nach demselben hätte der arme Karl aus seinem letzten Zufluchtsorte leicht verjagt werden können.

Allein wer sollte helfen? Er konnte sich nicht aus

seinem weichlichen Leben ermannen, und hätte er's gethan, so war's doch ohne Hoffnung, jetzt noch mit seinen zusammengeschmolzenen Kräften gegen die furchtbare Macht der Engländer etwas auszurichten. Karl, statt an eine Rettung Orleans zu denken, dachte vielmehr schon daran ins Ausland zu fliehen, und nur seine standhafte Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn noch zurück. Siehe, da kam Hilfe auf eine wunderbare Weise; denn Gott hatte nun auch den Hochmuth und die Gewaltthätigkeit der Engländer zu demüthigen beschlossen.

In dem Dorfe Domremi an der deutsch-lothringischen Grenze, weit von Karl entfernt, lebte eines Landmanns Tochter, Johanna d'Arc. Ein besonderes Mädchen, still und in sich zurückgezogen, betete viel und führte einen unbescholtenen Wandel. Ihr that das Unglück Frankreichs und des jungen Königs tief im Herzen wehe, sie mußte immer daran denken, und mit glühender Sehnsucht rief sie um Hilfe nach oben. Auf einmal bekam sie Erscheinungen; sie sahe den Erzengel Michael und die heil. Katharina und andere Engel und Heilige, die mit ihr redeten. Es läßt sich schwer sagen, wie es zugieng; war alles bloße Phantasie bei ihr, aber doch unter waltender göttlicher Vorsehung? oder trat etwas wesenhaft Himmlisches an sie, das sie aber mit ihren katholischen Vorstellungen färbte? Nur das ist gewiß, daß sie sich selbst von der Wirklichkeit ihrer himmlischen Erscheinungen völlig überzeugt hielt; sie sah die Gestalten und hörte ihre Stimme bei Tag und Nacht, im Haus und Felde; und sie sagten ihr immer, daß sie von Gott bestimmt sei, das Vaterland und den König zu retten 2c. und sie sollte in Gottes Namen frisch an's Werk gehen.

Als sie ihre Offenbarungen Andern mittheilte, fand sie wenig Glauben damit; ja man wollte ihr dieselben mit Ohrfeigen und Prügeln austreiben. Allein sie blieb felsenfest auf ihrem göttlichen Berufe und sagte nur immer: „Ich muß hin! muß zum Könige hin!" Da

wurde sie endlich von dem Ritter Baudricourt im nahen Städtchen Vaucouleurs zum Könige geführt; eilf Tage dauerte die Reise durch Gegenden, wo alles von Feinden schwärmte, doch sie gelangten wohlbehalten, Ende Februar 1429, bei Karl in Chinon an.

Die Jungfrau trat bescheiden, aber mit großem Ernste vor den König und sagte ihm mit aller Zuversicht, Gott habe sie ihm zu Hilfe gesandt; sie werde die Belagerung von Orleans aufheben und ihn nach Rheims zur Krönung führen; er solle nur eilends Kriegsvolk zusammenrufen. Karl war betroffen und zum Glauben an ihre göttliche Sendung geneigt. Er ließ sie noch durch einen Rath von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei sie alle oft sehr verfänglichen Fragen mit solcher Klarheit und Einfalt beantwortete, daß die meisten gleichfalls glaubten.

An der Spitze einer schnell gesammelten Schaar zog jetzt die Jungfrau, in Mannestracht, gerüstet, zu Pferde, dahin. Sie trug eine weiße Fahne, die sie hatte fertigen lassen, auf welcher der Heiland abgebildet war, den Erdball in der Hand haltend und zwei Engel an seiner Seite und Lilien herum, und die Worte standen darauf: Jesus, Maria! Von diesen Bildern und Worten sollten ihre Streiter immer an den höhern Beistand erinnert werden, der mit ihnen sei, und an ein unschuldiges heiliges Leben. Sie hielt auch strenge Zucht unter ihnen, duldete kein Fluchen, Spielen, Saufen, keine Unzucht, keine Plünderung.

Als sie sich mit ihrem Haufen der Stadt Orleans näherte, sandte sie einen Brief an die Engländer voraus: „Edle und Tapfere, die ihr vor Orleans steht! Gebet mit Gott nach eurer Heimath zurück und hütet euch vor der Jungfrau; sie kommt von Gott gesandt, des Königs Gut zurückzufordern. So ihr nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, so werden wir euch mit harten Schlägen schlagen, wo wir euch treffen; und die Franzosen werden durch der Jungfrau Hilfe die merk-

würdigste That ausführen, die jemals in der Christenheit ist gesehen worden!" Unter hellem Singen geistlicher Lieder zog sie an die Stadt hin und warf sich mit einem Transport Lebensmittel für ihre ausgehungerten Bewohner glücklich hinein. Drinnen wurde sie mit lautem Jauchzen empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, um Gott für den gelungenen Anfang ihres Werkes zu danken.

Nun wurden Ausfälle auf die Umschanzungen und Belagerungsthürme der Engländer gemacht, und wie tapfer und hartnäckig sie dieselben vertheidigten, — die Jungfrau mit ihrer Fahne ist immer voran und begeistert die Stürmenden, und ein Werk um's andere wird den Feinden weggenommen. Um das größte und stärkste dieser Werke, den Thurm Tournelles, entbrennt der heftigste Kampf. Johanna legt selbst eine Leiter an, wird aber von einem Pfeil am Halse verwundet und verliert viel Blut. Sie geht auf die Seite und läßt sich verbinden, kehrt aber dann sogleich zum Kampfe zurück. Aber die Franzosen weichen schon verzagten Herzens. Da läuft sie mit hochgeschwungener Fahne gegen den Thurm und zieht die Franzosen zurück sich nach, die mit frischem Muth aufs neue angreifen und — den Thurm erstürmen. Am andern Tage ziehen die Engländer, entsetzt über „die Zauberkünste" des Mädchens ganz hinweg — Orleans ist gerettet! Mai 1429. Davon erhielt Johanna den Namen „die Jungfrau von Orleans."

So hatte sie ihr erstes Versprechen erfüllt; und sie begab sich jetzt zu Karl zurück, um auch das zweite in Erfüllung zu bringen. Sie sprach zu ihm: „Wohledler Dauphin (Kronprinz)! empfanget nun die heilige Salbung und eure königliche Krönung zu Rheims; ich bin sehr begierig, Euch hingehen zu sehen, darum eilet!" Rheims war die Krönungsstadt der französischen Herrscher, wie Achen die der Deutschen; es lag nordöstlich gegen Luxemburg zu und war ein weiter Weg dahin über viele befestigte Orte, die sich noch alle in den Hän-

den der Feinde befanden. Darum widerriethen die Hofleute und Offiziere dem Könige den Zug.

Aber bald sammelt sich ein beträchtliches Heer um die Fahne „der gottgesandten Jungfrau," vor der kein Feind bestehen könne. Mit diesem erstürmt sie schon feste Plätze und nimmt dabei den tapfern Suffolk gefangen; bei Patai erficht sie einen großen Sieg im offnen Felde und nimmt den kühnen Talbot gefangen. Tödlicher Schrecken ergreift die Engländer, wo sie sich sehen läßt, während ihr Anblick die Franzosen zu wunderbarem Muthe entflammt. Karl muß gen Rheims, und unaufhaltsam geht es mit ihm dahin. Alle Städte und Burgen auf dem Wege öffnen sich, die meisten sogleich, etliche nach kurzem Widerstande; vorwärts geht es und immer vorwärts, über Auxerre, Troyes, Chalons &c.; die Thürme von Rheims erscheinen und seine Abgeordneten, die den König in die offne Stadt einladen.

Er zieht ein, Juli 1429. Am folgenden Tage schon wird er im Dome feierlich gesalbt und gekrönt. Die Jungfrau steht dabei neben ihm mit ihrer Fahne. Nach verrichtetem heiligem Werke kniet sie vor ihm nieder, umfaßt seine Kniee und spricht mit Thränen: „Edler König! Jetzt ist Gottes Wille mit mir erfüllt; nun laßt mich wieder heim zu den Meinen kehren!" Allein der König wollte sie nicht entlassen, und sie fügte sich ihm mit widerstrebendem Herzen. Sie begeisterte die Franzosen noch ferner zu siegreichen Kämpfen und die Engländer verloren ein Stück des geraubten Landes nach dem andern. Aber doch hatte die Jungfrau ihre volle vorige Freudigkeit nicht mehr und öfters sah man sie trüben Blickes; sie mochte den Ausgang ihres Lebens ahnen. Bei einem Ausfalle, den sie aus Compiegne that, wurde sie vom Feinde gefangen. Die Freude der Engländer, daß sie „die Hexe" hätten, war unmäßig. Sie wurde hart behandelt, mit schweren Ketten beladen in einen Thurm geworfen, prozessirt und endlich „wegen Zauberei und Ketzerei" auf dem Markte zu Rouen

öffentlich verbrannt, 30. Mai 1431. Sie starb mit großer Standhaftigkeit und betete zuvor noch so innig und rührend, daß alles Volk, selbst Engländer darunter, in Weinen ausbrach. Viele riefen, sie wäre eine heilige Märtyrerin.

Der Tod der Jungfrau gab übrigens der Englischen Sache keine bessere Wendung. Der schwache Karl VII. blieb im wachsenden Vortheile. Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, versöhnte sich mit ihm und kehrte selbst die Waffen gegen die Engländer. So verloren sie vollends eine Stadt, eine Provinz nach der andern. Die Hauptstadt Paris übergiebt sich ihrem rechtmäßigen Könige. a. 1453 hat dieser sein ganzes Frankreich wieder bis auf die England gegenüber liegende Seestadt Calais.

Karl ließ 1456 den Prozeß der Jungfrau einer Prüfung unterwerfen. Es wurde in dem gerichtlichen Verfahren gegen sie schändliche Verfälschung und schreiende Gewaltthätigkeit erkannt und darauf ihre Unschuld im ganzen Königreiche verkündigt.

§ 9.

Karl der Kühne.

Der Herzog von Burgund war der mächtigste Vasall des Königs von Frankreich. Er hatte durch Heirath, Erbschaft, Kauf und Waffengewalt zu seinem Stammlande noch sehr bedeutende Besitzungen gebracht; ihm gehörten auch die reichen Niederlande, mit denen er gar nicht unter der Lehenshoheit des französischen Königs, sondern unter der des deutschen Kaisers stand. An seinem Hofe herrschte Glanz und Pracht, Ritterlichkeit und zierliche Sitte, wie an keinem andern; der Burgunderhof zu Arras galt als Musterschule für alle übrigen Fürstenhöfe.

Ein Sohn des im vor. § erwähnten Philipps des Guten und Erbe seiner weiten Lande und aller seiner

Herrlichkeit, 1467, war Karl der Kühne. Ein leidenschaftlicher, hochfahrender und phantastischer Fürst. Ihm lebte es vor der Seele, daß er zwischen Frankreich und Deutschland ein großes Königreich aufrichten müsse, das von der Nordsee bis zum Mittelmeer reiche; dann wollte er über die Türken her und das heil. Land wieder erobern. Nun, dazu stand ihm allerdings wenigstens ein reicher Schatz zu Gebote und das beste Heer und Kriegszeug; und er selbst war ein Meister in der Waffenkunst und tapfer wie keiner mehr, kühn, ja verwegen in der Schlacht. Wir können nur Einiges aus seiner Lebensgeschichte beibringen.

Schon als Erbprinz hatte er mit dem Könige von Frankreich, Ludwig IX., einem Sohne des im vor. § genannten Karls VII., Krieg geführt, und dieser konnte damals seine Hauptstadt Paris nur dadurch vor ihm retten, daß er die Stadt Lüttich in den Niederlanden zu einem Aufstande reizte, der seinen Gegner dorthin abrief. Bald darauf war Karl Herzog geworden, und nachdem er Lüttich schwer gezüchtigt hatte, rüstete er jetzt aufs neue gegen den König. Eben aber als er losschlagen wollte, ließ ihn Ludwig, der den Krieg mit dem so mächtigen und furchtbaren Fürsten zu vermeiden wünschte, um eine Besprechung ersuchen. Sie fand zu Peronne, 1468, statt. Während derselben traf nun aber dort die Nachricht ein, daß die Lütticher auf Anstiften des falschen Königs sich abermals empört hätten. Da kam Karl vor Zorn außer sich; er nahm den König gleich gefangen und wollte ihn tödten. Davon ließ er sich zwar durch seine Räthe abbringen; doch gab er den Gefangenen nicht eher los, als bis er ihm die volle Souveränität über alle seine bisher bei Frankreichs Krone zu Lehen gehenden Länder versprochen hatte. Vorher aber nahm er ihn noch mit sich gen Lüttich und ließ ihn zuschauen, wie er die rebellische Stadt schrecklich strafte; sie wurde bis auf die Kirchen

niedergebrannt, und alle nicht entflohenen Einwohner mußten sterben.

Darnach trat Karl zur weitern Verwirklichung seiner hohen Gedanken mit dem deutschen Kaiser, Friedrich III., in Unterhandlung. Dieser sollte ihm die Königswürde verleihen, wogegen er ihm eine Heirath seiner Tochter und Erbin Maria mit dessen Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, in Aussicht stellte. Das lockte freilich den armen Kaiser, und er zeigte sich zu einer Zusammenkunft mit Karln bereit, welche zu Trier, 1473, statt hatte. Hier schien es ganz nach des Burgunders Wunsch zu gehen, und schon ist die Königskrone in die Kirche gebracht, mit welcher sein Haupt am andern Tage geschmückt werden soll; da — reut es den Kaiser und am Abende macht er sich in der Stille davon.

Ueber diese Aufhaltung in seinem kühnen Laufe war Karl sehr ergrimmt. Zur Kränkung des Kaisers mischte er sich darauf in einen Handel des Kölner Erzbischofs mit seinem Domkapitel und belagerte die Stadt Neuß. Aber heldenmüthig vertheidigte sich die Bürgerschaft gegen sein Heer von 60,000 Mann. Zehn Monate lang berannte er das Städtchen vergebens; 56 Stürme wurden abgeschlagen. Blau vor Zorn verläßt er endlich das unbezwungene Nest; denn ein Reichsheer hat sich zum Ersatze eingestellt und außerdem haben Drei gegen ihn einen Bund geschlossen, der Erzherzog Siegmund von Oestreich, dem er den verpfändeten und wieder eingelösten Elsaß nicht herausgeben wollte, der Herzog René von Lothringen, sein Nachbar, der sich von seiner Eroberungslust keines Guten versah, und die Eidgenossen, die auch besorgten, daß er etwas gegen sie im Schilde führe. Hinter allen Dreien arbeitete der hinterlistige König von Frankreich.

Karl marschirte zuerst nach Lothringen und da leuchtete ihm sein Stern wieder; er nahm dem René in einer Schnelle sein ganzes Herzogthum weg. So hat er

durch dieses ja doch schon seine Niederlande mit seinem Burgund verbunden und einen langen Strich von der Nordsee gen Süden hin in Besitz; jetzt noch sammt dem Elsaß die Schweiz und dieß und das dahinter, siehe so ist er am Mittelmeer! Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's — und oft gar anders, als des Menschenkindes Gedanken sind.

Mit dem stolzesten Muthe rückte Karl jetzt gegen die *Schweiz* an. Das schwach besetzte Städtchen *Granson* am Neuenburger See, ergab sich ihm, nachdem einer seiner Feldherrn der Besatzung freien Abzug versprochen. Demungeachtet ließ er sie theils hängen, theils ersäufen, „weil ja nicht er *selbst*, sondern nur sein Offizier das Versprechen gegeben.“ Noch aber ist er am Städtchen, dem Zeugen seines schnöden Frevels, da kommen die *Eidgenossen* (IX, 4) aus den Bergen. Sie sind kaum halb so stark als sein auserlesenes Heer, welches Geschütz die Fülle mit sich führt. Als er sie heranziehen sah, versicherte er lachend, „*daß er diese deutschen Hunde ausrotten wolle*.“ Die Schweizer fallen vor der Schlacht, wie sie es gewohnt sind, auf ihre Kniee nieder zum Gebet; er spottet: „Sehet, sie flehen uns um Gnade an; aber es soll mir keiner durchkommen!“ Aber sie stehen wieder auf und kommen nun nicht mit gefalteten Händen zu ihm, sondern mit mörderischen Streichen. Die Burgunder haben mehrere Stunden heiße Arbeit mit ihnen, und als sie schon ermüdet sind, da — läßt sich auf einmal hinten „*der Uri-Stier*“ und „*die Kuh von Unterwalden*“ schauerlich hören, nämlich die so genannten *Schlachthörner* der *Waldstätte*, die jetzt erst anrücken. Da fragt der Herzog einen seiner Hauptleute: „Wer sind diese Wilden?“ Der Hauptmann sagt: „Das sind erst *die rechten Schweizer*!“ Da spricht Karl doch: „Wie wird's uns gehen!“ Er befiehlt hierauf seiner Reiterei, ein wenig zurückzugehen, um besser anstürmen zu können. Als aber das Fußvolk die Reiter umwenden sieht, meint es, sie fliehen, und macht

auch Kehrt-Euch; und als denn die kräftigsten der Bergsöhne (die Waldstätter) mit ihren Schwertern, Aexten und Kolben von hinten in sie hineinschlagen, da rennt trotz allem Wuthgeschrei Karls das ganze Burgunderheer davon und reißt ihn selbst mit fort. Die Eidgenossen erbeuteten 420 Stück Geschütz und das ganze Burgundische Lager, darin aber außer einer Menge Prachtgewänder, Kleinodien, silberner Geschirre 2c. so viel Geld, daß sie es mit Hüten vertheilten. Hier wurde der größte und werthvollste damals bekannte Diamant von einem Schweizer, der ihn nicht zu schätzen wußte, um einen Kronthaler verkauft. Die Schlacht bei Granson ereignete sich am 3. März 1476.

Karl, fürchterlich erbost und glühend vor Scham, sammelt eilig ein neues Heer, stürmt damit über Lausanne nach Murten vor, will die Schweizerorte vom Erdboden vertilgen. Aber die Eidgenossen sind da, ehe er noch ein Haus von Murten zerbrochen hat, und sie bringen ihm an dem Städtchen, den 22. Juni 1476, eine noch ärgere Niederlage als bei Granson bei, daß 26000 seiner Leute bleiben. Im großen Beinhause zu Murten waren ihre gesammelten Gebeine Jahrhunderte lang zu schauen.

Fast wahnsinnig vor Wuth rafft Karl seine letzten Kräfte zusammen und zieht nach Lothringen, das Herzog René bereits wieder in Besitz genommen hat. Bei der Stadt, die er zur Residenz seines geträumten großen Königreichs ausersehen hatte, bei Nancy, kämpft er am 5. Januar 1477 gegen ein überlegenes Heer von Lothringern, Elsäßern und Schweizern und wird abermal total geschlagen. Er flieht über einen leichtgefrornen Sumpf, bricht in denselben ein und erstickt darin. Das war das Ende seiner hohen Fahrt!

§ 10.

Die weiße und rothe Rose.

Wir betreten England.

Man hört aus jener Zeit vom Krieg zwischen der weißen und rothen Rose dort; die werthen Leser sollen doch ein Weniges davon wissen.

Man versteht unter „den beiden Rosen" die aus königlichem Geblüte stammenden englischen Herzogshäuser York und Lancaster, von denen das erstere eine weiße, das letztere eine rothe Rose zum Abzeichen hatte.

Der in der Geschichte Frankreichs (§ 8) genannte glänzende König Heinrich V., sein Vater Heinrich IV. und sein Sohn Heinrich VI. waren aus dem Hause Lancaster. Aber während der Regierung des Letztgenannten begann ein 30jähriger Krieg zwischen beiden Häusern um den Königsthron; und ist es schon vorher in England arg hergegangen, so überstieg doch nun der Gräuel im Gefolge dieses Krieges alles Maß. Ganz England theilte sich in zwei Parteien, für die weiße und für die rothe Rose, und da gab's Schlacht um Schlacht, Mord um Mord, Scheuslichkeit um Scheuslichkeit. Mit solch rasender Wuth befehdete man sich, daß nach jeder Schlacht die vornehmsten Gefangenen noch erwürgt wurden. Ich kann vom Verlaufe dieses entsetzlichen Bürgerkriegs nur Einiges erwähnen.

Gegen den öfters geistesabwesenden König Heinrich VI. erhob sich der Herzog Richard von York mit nähern Ansprüchen auf den Thron, 1455; und als er in der Schlacht bei Wakefield, 1460, umkam, nahm sein Sohn Eduard diese Ansprüche auf. Dieser siegte damit und wurde unter dem Namen Eduard IV. zum Könige gekrönt, 1461. Der alte Heinrich VI. und sein Sohn wurden im Gefängnisse getödtet. Der neue König rottete das zahlreiche Geschlecht der Lancaster gänzlich

aus bis auf zwei Glieder, welche noch zu entfliehen vermochten.

Aber die Rache vollzog sich am Hause York durch dieses Haus selbst. Als Eduard IV. 1483 starb, riß dessen abscheulicher Bruder Richard von Glocester die Krone an sich und ließ die beiden unmündigen Söhne seines königlichen Bruders ermorden. Sie saßen im Tower; er sendet Befehl an den Kommandanten, sie umzubringen; dieser weigert sich, denn es schauert ihn doch; da fordert ihm Richard die Schlüssel der Burg ab und läßt durch seinen Stallmeister den Mord vollziehen; dieser schleicht in der Nacht mit zwei Knechten in das Gemach, wo die Knaben sanft nebeneinander schlafen, und sie werden unter aufgeworfenen Betten erstickt. Richard III., eben dieser gräßliche Glocester, ließ alle ihm Widerstrebenden ausrotten.

Er blieb darum auch nicht fest und nur sehr kurze Zeit auf dem Throne sitzen. Einer jener zwei übriggebliebenen entflohenen Lancaster, Heinrich von Richmond, Graf von Tudor, landete mit einem kleinen Heere aus Frankreich, 1485. Richard zog ihm mit einem größern entgegen. Als sie bei Bosworth sich schlugen, gieng ein Theil des letztern vom verhaßten Könige zu Heinrich über; Richard wurde überwunden, selbst vom Pferde gestoßen und im Getümmel zertreten. Das englische Parlament erkannte den Sieger als König an.

Dieser, Heinrich VII., mit welchem — denn er stammte nur mütterlicherseits von den Plantagenets ab — das Haus Tudor auf den Englischen Thron kam, heirathete eine noch vorhandene Tochter Eduards IV., Elisabeth, wodurch also die weiße und rothe Rose vereinigt und der langwierige jammervolle Bürgerkrieg geendet ward, welcher das Land verödet, das Volk schrecklich entsittlicht und unzählige Menschen, namentlich aber den größten Theil des hohen

Englischen Adels vertilgt hatte. Darum hieng an den Rosen ein schwerer Thränenthau.

§ 11.

Untergang des Byzantinischen Reichs.

Wir steigen hier in frühere Zeiten zurück; die lieben Leser wollen eben, um sich die historischen Ereignisse der verschiedenen Länder gehörig neben einander zu stellen, recht auf die Jahrzahlen merken.

Das Byzantinische oder Griechische Reich, dessen gesondertes Bestehen vom J. 395 anhebt, sollte nach Gottes Rath und Willen wie das Römische über ein Jahrtausend währen. Aber dieses Reichs Genossen, Hohe und Niedere, waren mit der Zeit immer tiefer in Aberglauben und Lasterhaftigkeit versunken, so gar ein falsches, treuloses, üppiges und grausames Geschlecht geworden, daß nach langer, schwerer und doch nicht zu Herzen genommener Heimsuchung die Gerichtsstunde schlagen mußte, wo es gänzlich zu Grunde gieng.

Vollzieher der ewigen Gerechtigkeit waren die Osmanen, ein Theil des großen Türkenvolks, welche seit ihrem Auftreten d. i. seit dem Ende des 13. Jahrhunderts das Griechische Reich bekämpften, bedrängten und immer mehr verkleinerten.

Die Osmanen haben ihren Namen von dem Begründer ihrer Macht, ihrem berühmten Fürsten Osman (1282—1326), der sich mit seiner Türkenhorde in der kleinasiatischen Landschaft Bithynien festgesetzt hatte. Er war ein Barbarenheld und breitete seine Herrschaft weit über die noch Griechischen Besitzungen in Asien aus. Sein Sohn Orchan (—1359), der nach dem Zerfalle des Seldschuckischen Sultanats Ikonium den Titel „Sultan" oder „Padischah" (Großherr) annahm, raubte den Griechen in Asien, was ihnen der Vater übriggelassen, und setzte auch schon den Fuß nach Europa herüber; er nahm die Stadt Gallipoli dies-

seits am Hellespont (Dardanellenstraße) in Besitz. Seine Hauptstärke gewann er in dem Corps der „Jenitscheri" oder „Janitscharen", das er aus gefangenen und dann im Islam erzogenen und im Kriegswesen geübten Christenkindern errichtete. Alle eroberten Christenländer mußten hinfort „den Knabenzins" d. h. die kräftigsten Jungen für dieses Korps abgeben, und es wuchs auf 40,000 Krieger heran, welche unter allen Osmanen am tapfersten und (Getaufte!) für den Islam am feurigsten kämpften. Orchans Sohn, Murad I. (—1389) drang tiefer in's Europäische Griechenreich ein. Er eroberte die große Stadt Adrianopel im Rücken von Konstantinopel und schlug daselbst seine Residenz auf. Gräuliche Schandthaten begiengen diese Türken, wo sie hinkamen; Hunderttausende von Christen schleppten sie in die Sklaverei. Noch weiter drang Murads Sohn, Bajazeth I., genannt Ilderim d. i. der Blitz (—1402) in Europa vor, bis an Ungarns Grenze hin. Er belagerte auch schon die Hauptstadt Konstantinopel. Wohl dieser schon hätte dem Griechenreiche gar ein Ende gemacht, wäre über den Starken nicht ein Stärkerer gekommen. Aber damals brach der Tamerlan (IX, 13) auf seinem rasenden Zuge durch Asien auch in das Asiatische Gebiet der Osmanen herein; da mußte Bajazeth seine ganze Macht dorthin wenden, wurde jedoch auch von dem Alles bezwingenden überwunden, dazu gefangen und starb in der Gefangenschaft. So ward von dem Mongolischen Weltstürmer dem Byzantinischen Reiche sein kümmerliches Dasein noch um ein Kleines gefristet. Da aber nach Tamerlans Tode die Mongolenherrschaft rasch zerfiel, so hob sich die Osmanenmacht bald wieder empor, und Bajazeths Sohn und Enkel Muhammed I. (—1421) und Murad II. (—1451) setzten die Eroberungen auf Griechischem Boden fort.

Der Byzantinische Kaiser, Johann VI., ergriff bei eigner Ohnmacht noch ein Mittel zu auswärtiger Hilfe,

er gieng in seiner großen Bedrängniß persönlich nach Italien und richtete mit dem Papste (Eugen IV.) eine neue Union (Vereinigung der Griechischen und Lateinischen Kirche) auf; er unterwarf sich und seine Unterthanen dem Römischen Stuhl unter der Bedingung, daß der Papst einen großen Kreuzzug aller Abendländischen Christenmächte gegen die Türken zusammenrufe. Als er wieder heimkam, wurde er darob von seinen Griechen gehaßt und verwünscht; und an dem Kreuzzuge, den der Papst mit aller Anstrengung betrieb, nahmen doch nur die selbst Bedrohten Theil, die andern christlichen Fürsten waren bei sich zu sehr beschäftigt oder gleichgültig gegen die Noth der fernen Christenbrüder. Das Kreuzheer, geführt von dem Polenkönige Wladislaw und dem tapfern Woiwoden (Fürsten) Hunyad von Siebenbürgen, erfocht zwar etliche schöne Siege, wurde aber schlüßlich bei Varna, 1444, auf's Haupt geschlagen. Die gierigen Osmanen greifen immer weiter um sich, und endlich ist das einst so große Griechenreich auf die Hauptstadt Konstantinopel zusammengeschmolzen.

Auf Murad II. folgte sein Sohn Muhammed II. (1451—81). Ein wahres Ungeheuer! Er mordete seinen eignen Bruder schon an der Mutterbrust und erhob die bereits bei seinen Vorgängern aufgekommene schauerliche Sitte, bei dem Regierungsantritt eines Sultans alle seine männlichen Blutsverwandten zu tödten, diese schauerliche Sitte erhob er zum förmlichen Staatsgesetz; „denn weil in ihnen Osmans Blut fließe, wären sie zur Empörung geneigt, Unordnung aber — so sage der Koran selbst — sei schädlicher als Mord." Dieser Muhammed II. war denn nun der finstere Engel, welcher die letzte Schale des Zorns über das Griechenreich ausgießen sollte.

Bald nach seiner Thronbesteigung traf er alle Vorbereitungen zur Eroberung Konstantinopels. Drinnen saß mit Bangen der letzte Byzantinische Kaiser, Kon-

stantin XI. Paläologus, und mit Sehnen blickte er nach allen Seiten um Hilfe und Errettung aus. Umsonst; niemand regte sich für ihn und sein Volk in der ganzen stumpfen Christenheit.

Im Februar 1453 ließ Muhammed die große herrliche Stadt von 250,000 Moslemen zu Land und Wasser umschließen. Jetzt aber, wo es ihnen an den Hals geht, werden die Griechen doch wenigstens selbst zu gemeinsamem Kampfe sich eng zusammenschaaren? Ach, sie sind in Folge des Unionswerkes tief zerspalten! Die Hofpartei hält lateinischen, die Menge des Volks griechischen Gottesdienst; „Lateiner" und „Griechen" meiden sich wie Feinde; das Volk schreit: „Wir wollen lieber türkisch als römisch werden."

Der arme Kaiser konnte gegen 250,000 Feinde nicht mehr als 8000 Krieger aufbringen und von diesen sind 2000 fremde Söldner. Doch edler als so viele seiner elenden Thronvorfahren beschließt er, sein Reich d. i. seine Stadt gegen die gräulichen Christusfeinde bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Und er hat an dem Genueser Giustiniani einen ausgezeichneten Leiter der Vertheidigung an der Seite.

Am 6. April (1453) erscheint der Sultan selbst vor der belagerten Stadt und läßt die Bestürmung beginnen. Kugeln von 12 Zentner Gewicht schlagen an die Mauern und himmelhohe Belagerungsthürme rücken an sie heran. Aber das kunstvolle „griechische Feuer" (V, 2.) verzehrt die Thürme, und die Schäden der Mauern werden flink ausgebessert. Fast acht Wochen lang leisteten die Belagerten den trefflichsten Widerstand.

Der Hafen von Konstantinopel war durch eine dicke Kette vor der feindlichen Flotte versperrt und die Stadt von dieser Seite bisanher sicher. Da ließ aber der Sultan in einer Nacht 70 leichte platte Fahrzeuge zu Land auf einer mit Fett bestrichenen Bretterbahn in den Hafen ziehen; hiemit kündigte sich der nahe Fall der Stadt an.

Am 29. Mai (1453) befiehlt der Sultan einen allgemeinen Sturm, zu welchem er Tags zuvor, auch den Belagerten bemerkbar, die Anstalten getroffen. Die Griechischen Krieger erwarten ihn muthig; aber die Wenigen sind allzusehr vertheilt. Mit einem ganz entsetzlichen Getöse von Kriegsmusik, Schlachtgeheul und Kanonendonner stürmen die Türken von allen Seiten an. Schwarzer Pulverdampf überzieht die Stadt und verhüllt ihr die Sonne; es wird schaurig finster darin. Jetzt flüchtet die Menge in die weiten Räume der Sophienkirche und schreit um Erbarmen zum Himmel. Der Kaiser, der in der Nacht zuvor das Sakrament genommen, steht am Thore des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff der Türken gerichtet ist, und feuert mit Wort und Exempel die Seinen zu löwenmuthigem Kampfe an. Giustiniani neben ihm mit seinen 300 Genuesern verrichtet Wunder der Tapferkeit. So widerstehen sie zwei Stunden lang dem wüthendsten Andrange der Feinde. Aber jetzt wird Giustiniani verwundet und will sich zurückziehen; der Kaiser fleht ihn an zu bleiben, vergeblich, er entfernt sich, „der Hort der Stadt". Gleichwohl vertheidigt der Kaiser mit seinen wenigen Kriegern das Romanosthor noch ferner auf's Hartnäckigste. Da dringen aber die Feinde zu einem andern ein; Wehgeschrei erschallt hinter ihm: „die Türken sind in der Stadt!" Er kämpft noch verzweifelt fort, aber er kann nichts mehr hoffen und ruft: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf abschlage?" In diesem Augenblick springen zwei Türken heran, der Eine haut ihm mit dem Schwert in's Gesicht, der Andere stößt es ihm in den Rücken, — er sinkt entseelt zu Boden.

Mit der furchtbarsten Blut- und Raubgier verbreiteten sich die eingedrungenen Muselmanen durch die eroberte Stadt hin. Wer ihnen in der ersten Wuth unter den Stahl kam, der sank nieder. Alle Häuser plünderten sie aus und machten unermeßliche Beute an Gold, Silber,

Stoffen und Gewändern. Alle Bilder und Gemälde verbrannten sie unter ihren Kochtöpfen. Schändliche, viehische Gräuel verübten sie, selbst in den Heiligthümern. Muhammed ließ den Kopf des gefallenen Kaisers abhauen und auf eine Säule setzen, darnach zur Schau durch die Asiatischen Städte tragen. Er ließ 800 Christen lebendig auseinandersägen. Er schändete Knaben und Mädchen und erwürgte sie mit eigner Hand, wenn sie sich widersetzten. Seine Soldaten brüllten tagelang: „den Koran oder den Tod!“ durch die Straßen, wenn auch nur zum Schrecken der Christen. Andere trugen ein Kruzifix mit einer Janitscharenmütze durch die Stadt und riefen hohnlachend: „Sehet da euren Gott, ihr Giaurs (Ungläubigen)!“ Das Kreuz auf der Kuppel der majestätischen (von Kaiser Justinian erbauten) Sophienkirche wurde herabgeworfen und der Halbmond dafür hinaufgepflanzt, denn sie mußte von nun an zu einer Moschee dienen. Von den lebendiggebliebenen Bewohnern der Stadt wurden 50,000 in die Sklaverei geschleppt.

So hat der gerechte Weltrichter über Konstantinopel Gericht gehalten durch die Türken, wie dort über Jerusalem durch die Chaldäer, durch die Römer, über Rom durch die Gothen und Vandalen! Er sprach auch hier zu der gottlosen und in so langer Gnadenfrist ungebesserten Sünderin: „Ich bin des Erbarmens müde!“ Jer. 15, 6. Doch es nimmt auch die Zeit seines heiligen Zorns ein Ende. Noch steht die Aja Sophia (die heil. Sophienkirche) in ihrer Majestät, und nicht ferne mehr wird der Tag sein, wo wieder das selige Kreuz von ihr herabschimmert. O möge es dann nur recht heilig und selig in den Herzen derer schimmern, die sich in ihr versammeln! —

Ueber die Nachricht von Konstantinopels Fall erschrack die ganze christliche Welt. Man predigte einen neuen Kreuzzug durch die Lande und — blieb überall ruhig daheimsitzen.

Muhammed II. erwählte nun Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reiches in beiden Erdtheilen und baute sich sein prachtvolles Serail (Sultanspalast) am goldnen Horne (so heißt der Seehafen an der Stadt). Dreißig Jahre lang war dieser Unmensch der Schrecken der Christen, deren er unzählige spießen, viertheilen, zersägen und auf andere Weise schrecklich hinmorden ließ. Er drang erobernd in Asien und Europa weiter. In Ungarn brach sich sein Vordringen an dem tapfern Widerstande des alten Siebenbürger Fürsten Johann Hunyads und seines Sohnes des Ungrischen Königs Matthias Korvinus (§ 6). Er eroberte aber Serbien, Bosnien und die Wallachei und streifte schon nach Steiermark, Kärnthen und Krain herein, daß Deutschland vor ihm erzitterte.

§ 12.

Ende der Maurischen Herrschaft in Spanien.

Hatte so im Osten Europa's der Halbmond sich hoch erhoben, so sollte er nicht zu lange darnach im Westen dieses Welttheils gänzlich stürzen.

Wir wissen aus VIII, 10, daß in Spanien neben den Muhammedanern oder Mauren zwei christliche Königreiche bestanden, Kastilien und Aragonien. Mit 1474 überkam ein Weib die Kastilische Krone, die Prinzessin Isabella, welche bereits an den Infanten (Kronprinzen) von Aragonien vermählt war. Dieser nahm a. 1479 als Ferdinand II. den väterlichen Thron ein, und so waren beide Christenreiche in Spanien miteinander vereinigt.

Isabella war eine schöne, kluge, dabei auch edleren Gefühlen zugängliche und für den christlichen Glauben wirklich begeisterte Frau, — Ferdinand ein zwar kräftiger und sehr verständiger, aber kaltherziger und arglistiger Mann, der den Eifer für die Religion nur seinen herrsch- und habsüchtigen Bestrebungen als Fahne vortrug.

Es waren im Verlauf der letzten Jahrhunderte die christlichen Waffen in Spanien immer siegreicher vorgedrungen und die Bekenner des Islam auf den kleinsten Theil dieses Landes beschränkt worden; sie besaßen nur noch das Reich Granada, einen schmalen Landstreifen südlich am Mittelmeer hin, dessen Hauptstadt gleiches Namens jedoch 400,000 Einwohner gezählt haben soll. Ferdinand und Isabella beschloßen, der Maurenherrschaft in Spanien gänzlich ein Ende zu machen, (in Portugal hatte sie schon früher aufgehört); darum fielen sie, 1482, mit einem starken Heere, in welchem auch französische und deutsche Ritter fochten, über den Rest derselben her. Die Königin nahm persönlich am Feldzuge Theil und entflammte durch ihre Gegenwart und durch eindringende Reden die christlichen Streiter. Gleichwohl dauerte der Krieg mit dem kleinen Staate noch zehn Jahre lang; denn die Moslemen wehrten sich auf's Aeußerste und es floßen Ströme Bluts von beiden Seiten. Endlich a. 1492 wurde der Kampf durch Eroberung der Hauptstadt Granada geendigt. Die Christen zogen mit hellem, hohem Triumph in sie ein. Es war eine sehr prächtige Stadt mit ihren gewundenen Straßen, burgartigen Häusern, vielen tausend Springbrunnen in den Gärten und Höfen der Häuser. Namentlich erwecken noch heute die röthlichen Ruinen von Alhambra, dem Palaste des Herrschers auf einer Höhe, diese gewaltigen Mauern und Thürme, diese weiten schmuckvollen Säle, diese großen, mit weißem Marmor gepflasterten Höfe 2c. eine lebhafte Erinnerung an die Maurische Pracht und Herrlichkeit.

So war denn die Herrschaft der Muhammedaner in Spanien, nachdem sie fast achthundert Jahre gewährt hatte, völlig gestürzt.

Es wurde aber auch der fremde Glaube im Lande gar ausgetilgt. Ein Theil der Mauren war schon mit ihrem Fürsten Abdallah nach Afrika geflohen. Den Zurückbleibenden hatte man wohl Anfangs Religionsfreiheit

zugesichert; bald jedoch wurde ihnen die Wahl gestellt, den christlichen Glauben anzunehmen oder auszuwandern. Dasselbe geschah auch bei den sehr zahlreich im Lande sich aufhaltenden Juden; denn Ferdinand und Isabella wollten keine andern Unterthanen mehr als christliche. Da wanderte der größte Theil der Mauren und Juden fort und die Bleibenden ließen sich alle taufen. Daß aber bei diesen Letztern, was freilich sehr zu befürchten stand, der alte Glaube nicht insgeheim fortgehegt werde, dafür sorgte sorglichst — die Inquisition.

Schon etliche Jahre zuvor hatte Ferdinand trotz dem anfänglichen Widerstreben seiner mildern Gemahlin und dem lauten stürmischen Gegengeschrei des Volkes dieses Institut neubelebt, und es übte unter dem blutgierigen Oberketzerrichter, dem Dominikaner Thomas von Torquemada, die vollste und schaudervollste Thätigkeit. Wer nur immer — von den neuen, aber auch von den alten Christen — bei den stets wachenden Aufpassern den schwächsten Verdacht der Ketzerei erregte, ja wer nur von jemanden als falschgläubig angegeben wurde, ohne allen Beweis, der wurde sogleich gefaßt und in den scheuslichen Kerker der Inquisition geworfen. Beim Prozesse verfuhr man auf die schändlichste, empörendste Weise. Keinem wurde sein Ankläger gegenübergestellt oder nur genannt. Leugnete einer, so wendete man die grausamsten Foltern an, ihn zu einem Geständnisse zu bringen; und wenn der Unschuldige, dem der unleidliche Schmerz ein falsches Geständniß abgepreßt hatte, dieses nach der Tortur widerrief, so half es ihm wenig oder nichts, er wurde doch verbrannt oder wenigstens zu lebenswierigem Gefängnisse verurtheilt oder mit einer andern schweren Strafe belegt.

Die Verbrennung der Ketzer — in Spanien Autodafe (Glaubenshandlung) genannt — gieng da mit besondern Pompe vor sich. Gewöhnlich wurde an einem festlichen Tage eine größere Anzahl Verdammter zugleich zum Scheiterhaufen geführt, und der königliche

Hof selbst verherrlichte durch seine Anwesenheit „den gerechten Flammentod der Abtrünnigen.“

Dieses gräßliche Gericht wüthete in Spanien am meisten unter Ferdinand II. und seinem Urenkel Philipp II.; es erhielt sich aber in dem unglücklichen Lande durch die Jahrhunderte fort bis in die neuere Zeit herein, wo es endlich doch auch hier als den Christennamen brandmarkend, als barbarisch und teuflisch erkannt und aufgehoben wurde. Einer seiner Beamten, Llorente, giebt an, daß allein von dieser Spanischen Inquisition 31,912 Menschen verbrannt und 291,450 auf Lebenslang eingekerkert oder sonst hart bestraft worden sind.

Doch muß bezeugt werden, daß nicht der Papst sie wieder in Wirksamkeit gerufen hat, sondern der Spanische König, welchem sie, da er das Vermögen der Verurtheilten einzog, trefflich dazu diente, sich viel Geld und Gut zu verschaffen, der auch durch dieselbe seine politischen Widersacher, welche man ja zu dem Ende nur der Ketzerei beschuldigen durfte, gar leicht aus dem Wege räumen oder unschädlich machen konnte. Aber gebilligt hat der Papst das höllische Wesen und dem Könige von Spanien um dieses seines „Eifers für den rechten Glauben (!)“ willen den Zunamen „des Katholischen“ beigelegt.

§ 13.

Maximilian I.

(1493—1519.)

Wir kehren zur deutschen Geschichte zurück (s. § 6.)

Schon sieben Jahre vor Friedrichs III. Tode wurde sein Sohn Maximilian zum deutschen Könige d. i. zu seinem einstigen Nachfolger gewählt. Wir müssen dessen Persönlichkeit ansehen und aus früherer Zeit Einiges nachbringen.

Max war ein hochgewachsener, kräftiger, vorzüglich schöner Mann, ein Freund der Waffen und darin auf's

beste geübt, auch ein Liebhaber der Wissenschaften und mehrerer Sprachen kundig, im Gegensatze zu seinem lahmen Vater voll Leben und Beweglichkeit, heiter, lustig, verschwenderisch ohne alles Maaß, abentheuerlich, tollkühn. Einst verfolgte er auf der Gemsjagd ein Thier so hitzig, daß er auf einmal auf der äußersten Spitze der Martinswand (bei Innsbruck) stand ohne zu wissen, wie er hinaufgekommen war und wie er wieder herunterkommen sollte. So sah man ihn bis in den dritten Tag gleichsam in der Luft schweben, als ihn endlich noch „ein Engel" oder „ein Bergmann" rettete.

Wir haben bei der Geschichte Karls des Kühnen von Burgund (§ 9.) einer Verbindung gedacht, welche zwischen dessen Erbtochter Maria und dem Erzherzoge Maximilian beabsichtigt war, sich aber wieder zerschlug. Diese Heirath kam nach des Kühnen Tode doch noch zu Stande. Die verwaiste Maria bot selbst ihre Hand dem ritterlichen Erzherzoge dar, und das junge anmuthige Paar feierte a. 1477 zu Gent in den Niederlanden seine glänzende Vermählung. Ein großes Glück allerdings für Max und das heruntergekommene Habsburgische Haus! Maria empfieng zwar nicht das ganze Besitzthum ihres Vaters, denn das eigentliche Herzogthum Burgund zog der französische König als offenes Lehen ein; aber es blieben ihr nebst kleineren Stücken die reichen Niederlande, und sie theilte die Herrschaft darüber mit ihrem vieltheuern Gatten.

Sie starb jedoch demselben zu seinem Leide schon nach fünf Jahren (1483), nachdem sie ihm ein Söhnlein, Philipp, und ein Töchterlein, Margaretha, geboren hatte; und nun weigerten sich die Niederländer, ihn fortan als ihren Regenten anzuerkennen. Er hatte lange Zeit seine Noth mit ihnen. Einmal hielten ihn sogar die Bürger zu Brügge gefangen und bedrohten sein Leben. Da erschien sein lustiger Rath (Hofnarr) Kunz von der Rosen, als Priester verkleidet, bei ihm im Gefängniß und drang in ihn, sich eine Platte scheren zu

lassen und die Kleidung mit ihm zu tauschen und so zu entrinnen; er wollte für ihn zurückbleiben und, wenn's sein sollte, sich tödten lassen. Max ließ sich aber durchaus nicht bewegen, den treuen Diener zu opfern, und dieser gieng weinend weg, daß sein Herr so „fromm" war. Indessen gelangte der König wieder in Freiheit und 1489 in ruhigen Besitz der sämmtlichen Niederlande.

Als er a. 1493 nach seines erbärmlichen Vaters Absterben die kaiserliche Regierung antrat, jubelte ihm Deutschland zu. Allein er hat die großen Hoffnungen und Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllt. Die Schuld lag einmal in den Verhältnissen, da der deutsche Kaiser durch Hingabe der meisten seiner frühern Gerechtsame gar zu ohnmächtig geworden war und von den damit bereicherten eigennützigen Ständen gar zu wenig unterstützt wurde, anderntheils und vornehmlich aber an ihm selbst, denn dem geistig reichbegabten, muthvollen und regthätigen Manne fehlte nüchterne Besonnenheit und feste, durchdringende Willenskraft.

Er vermählte sich zum andern Male mit Blanca, der Nichte des Herzogs Ludwig Moro von Mailand — hauptsächlich darum, um seine leere Schatulle mit ihren 300,000 Dukaten Mitgift zu füllen, daneben auch, um mit Hilfe des Herzogs das kaiserliche Ansehen in Italien desto leichter wieder herstellen zu können. Allein die Dukaten waren bei seiner schlechten Wirthschaft bald davongeflogen, und von den Reichsständen verlassen und dem ränkevollen Moro betrogen erwarb er in Italien statt des gehofften Glanzes nur Spott und Schmach.

In Deutschland verherrlichte sich zwar seine Regierung durch eine neue wichtige und segensreiche Einrichtung, aber, in Wahrheit gesagt, diese wurde ihm abgenöthigt. Er setzte nämlich a. 1495 auf einem Reichstage zu Worms das Reichskammergericht ein. Ein solches war dringendstes Bedürfniß und wurde schon lange her laut begehrt, besonders von den Städten. Hinfort sollten des

Reichs Glieder sich nicht mehr unter einander befehden, das heillose, schandbare Faustrecht sollte für immer abgethan sein; alle Streitigkeiten sollten vor das Reichskammergericht gebracht und von diesem geschlichtet werden; und wer dasselbe verachtend sich selbst Recht verschaffen wollte, den sollte die Reichsacht treffen. Dieses Gericht bestand aus dem obersten Kammerrichter, als des Kaisers Stellvertreter, und sechszehn Beisitzern, von denen acht aus dem Ritterstande, acht aus den Rechtsgelehrten genommen wurden. Es hatte seinen Sitz zuerst in Frankfurt a. M., dann in Speier, seit 1693 in Wetzlar. Zur Erleichterung und Förderung seiner Thätigkeit wurde das deutsche Reich in zehn Kreise getheilt, den Bayerischen, Schwäbischen, Fränkischen 2c. Freilich konnte das edle Institut anfänglich nicht recht zum Leben kommen; und wie es den Fehden der Reichsglieder unter einander doch nie ganz zu steuern vermochte, das wird uns die folgende Geschichte des deutschen Reichs sattsam zeigen.

Sonst hat Max als Reichsoberhaupt nichts Wesentliches vollbracht. Fast alles, was er unternahm, gieng entweder nicht vorwärts, wie die Veranstaltung eines Heerzugs gegen die Türken, oder es lief übel ab, wie seine Bekriegung der dem Reichskammergerichte widerstrebenden Schweizer, durch welche er nur bewirkte, daß sich die Schweiz mehr und mehr vom deutschen Reich ablöste.

a. 1508 unternahm Max eine Fahrt nach Rom, um sich dort krönen zu lassen. Aber der gute Mann konnte nicht einmal dorthin gelangen; die Venetianer versperrten ihm den Durchgang. Uebrigens brachte ihm ein päpstlicher Legat den Titel: „Erwählter Römischer Kaiser" nach Trient, und damit begnügte er sich. Seitdem hat sich kein deutscher Kaiser mehr in Rom krönen lassen.

Sehr glücklich war Max jedoch in seinem Streben nach Mehrung der Habsburgischen Hausmacht, und von

ihm schreibt sich die künftige ungemeine Größe derselben her. Durch seine erste Heirath hatte er also die Niederlande an sein Haus gebracht. Seinen Sohn von der Burgunderin, Philipp, den Schönen, verheirathete er an eine Tochter Ferdinands II. und Isabellens (s. vor. §.), und er erlebte es noch, daß dieses Philipps Sohn, sein Enkel Karl den Thron Spaniens einnahm, 1516, und damit zugleich Herr von Neapel und Sicilien und von den unermeßlichen Ländern des neuentdeckten Amerika's wurde. Einen andern Sohn Philipps, seinen Enkel Ferdinand, verband er mit einer Tochter Wladislaws, des Königs von Böhmen und Ungarn, und sieben Jahre nach seinem Tode, 1526, gelangte dieser Ferdinand zur Herrschaft über beide große Königreiche, die also wieder dem Hause Habsburg zufielen.

Max starb 1519, den 11. Januar. Kurz vorher hielt er noch einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem er seinen Enkel Karl von Spanien zu seinem Nachfolger im Kaiserthume wählen lassen wollte. Aber die Kurfürsten giengen da nicht darauf ein. Mißmuthig und schon kränkelnd zog er vom Reichstage weg. Hinter der Stadt wendete er sich noch nach ihr um und sprach: „Nun gesegn' dich Gott, du liebes Augsburg und alle fromme Bürger drin! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt (er hatte viel Mummerei und Kurzweil darin gepflogen und dabei Hunderttausende verschwendet); nun werden wir dich nicht mehr sehen!" Als er nach seinem geliebten Innsbruck in Tyrol kam, mußte er dort eine neue Kränkung erfahren; man nahm seine Wägen und Pferde nicht unter Dach, sondern ließ sie eine Winternacht über auf offener Straße stehen, weil er von früher her den Bürgern noch Geld schuldig war. Mit zunehmender Krankheit reiste er weiter und zu Wels in Oberösterreich blieb er liegen. Er bestellte sein Haus, zog sich sein Sterbegewand an und wartete auf seinen Tod. Als Leute in seiner Umgebung

zu weinen anfiengen, sprach er: „Was weinet ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?“ Bald darnach hauchte er aus. —

In den letzten Lebensjahren dieses Kaisers trat der hohe Mann Gottes Dr. M. Luther hervor.

§ 14.

Politischer Hinblick auf den Schluß des Mittelalters.

Mit Maximilian I. schließt sich das Mittelalter. Die alten Zustände sind zerfallen oder im Zerfallen.

Das Eigenthümliche des Mittelalters in staatlicher Hinsicht ist das Feudalwesen. Der ursprüngliche Geist desselben, hingebende Treue des Vasallen gegen den Lehnsherrn, war im Allgemeinen schon längst verweht; jeder größere und kleinere Lehenträger suchte nur das Seine. Der Herrscher freilich auch, und drückte, vermocht' er es, die Vasallen ganz herunter und trachtete, wie in Frankreich und Spanien, nach absoluter Monarchie, d. h. er wollte die Stände gar nichts mehr in seine Regierung dreinreden lassen. In Deutschland dagegen war Macht und Ansehen des Oberhauptes wie zu einem Schatten geworden und das Eine Reich in einige hundert fast ganz selbstständige Staaten und Städtlein zertheilt. Es ist dies einerseits kein schöner Anblick und unser liebes Vaterland hat dabei an politischer Bedeutung ungemein verloren; doch anderseits kann auch gesagt werden, daß dabei eine Mannigfaltigkeit und ein Reichthum geistigen Lebens sich erzeugte, die andere Staaten nicht kennen.

Eine sehr bedeutende Veränderung war namentlich auch im Kriegswesen vor sich gegangen — durch die Einführung der Feuergeschosse. Im vierzehnten Jahrhundert hat ein deutscher Mönch, Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, das Schießpulver erfunden. Zwar haben neuere Forschungen ergeben, daß die Inder, Chinesen, Araber nnd Griechen dasselbe

schon lange vorher kannten; es ist aber nicht zu zweifeln, daß der Mönch es unabhängig davon nacherfunden hat. Es ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle. In Deutschland brauchte man es zuerst zum Sprengen von Felsen, doch schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auch im Kriege. Anfangs hatte man nur ganz grobes Geschütz; man schoß aus gewaltigen weitmündigen Kanonen schwere Steine, dann große eiserne Kugeln gegen die Mauern belagerter Schlösser und Städte. Bald goß man aber auch kleinere Kanonen, deren man sich in der Feldschlacht bediente. Die Kanonen hießen zuerst „Bombarden," woher das Wort „bombardiren" kommt. Noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen aber auch die Handbüchsen in Gebrauch, bei denen man zuerst, wie bei den Kanonen, das Pulver auf dem Zündloche mit einer brennenden Lunte anzündete, bis man weiterhin eine bessere Einrichtung mit Stahlrädern, mit Hahnen 2c. erfand. Zur allgemeinen Anwendung gelangten indessen die Handbüchsen und die Feuerwaffen überhaupt erst in unserm fünfzehnten Jahrhunderte. Jetzt mußte aber freilich die Kriegsführung eine ganz andere Gestalt gewinnen. Persönliche Kraft und Tapferkeit trat sehr zurück und die Stärke der Festen war schwach geworden. O wie betrübt schaute ein mancher Ritter aus seiner stolzen Burg, darinnen die Väter des Feindes gespottet, auf die feuerspeienden und schrecklich bellenden Ungethüme drüben, aus deren Maule so harte Bissen herflogen, daß die für die Ewigkeit gebauten Mauern und Thürme zerbröckelt, zermalmt zusammenstürzten! Und wie schmerzte es ihn, der sonst auf seines Armes Riesenkraft getrotzt, wenn er auf dem Plane mit gefällter Lanze gegen den Feind ansprengte und eine entgegensausende Kugel ihm Arm und Lanze wegriß!

Wenn wir an's Mittelalter denken, so stellen sich uns unwillkührlich die herrlichen Ritter vor Augen. Aber ihr erkennet es, liebe Leser, vor den Feuerwaf-

fen mußte die mittelalterliche Herrlichkeit des Ritterthums erblassen und erbleichen.

§ 15.

Das Christenthum in dieser Zeit.

Von den in der Kirche eingerissenen vielen und schweren Irrthümern (s. VIII. 9) war nicht einer beseitigt, vielmehr der Sinn der Christen von dem Wahren, was sich noch in der geltenden Lehre vorfand, immermehr gerade dem daran haftenden Falschen zugewendet und in dasselbe hineingetrieben worden. Wie hätte es da können besser werden in der armen Christenheit? Wie die Lügen aus der Finsterniß sind, so muß auch das Leben in und aus ihnen finster sein. Wir haben aber gesehen, wie auch die blos äußerlichen Besserungsversuche ins Stocken gerathen sind und ein klägliches Ende genommen haben. Aus „der Reformation an Haupt und Gliedern" war in der That nicht das Mindeste geworden, ja es hatte sich die Kirche an Haupt und Gliedern nur immer reißender verschlechtert.

Es ist merkwürdig, liebe Leser, die vier Päpste zu betrachten, die der wahren Reformation durch Luther zunächst vorausgegangen sind und von denen der letzte noch in sie hereinreicht. Innocenz VIII. (1484—92) hatte sechzehn uneheliche Kinder, die er vom Schweiße der Christenheit bereicherte. Er erklärte offen: „Gott wolle nicht die Strafe des Sünders, sondern nur daß er bezahle." — Alexander VI. (1492—1503) war der Ruchloseste von Allen, die je auf dem römischen Stuhle saßen, ein Ausbund der Verworfenheit. Sein vornehmlichstes Trachten gieng dahin, seinen fünf natürlichen Kindern, zu denen er sich ohne Scheu bekannte, durch alle Mittel, auch die ungerechtesten, weltliche Fürstenthümer zu verschaffen. Er hielt mit ihnen Saufgelage und die schamlosesten Belustigungen. Seinen Sohn Cäsar Borgia, den frechsten und wildesten der Menschen,

liebte er am meisten und machte ihn zum Kardinal. Mit diesem, der Blutsverwandte und viele Andere ermordete, trieb er selbst das Mordhandwerk, fand aber dabei auch seinen Lohn. Als er einst mehrere mißliebige Kardinäle eingeladen hatte, um sie zu vergiften, wurden die Becher verwechselt und er trank selbst Gift, woran er starb. — Julius II. (1503—13.) stellt uns einen Papst im Harnisch vor. Er bestrebte sich unablässig, das päpstliche Gebiet durch Eroberungen zu vergrößern, und zog selbst dazu aus. Er brauste an der Spitze seines Heeres in die Schlacht, stieg die Sturmleiter hinan, drang mit dem Schwert in der Faust in die Breschen (Maueröffnungen) ein ꝛc. — Leo X. (1513—21.), aus dem Hause der Medici zu Florenz, war wohl ein sehr gebildeter Herr, voll Sinn für Kunst und Wissenschaft, die er aufs Freigebigste unterstützte, aber, sagt Einer richtig, „frommer Sinn und geistliche Art fehlten ihm ganz." Er vergnügte sich an den alten heidnischen Schriftstellern, an antiken und neuen Bildwerken und in dem üppigsten, glanzvollsten Leben. Das Geld zu seinen vielen Ausgaben raubte er auf die unverschämteste Weise in den Christenländern zusammen, wodurch er den nächsten Anlaß zur Reformation gab (s. B. 3). — Unter den Kardinälen am päpstlichen Hofe herrschte ein abscheulich unsittliches Wesen, und während dieser Hof nach außen über den Bestand „des rechten Glaubens" so strenge Hut hielt, huldigten die mehrsten seiner Glieder für sich selbst einem gänzlichen Unglauben, so daß sie unter sich über die Religion nur spotteten. Die Bischöfe in den Landen bekümmerten sich um ihr weltlich Regiment und wie sie ihr reiches Einkommen in Prangen und Schwelgen recht glücklich verthun wollten. Die Geistlichkeit weiter herab machte es nicht besser, nur noch derber; die Pfarrer und Kapläne saßen auf den öffentlichen Bier- und Weinbänken, soffen, spielten, fluchten und tobten wie die Landsknechte (so hießen die deutschen Söldner, welche zu den tapfersten, aber nicht

zu den feinsten gehörten). Dabei waren sie erstaunlich unwissend; die wenigsten hatten die heil. Schrift nur gesehen; manche sagten, sie wollten sie gar nicht sehen, nannten sie „eine Mutter aller Ketzereien", „ein Buch voll Gift." Doch wurden die Weltgeistlichen an Unwissenheit und Lasterhaftigkeit von den Klosterleuten im Durchschnitt noch überboten. In den zahllos an allen Orten und Enden sich erhebenden Klöstern, auch jetzt in denen der einst so streng lebenden Bettelmönche, und nicht blos bei den Mönchen, ebenso bei den Nonnen, hatte sich Schlemmerei und Lustseuche in entsetzlichem Grade eingenistet. — Und nun die Laien! Das Volk auf dem Lande war unsäglich blind, voll des thörichtsten Aberglaubens, und dabei, wie es nicht anders sein konnte, erschrecklich roh. In den Städten hatte ein leichtfertiges, genußsüchtiges Leben überhand genommen und in den reichsten trieb man es am buntesten; doch fällt es auf, daß die aristokratischen Freistädte (Nürnberg, Basel rc.) noch mehr Zucht handhabten, als die demokratischen (Frankfurt, Brügge rc.), in welchen eine furchtbare Zügellosigkeit waltete. Ausgelassener noch als in den Städten pflegte es aber doch in den Burgen des Adels und an den Höfen der Fürsten herzugeben. Die alte deutsche Völlerei hatte mit dem fünfzehnten Jahrhundert ihre Höhe erreicht, und es galt Fürsten und Rittern für eine Hauptlust und Heldenthat, beim Gelage einander buchstäblich unter den Tisch zu trinken. In allen Ständen war Fressen, Saufen, Kleiderpracht, leidenschaftliches Karteln und Würfeln, Hurerei und Rauferei an der Tagesordnung. Fürwahr ein jammervoller und grauenhafter Zustand!

Daß ich nicht übertreibe, das bezeugen römisch-katholische Stimmen selbst. So sagt — um von vielen nur eine vernehmen zu lassen — der berühmte Kardinal Bellarmin (1542—1621), einer der entschiedensten Gegner der Reformation: „Einige Jahre vorher, ehe Lutheri Ketzerei entstund, war fast keine Ernsthaftigkeit

in den Kirchengerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Gelehrsamkeit in der heil. Schrift, keine Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ja es war fast keine Religion mehr; hingegen herrschten alle Gattungen der Laster."

Allerdings gab es Ausnahmen; noch lebte der wahre Glaube bei Waldensern und böhmisch-mährischen Brüdern; auch in England blieben Wickliffiten (Lollards genannt) ihrer Ueberzeugung bis in den Tod getreu. Aber auch innerhalb der bestehenden Kirche fanden sich noch tröstliche Erscheinungen. Namentlich waren es die sogenannten Mystiker, zu welchen sich inmitten des großen grausigen Verderbens ein besseres Christenthum geflüchtet hatte. Das sind edlere Seelen, welche aus jener finstern, argen Zeit lieblich zu uns herüberleuchten, und ich will Etlicher besondere Erwähnung thun.

Ich trage zuerst Einen aus dem vierzehnten Jahrhundert nach, zu dessen Anführung ich früher keinen Ort fand, — den gottinnigen Mönch Johann Tauler, † 1361, der zu Straßburg ein reineres Christenthum mit Eifer und Macht predigte und vornehmlich von dem Uebermaß des Aeußerlichen beim Cultus weg zum innerlichen Gottesdienste zu führen suchte. — Auch muß ich noch eines Unbekannten aus diesem Jahrhundert gedenken, der uns durch ein hochtreffliches Büchlein, „die deutsche Theologie" betitelt, löblichst bekannt ist. In diesem Büchlein spiegelt sich noch weit mehr Licht als in Taulers Schriften. Luther hat es mit freudiger Begierde gelesen und mit einer Vorrede neu herausgegeben, in welcher er bekennt, daß er nächst der heil. Schrift und den Büchern Augustins daraus am meisten gelernt habe.

Im fünfzehnten Jahrhundert strahlt nun Thomas von Kempis (geb. 1380, gest. 1471) vorzüglich helle. Er war Vorsteher eines Hauses der „Brüder des gemeinsamen Lebens" zu Zwoll (in den Niederlanden). Diese Brüder, welche auch „Hieronymianer" hießen,

lebten ohne klösterlichen Zwang frei zusammen, um sich wechselseitig zu erbauen und zu einer gesegneten Wirksamkeit unter dem Volke, insonderheit unter der Jugend, zu kräftigen; und sie waren überhaupt nach dem Maaße ihrer Erkenntniß aufrichtig fromme, der innerlichen Heiligkeit ernstlich beflissene Menschen. Tiefer als seine Mitgenossen drang Thomas in die Wahrheit und ins wahre Leben ein. Sein Hauptwerk sind die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi.“ Er schrieb sie in lateinischer Sprache; sie sind aber mehrmals ins Deutsche übersetzt, so wie in viele andere Sprachen. Sie athmen auf jeder Seite lautere Demuth, zarte Liebe zu Gott und inniges Sehnen nach Vereinigung mit ihm durch Jesum Christum. In solch einer Uebersetzung, welche das dem Original annoch anklebende Römische weggethan hat, sind sie noch immer auch für evangelische Christen eine köstliche Erbauungsschrift.

In dem belobten Brüderhause zu Zwoll erhielt ein etwas jüngerer Mann seine Bildung, welcher an Wissen und Erkennen den Thomas noch überstrahlte, an ungeheuchelter Frömmigkeit ihm wohl nicht nachstand. Es ist Johann Wessel (geb. 1419 gest. 1489). Er wirkte als Lehrer in Paris und Heidelberg und seine Gelehrsamkeit, insonderheit in den alten Sprachen und der Philosophie, war so hervorragend, daß man ihn — freilich ganz gegen den Willen des bescheidenen Mannes — „das Licht der Welt“ nannte. In Paris befreundete sich der Kardinal Franz de la Rovera mit ihm, welcher später unter dem Namen Sixtus IV. (vor den genannten vier Päpsten) den römischen Stuhl bestieg. Da besuchte einst unser Wessel den alten Freund und nunmehrigen Papst in Rom, der sich auch noch recht freundlich und höchst gnädig gegen ihn hielt und ihn aufforderte, sich eine Gunst zu erbitten. Wessel bat um eine hebräische und griechische Bibel (Altes und Neues Testament) aus der vatikanischen Bibliothek. Da fragte ihn Sixtus lächelnd, warum er nicht doch mehr (etwa ein

fettes Bisthum) begehrt habe. Er erwiederte: „Ich bedarf weiter nichts!" Ganz glücklich reiste er mit seiner Bibel im Grundtexte von Rom weg, die er jetzt immer emsiger und ernstlicher erforschte und gegen deren Inhalt ihm alle Weisheit der Welt zu Koth wurde. Die Erkenntniß, die ihn aus derselben erleuchtete und beseligte, legte er für Andere in Schriften nieder. Luther wurde mit denselben erst in einer spätern Zeit seines Lebens bekannt und äußerte darüber, „wenn er sie früher gelesen hätte, so könnten seine Gegner sagen, er habe aus Wessel geschöpft." Ganz rein von allen Irrthümern sind freilich auch sie nicht; doch die Hauptsache hatte der Mann gefunden, die Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum Jesum. Während Thomas und Tauler, weil sie die römischen Irrlehren nicht geradezu angriffen, unangefochten blieben, zog sich Wessel, der schon gegen einzelne derselben kühnlich ankämpfte, viele Feinde zu, und nur seine hohen Gönner schützten den lieben Menschen Gottes vor dem Schicksale, das einen Zeitgenossen von fast gleichem Namen und ähnlicher Lehre, den Johann von Wesel, Professor zu Erfurt, betraf, den man auf Lebenslang einsperrte. Er blieb frei in seiner Einsamkeit, dahin er sich zuletzt mit seiner theuern heiligen Bibel zurückgezogen, und starb mit den Worten: „Ich weiß nichts als Jesum Christum den Gekreuzigten!" Dieser Johann Wessel kann der nächste Vorläufer der Reformation genannt werden.

§ 16.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Schon im vierzehnten Jahrhundert erwachte in Italien ein neuer Eifer, die alten römischen und griechischen Schriftsteller zu studiren. Es war vornehmlich der Italische Dichter Franz Petrarca (s. VIII. 7.), der sich diesem Studium mit schwärmerischer Liebe hingab. Mit außerordentlicher Begier trachtete er den Mei-

sterwerken des Alterthums nach; überallhin sandte er Briefe und Geld, um ihnen nachspüren zu lassen, und durchsuchte selbst auf seinen Reisen alle Orte, besonders die Klöster, um noch unbekannte ans Licht zu ziehen. Die aufgefundenen ließ er durch Abschriften vervielfältigen, griechische zu leichterem Verständniß ins Lateinische übersetzen ꝛc. So wurde das Studium der alten Klassiker in Italien immer allgemeiner. Der größte Liebhaber und Beförderer desselben nach Petrarca war Johann von Ravenna.

Dieser Eifer für klassische Bildung wurde im fünfzehnten Jahrhundert durch einige gelehrte Griechen, welche nach Italien kamen, noch mehr entflammt. Der berühmteste derselben heißt Manuel Chrysoloras, welcher im Anfange dieses Jahrhunderts in Florenz und Padua griechische Sprache lehrte und griechische Schriftsteller erklärte. Er begeisterte ganz Italien für die Kunst und Wissenschaft der alten Hellenen. Noch in vielen andern Städten wurden griechische Lehrstühle errichtet. Die Italienischen Fürsten und Herren suchten einen Ruhm darin, zur Hebung der geistigen Schätze des Alterthums beizutragen. Am meisten geschah dieß von den Mediceern in Florenz, welche die dort sich sammelnden Gelehrten wahrhaft fürstlich ehrten und belohnten.

Zu Konstantinopel war bei allem Verfall in Religion und Sitte doch noch viel Liebe zu Kunst und Wissenschaft geblieben; und als nun a. 1453 auch schließlich diese Hauptstadt des Griechischen Reichs in die Hände der Türken fiel, kamen Schaaren kenntnißreicher Griechen flüchtig nach Italien, durch welche denn der Eifer für klassische Bildung einen neuen und noch höhern Schwung erhielt. Von Italien aus verbreitete sich derselbe aber auch in die andern Länder des Occidents, und in keinem lebte er stärker auf als in Deutschland.

In Deutschland gab es nun auch schon länger her Universitäten, oder solche wurden eben um diese Zeit

gegründet. Die Universität Prag entstand schon 1348, Wien dann 1366, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Trier 1450, Greifswalde 1456, Freiburg und Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Auf diesen Hochschulen und auch andern Orts, namentlich in den Brüderhäusern der Hieronymianer, wurden die alten Klassiker mit regem und regstem Fleiße getrieben. Da gieng eine schöne Zahl ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen und Wissenschaften hervor. Die gelehrtesten von allen waren Reuchlin und Erasmus.

Johann Reuchlin von Pforzheim in Baden, geb. 1455, gest. 1522 zu Stuttgart, bemächtigte sich der lateinischen und griechischen Sprache wie kein Deutscher vor ihm. Auch das Hebräische erlernte er gründlich, wozu er selbst die Beihilfe gelehrter Juden suchte. Er schrieb die erste hebräische Grammatik. Der Andere, Desiderius Erasmus von Rotterdam, geb. 1461, gest. 1536 zu Basel, übertraf den Vorigen noch in Kenntniß des Lateinischen und Griechischen, während er jedoch mit dem Hebräischen sich nicht einlassen mochte. Lateinisch schrieb er besser als seine Muttersprache. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch eine Herausgabe des Griechischen Neuen Testamentes mit gelehrten Anmerkungen.

Wir sehen, theure Freunde, es geht alles auf eine neue Zeit hin. Uebrigens dürft ihr das Wiederaufleben der klassischen Literatur nicht überschätzen und euch nicht als durchweg segenbringend für die Menschheit denken. Die alte heidnische Weisheit konnte ja dem Elende der Welt jetzt so wenig als einstmals abhelfen, und es ist nicht zu leugnen, daß Viele sich in das alte Heidenthum mit seinen schönen dichterischen Gestalten verliebten, in hingebender Beschäftigung damit unvermerkt heidnisches Wesen in Sinn und Wandel aufnahmen und — im Grunde ihres Herzens gar ungläubig wurden,

wie die Gebildeten der Griechen und Römer zuletzt. Aber es erkannten doch die feingebildeten „Humanisten“ — so hießen die Freunde der klassischen Literatur — den gräulichen Aberglauben in der Kirche, schlugen auf ihn unbarmherzig mit den Waffen des Witzes und Spottes los, und trugen damit, daß sie ihn lächerlich machten, ein Bedeutendes zu seinem Sturze bei.

Und dann diente die genauere Kenntniß der alten Sprachen dazu, daß man jetzt die Bibel im Grundtexte wohl studiren und zu den köstlichen Schätzen des göttlichen Wortes besser gelangen konnte. Und das ist der große Segen, den das Wiederaufleben der Wissenschaften der Christenheit und Menschheit brachte.

§ 17.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zu ungemeiner Erleichterung und Förderung des Studiums diente die wichtigste Erfindung, die je gemacht und die in Deutschland gemacht wurde, die Buchdruckerkunst (Typographie).

Sonst mußte man die Bücher mühsam abschreiben, daher sie selten und sehr theuer waren, wie denn eine geschriebene Bibel etwa 500 Goldgulden kostete. Von nun an konnten Tausende von Exemplaren in einer Schnelle gefertigt und die Bücher so wohlfeil verkauft werden, daß auch Unbemittelte sie sich anzuschaffen im Stande waren.

Mit dieser Erfindung ging es aber also zu. Schon geraume Zeit her war die Formschneidekunst da; man schnitt Bilder in Holztafeln, bestrich sie mit Tinte und druckte sie ab. Hatte man einen Heiligen oder eine heilige Geschichte geschnitten, so setzte man wohl auch den Namen oder ein Verslein darunter. Da dachte man, es ließen sich ja auch ganze Seiten voll Buchstaben schneiden und so am Ende ganze Büchlein abdrucken, und man unternahm es. Indessen mußte zu jeder neuen

Seite eines Büchleins, das man so fertigen wollte, eine neue Holztafel geschnitten werden, weil die Buchstaben auf der vorigen unbeweglich standen; das gieng langsam her. Da kam Johann Gutenberg, geboren zu Mainz a. 1397 aus dem ritterlichen Geschlechte der Gensfleisch von Sorgenloch, auf den Gedanken, einzelne Buchstaben oder Lettern, also bewegliche, zu schneiden, sie zusammenzubinden, mit Tinte oder Lampenruß zu schwärzen und dann mittelst einer Presse abzudrucken; so konnten sie darnach wieder auseinandergelegt und zu einer neuen Seite benützt werden. Mit diesen beweglichen Lettern war in der That die Buchdruckerkunst erfunden. Es geschah um's Jahr 1440 zu Straßburg, wo Gutenberg sich damals aufhielt.

Er schnitt die Lettern zuerst aus Buchenholz, daher sie eben „Buchenstäblein“ oder „Buchstaben“ genannt wurden, dann aus Blei und aus Zinn. Aber die hölzernen waren zu hart und griffen das Papier an, die bleiernen und zinnernen zu weich und nahmen beim Drucke selbst Schaden. Da erfand Peter Schöffer, der Schwiegersohn des reichen Goldschmieds Johann Faust zu Mainz, mit welchem letztern der unbemittelte Gutenberg zum bessern Betriebe des Geschäftes sich verbunden hatte, die rechte weder zu weiche noch zu harte Metallmischung, aus welcher noch heutzutage die Lettern gegossen werden, und zugleich die mehr als Tinte und Lampenruß geeignete Buchdruckerschwärze; und so war die Kunst vollendet. Sie trat gleich in einer Vollkommenheit auf, die bis jetzt wenig oder gar nicht übertroffen worden ist, wie die kostbarschön gedruckten Bücher aus jener Zeit beweisen.

Die ersten aus der Presse gehenden Bücher waren heilige; 1457 kam der lateinische Psalter und 1461 eine vollständige (lateinische) Bibel heraus; später erschienen freilich auch viel unheilige Bücher, und die edle Kunst muß jetzt ebenso dem Reiche der Finsterniß, als dem Reiche Gottes dienen; aber im Dienste

des Göttlichen trat sie in die Welt ein. Dennoch nannten die Mönche sie zuerst eine Teufelskunst, weil sie nun ihren guten Verdienst durch Abschreiben der Bücher verloren.

Schon anderthalb Jahrhunderte zuvor war die Kunst erfunden worden, aus zerstampften leinenen Lumpen Papier zu bereiten. Vorher schrieb man auf Pergament (zubereitete Thierhäute) und aus dem Morgenlande bezogenes Baumwollenpapier, welche Schreibmaterialien begreiflich auch viel mehr kosteten als das Lumpenpapier.

§ 18.

Entdeckungen neuer Länder und Meereswege.

Wie ein glückseliges Fabelland lag Ostindien mit seinen Schätzen, Gold, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Spezereien vor den Augen und Träumen der Bewohner des Occidents. Die Waaren von dort kamen aber auf mühsamen Wegen, immer theilweise zu Land, und nur durch die Zwischenhand muhammedanischer Nationen zu ihnen, wodurch sie sehr vertheuert wurden. Lange her hatte sich schon der Wunsch geregt, den Handel mit Ostindien unmittelbar betreiben zu können und zu dem Ende eine ununterbrochene Wasserbahn bis dorthin aufzufinden.

Die Portugiesen, welche sich im 15. Jahrhundert zu den tüchtigsten Seefahrern heranbildeten, wagten sich da schon etwas weiter ins hohe Meer hinaus. Das konnte man jetzt, nachdem durch Flavio Gioja aus Amalfi um 1300 der Kompaß erfunden worden war, dessen auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel beständig nach Norden zeigt, wornach man den Lauf des Schiffes richten und wodurch man sich vor Verirrung auf dem Meere schützen kann. Die Portugiesen entdeckten schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die reizende Insel Madeira und die liebliche Inselgruppe

der Azoren westlich von Portugal im Atlantischen Meere.

Um Afrika herum, wenn es nicht endlos gen Süden fortliefe, könnte man nach Ostindien kommen! — so dachten sie und fuhren jetzt an der Westküste dieses Welttheils allmählig hinab. a. 1445 gelangten sie bereits bis zum grünen Vorgebirge. Immer weiter drangen sie vor, verzagten Herzens wohl, denn es ward immer heißer und es ging die Rede, daß inmitten der heißen Zone die Schiffe von der Sonnengluth angezündet würden. Aber 1471 kam ein portugiesisches Schiff an Guinea hinab zuerst über die Linie (den Aequator) hinaus, und man freute sich bei der unsäglichen Hitze, daß man doch nicht gar verbrenne. Und mit Wundern sah man andere Sterne über sich (die der südlichen Halbkugel). a. 1484 sandte der portugiesische König Johann II. Schiffe aus, welche schon am Reiche Congo hinabliefen. Und die Lüfte wurden wieder kühler. Aber Afrika streckte sich allerdings lange. Endlich a. 1486 erreichte der kühne Seefahrer Bartholomäus Diaz offenbarlich das Südende des Welttheils. Heftige Stürme und eine Meuterei seiner Leute bewogen ihn umzukehren, um seinem Könige die wichtige Botschaft zu bringen. Er hatte die Südspitze Afrika's „das stürmische Vorgebirg" genannt; aber Johann II. hieß es gleich „das Kap der guten Hoffnung", denn er sahe den Seeweg nach Ostindien gefunden.

Hier brechen wir einstweilen ab, denn vor die wirkliche Erreichung dieses Zieles fällt eine andere große Entdeckung.

Entdeckung Amerika's.

Im Jahre 1435 oder 36 wurde Christoph Kolumbus, Sohn eines Wollkrämers zu Genua, geboren. Er trat frühe in den Schiffsdienst, lernte das Seewesen gründlich, machte viele Seefahrten mit und zeichnete sich

durch Kenntnisse, Muth und Geistesgegenwart aus. a. 1470 kam er nach der portugiesischen Hauptstadt Lissabon und verheirathete sich dort mit der Tochter eines tüchtigen Schiffskapitäns, dessen Tagebücher und Landkarten er begierig studierte. In seinem nachdenkenden Geiste stieg ein großer Gedanke auf. Er wollte Ostindien nicht östlich um Afrika herum, sondern westlich über das Atlantische Meer hin aufsuchen und, Gott helfe, auffinden. Man wußte nämlich bereits, daß die Erde rund sei; nach Berichten und Sagen war Ostindien über die Maßen groß und zog sich wohl weit um die Erdkugel herum; so glaubte er, man dürfe nur gerade nach Westen steuern, so müsse man nicht allzufern von Europa daran stoßen.

Kolumbus wollte seinen Plan zuerst zum Nutzen seiner Vaterstadt Genua ausführen, zu welchem Behuf er sich ein paar Schiffe von ihr ausbat; er wurde aber von derselben als ein Schwindler abgewiesen. Nun wendete er sich an den König von Portugal. Dieser sandte gleich ein Schiff ohne ihn nach Westen ab, dessen Führer jedoch, erschrocken über das unabsehliche Meer, nach einigen Tagen umkehrte und vermeldete, daß dahin nirgends Land zu finden sei. Voll Unmuth gieng Kolumbus jetzt an den Spanischen Hof, wo damals Ferdinand und Isabella gemeinschaftlich regierten (s. § 12). Auch hier konnte er, da eine eingesetzte Prüfungscommission seinen Plan ungünstig beurtheilte und man gerade den kostspieligen Krieg mit Granada führte, lange Zeit nichts ausrichten; jahrelang harrte der von seinem Gedanken hochbegeisterte Mann umsonst auf eine bessere Stimmung des Hofes und schon wollte er abermals weiter, als sich die Königin, welche unterdessen triumphirend in die Hauptstadt der besiegten Mauren eingezogen war, endlich doch noch bewegen ließ, auf das Unternehmen einzugehen. Es wurde ein Vertrag mit Kolumbus abgeschlossen, kraft dessen er Großadmiral aller neuen Meere und Unterkönig aller von ihm entdeckten Länder

und Inseln sein, auch den zehnten Theil aller Einkünfte derselben beziehen und seine Würden und Vortheile auf seine Nachkommen vererben sollte.

Mit drei unansehnlichen Schiffen trat er seine Erste Reise an, nachdem er mit der ganzen Mannschaft, 120 an der Zahl, vorher gebeichtet und das heil. Abendmahl genossen hatte. Es war am 3. August 1492 kurz vor Sonnenaufgang, da sie unter dem glückwünschenden Zuruf unzähliger Zuschauer aus dem Hafen von Palos abfuhren. Gleich anfangs zerbrach ihnen ein Steuerruder, was vielen als ein böses Anzeichen erschien. Auf einer der (schon bekannten) Kanarischen Inseln wurde indessen der Schaden gebessert. Von hier segelten sie denn mit gutem Winde in das bisher noch von keinem Schiffe besuchte große (Atlantische) Weltmeer hinein. Schon am folgenden Tage war ihnen alles Land verschwunden; da wurde es dem Schiffsvolk unheimlich. Und wie es nun Tag für Tag und Woche für Woche fortgieng, ohne daß etwas andres als Himmel und Wasser sich zeigte, da ward das Schiffsvolk voll Angst und Furcht. Kolumbus aber blieb ruhig und heiter, tröstete und ermuthigte die Verzagten. Aber immer will kein Land erscheinen! Am 1. Oktober hatte man schon 770 Seemeilen (etwas kleiner als Landmeilen von 2 St.) zurückgelegt [wiewohl Kolumbus die Strecke geringer angab], aber immer noch ein unbegrenztes Meer vor Augen. Zwar ließen sich unbekannte Vögel sehen und stellenweise deckte grünes Meergras die See; allein diese günstigen Zeichen verschwanden wieder. Da wurde die Mannschaft äußerst unruhig und begehrte mit Drohen, daß Kolumbus umkehre. Doch dieser äußerte sich mit dem Verlaufe seiner Fahrt ganz zufrieden und beschwichtigte sie wieder. Als aber auch die neunte Woche seit ihrer Abreise verflossen war, die Schiffe rastlos vorwärts schoßen und dennoch kein Land sich blicken ließ, da geriethen die Leute in Verzweiflung, und wollten ihn in ihrer Wuth über Bord werfen, wenn er nicht umwende. Aber Kolumbus stand fest und

erklärte ihnen mit aller Bestimmtheit, das geschähe nicht, da er zuversichtlich hoffe, in den nächsten Tagen sein Ziel zu erreichen. Und sie wichen zurück und legten die Hand nicht an ihn, vermuthlich weil sie fürchteten, ohne ihn den Heimweg nicht zu finden. Und siehe, schon Tags darauf schwimmt ein Zweig mit rothen Beeren und ein geschnitzter Stab auf sie zu, und Landvögel setzen sich auf die Masten. Jetzt späht alles unausgesetzt nach Westen hin. Vor Mitternacht erblickte Kolumbus in der Ferne den Schein eines Lichtes; es verlosch wieder und konnte auch eine Täuschung gewesen sein. Zwei Stunden nach Mitternacht aber donnert ein Kanonenschuß von einem der andern Schiffe und „Land! Land!“ erschallt es von diesem und allen Schiffen. Das war eine Erregung! Sie stürzen schluchzend einander in die Arme und — vor den beleidigten Kolumbus vergebungflehend hin, sie weinen und jauchzen. Dann stimmen sie ein andächtiges: Herr Gott! dich loben wir! an.

Als der Morgen des 12. Octobers (1492) anbrach, lag eine liebliche grüne Insel vor ihren Blicken. Mit schmetternder Musik und fliegender Fahne, Kolumbus mit blosem Degen an der Spitze, besteigen sie das Land. Sie werfen sich nieder und küssen die Erde; dann errichten sie ein Kreuz, vor dem sie beten. Der Admiral nimmt feierlich die Insel für die Krone Spanien in Besitz (was fortan bei jedem neuentdeckten Lande geschah). Er war an eine von den Bahama-Inseln gekommen, welche er San Salvador (Heiliger Erlöser) nannte; die Eingebornen hießen sie Guanahani. Letztere waren Wilde, ganz nackt, von röthlicher (Kupfer-)Farbe, sonst aber wohlgebildet, gutmüthig, sehr scheu und furchtsam. In Nasen und Ohren trugen sie Goldbleche, was die Spanier mit großer Theilnahme bemerkten. Auf die Frage, woher sie diese hätten, wiesen sie nach Süden.

Kolumbus, welcher an einer Vorinsel des östlichen Asiens zu sein glaubte, steuerte hierauf südwärts weiter und kam an mehreren kleinen Eilanden vorüber zu der

wohl wie ganz Italien so großen Insel Kuba, die er beim Nahen schon für das feste Land von Ostindien hielt. Er fuhr von Hafen zu Hafen, bewunderte die entzückende Schönheit und die üppige Fruchtbarkeit des Landes, verwunderte sich aber, fast gar keine Kultur des Bodens und überall nur Heerden nackter Menschen darauf herumlaufen zu sehen. Hier zeigten die Eingebornen — Kolumbus nannte sie Indianer, weil ihm immer sein Indien im Kopfe stack, und dieser Name ist dann auf alle Ureinwohner Amerikas übergegangen — auf die Frage, wo sie ihr Gold her hätten, nach Südost, indem sie „Haiti" schrien. Also steuerte der Admiral nach dieser Richtung hin und gelangte abermals zu einer sehr umfangreichen und herrlichen Insel, welche er Hispaniola (das kleine Spanien) nannte, die späterhin den Namen S. Domingo empfieng, heutzutage aber wieder ihren ursprünglichen — Haiti — führt. Hier fand er etwas mehr, wenn auch immer noch sehr wenig, Anbau des Landes. Die Indianer waren in Stämme getheilt, welche unter Oberhäuptern, „Kaziken", standen. Es waren gleichfalls sanftmüthige und schwache Leutlein, und sie deuteten mit Geberden des Entsetzens an, daß von benachbarten Inseln (den Karaiben) zuweilen Menschenfresser kämen, die ihr Volk fortschleppten und verzehrten. Kolumbus gab ihnen zu verstehen, daß er eine kleine Festung bei ihnen bauen und einen Theil seiner Leute zu ihrem Schutze zurücklassen wolle; darüber freuten sie sich sehr und halfen den Spaniern emsig das Fort bauen. Alle ihr Gold gaben sie gerne für Glaskorallen und Schellen her. In ihren hohen Bergen fand sich schon etwas von diesem kostbaren Metalle, aber das rechte Goldland war auch bei ihnen nicht; als nach diesem zeigten sie wiederum nach Süden.

Kolumbus konnte demselben jedoch für dießmal nicht weiter nachforschen; denn mit einem der Schiffe hatte sich dessen Kapitän Pinzon bei Kuba treuloserweise entfernt, um es für sich aufzusuchen, und ein andres Schiff war

gescheitert, so daß dem Admiral nur noch ein Fahrzeug und ein sehr gebrechlich gewordenes übrig blieb. Er beschloß darum, zunächst auf kürzestem Wege mit der großen Kunde von seiner Entdeckung nach Spanien heimzukehren. Im Fort ließ er 38 seiner Leute zurück, denen er das freundlichste Benehmen gegen die Eingebornen aufs Ernstlichste einschärfte. So segelte er am 4. Januar 1493 ab. Am dritten Tage, noch an den Gestaden der Insel, traf er unvermuthet mit Pinzon zusammen, der das Gesuchte nicht gefunden, aber doch an andern Küsten Haitis viel Gold eingetauscht hatte. Kolumbus verzieh ihm seine Entweichung großmüthig. Trotz einem furchtbaren Sturme gieng die Rückfahrt gut und schnell von statten, und am 15. März lief er — der Ruf war ihm vorangeeilt — unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei in dem Hafen von Palos ein. Zuerst begab er sich in Prozession in die Kirche, um Gott für die beglückte Fahrt zu danken; dann reiste er, wie im Triumphzuge, nach dem Hofe zu Barcellona, wo er von beiden Majestäten mit Lob und Ehre überschüttet ward.

„Daß eine neue Welt entdeckt sei," so flog das Gerücht durch Europa, und jedermann staunte und freute sich. Der spanische Hof aber holte sich noch vom Papste die Einwilligung zum Besitze der neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder, und der Papst hatte die Gnade, sie ihm alle zu schenken. —

Unverweilt rüstete der Hof 17 Schiffe zu einer zweiten Reise aus, auf welcher Kolumbus das eigentliche Goldland gewinnen sollte. Alles drängte sich herzu und 1500 Menschen schifften sich ein. Am 15. September 1493 segelte die Flotte ab. Dießmal steuerte Kolumbus südlicher und stieß auf die Karaibischen Inseln mit den Menschenfressern. Von da zog es ihn nun vorerst nach seiner Kolonie auf Haiti. Aber welch ein Schrecken! Er fand dort die Festung zerstört und alle Spanier ermordet. Das hatten nicht etwa die Karaiben, das hatten die sanften Haitier selbst gethan, welche, wie

man herausbrachte, durch das rohe, unmenschliche Betragen der Spanier dazu gereizt worden waren. Kolumbus baute jetzt an einem passenderen Orte die erste Stadt, die er seiner Königin zu Ehren „Isabella“ nannte, und legte Kolonisten hinein, welche das ungemein fruchtbare Land umher anbauen sollten. Allein diese bezeigten sich damit sehr unzufrieden; sie wollten Reichthum und gute Tage und keine Arbeit.

Indessen spürte Kolumbus dem Goldlande weiter nach, und westlich gen Süden steuernd entdeckte er eine neue große Insel, Jamaika, die wieder sehr reizend, aber das Erstrebte auch nicht war. Von hier aus besuchte er die größte der Antillen, Kuba, wieder, segelte auch noch eine Strecke weiter nach Westen fort; allein der schlechte Zustand seiner Schiffe bestimmte ihn, um- und vor der Hand nach Haiti zurückzukehren. Dort erwartete ihn eine schwere Betrübniß. Seine Kolonisten waren abermals so schändlich mit den Eingebornen umgegangen, daß sich die meisten der Kaziken zum Vertilgungskrieg gegen die Fremdlinge verbunden hatten. Er konnte nicht mehr durch Güte stillen, mußte, so wehe es ihm that, von der Gewalt Gebrauch machen. Seine donnernden und niederschmetternden Geschütze, seine einhauenden Reiter und die mitgebrachten großen spanischen Hunde wurden aber den nackten Wilden so schrecklich, daß sie sich bald unterwarfen. Sie mußten freilich hinfort einen jährlichen Zins an Gold und Baumwolle entrichten, was sie zu der ihnen ungewohnten Arbeit nöthigte, und ihr leichtes, harmlosspielendes Leben war dahin! — Es hatten sich aber noch vor des Statthalters Rückkunft einige Unzufriedene der Kolonie nach Spanien begeben und ihn dort arg verleumdet. Auf einmal erschien jetzt ein vom königlichen Hofe abgesandter und sehr anmaßlich auftretender Kammerjunker Namens Aguado, um Nachforschungen über seine Verwaltung anzustellen und Bericht darüber nach Hause zu bringen. Tiefgekränkt übergab Kolumbus das Kommando seinem Bruder Bartholomeo

und eilte selbst nach Spanien, sich bei den Majestäten zu verantworten. Das gelang ihm zwar völlig; doch mußte er zwei Jahre warten, bis eine ihm versprochene neue Flotte ausgerüstet war. —

Am 30. Mai 1498 unternahm Kolombus mit 6 Schiffen seine dritte Reise. Er steuerte dißmal noch südlicher und würde nach Brasilien gekommen sein, wenn ihn nicht in der Nähe des Aequators eine entsetzliche Hitze, von der die Fugen der Schiffe rissen und die Fässer zersprangen, genöthigt hätte, sich nordwestwärts zu wenden. So gelangte er an die Insel Trinidad, welche am Ausflusse des Orinoco liegt, der den obersten Theil von Südamerika durchströmt. Schon aus der Größe dieses Stromes und dann durch seine Fahrt der Nordküste Südamerikas entlang überzeugte er sich hinlänglich, daß er jetzt festes Land gefunden. Er meinte, es müßte Ostindien sein und konnte doch die gänzliche Unkultur des Landes und der Menschen nicht damit reimen. Er hatte aber nicht Ostindien gefunden, sondern den Continent des vierten Welttheils entdeckt. Ein böses Augenleiden zwang ihn jetzt nach Haiti zu segeln. Sein Weg gieng durch das Karaibische Meer, dessen Wasser seltsamerweise so durchsichtig ist, daß die Schiffe in der Luft hinzuschweben scheinen, während man tief unten im Meeresgrunde die wunderlichen Korallenbäume und die Ungeheuer der Tiefe zwischen ihnen hingehen sieht. In Haiti traf er zu seinem tiefen Schmerz eine jämmerliche Verwirrung. Ein Theil der Spanier hatte sich gegen seinen Bruder und Vertreter Bartholomeo empört, und nur mit Mühe und großer Nachgiebigkeit dämpfte er den Aufstand. Allein die Rebellen hatten schon vorher zu ihrer Entschuldigung Berichte nach Spanien gesandt, worin sie über die Ungerechtigkeit und Bedrückung der Statthalterei die härtesten Klagen erhoben. Diese trugen das Siegel der Unwahrheit an der Stirne; und doch sandte der unedle Ferdinand, welchen es reute, dem Ausländer Kolumbus solch eine hohe Stelle ein-

geräumt zu haben, nunmehr einen vornehmen Hofbeamten, Franz von Bobadilla, als Untersuchungsrichter mit königlicher Vollmacht nach Haiti ab. Dieser stolze und rohe Mensch nahm gleich nach seiner Ankunft dem Kolumbus die Verwaltung ab, ja er ließ ihn nebst seinen beiden Brüdern in Ketten legen und schickte sie mit den protokollirten Aussagen der schlechtesten Menschen nach Spanien. Dort äußerte sich indessen über diese schmachvolle Behandlung des Entdeckers einer neuen Welt der lauteste Unwille; die Königin vergoß Thränen und der König schämte sich doch. Kolumbus wurde sogleich der Ketten entledigt und mit allen Ehren am Hof empfangen. Er warf sich schweigend und tiefbewegt vor dem Throne nieder; dann ermannte er sich und rechtfertigte sein Verhalten in strömender Rede so trefflich, daß die Majestäten den Irrthum bekannten, ihn aufs neue ihrer Huld versicherten und den Bobadilla alsbald zurückriefen. Aber — Kolumbus wurde doch nicht wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt, sondern ein Andrer, Nikolaus de Ovando, an seine Stelle nach Haiti gesandt. Voll Unmuth zog er sich zurück.

Unterdessen fanden aber die Portugiesen wirklich den Seeweg nach Ostindien um Afrika herum und begannen den vortheilhaftesten Handelsverkehr mit diesem Lande der Schätze; darauf blickte der Spanische Hof mit Neid hin. Und Kolumbus wurde wieder lebendig. Derselbe war nun wohl zur Einsicht gelangt, daß das von ihm entdeckte Land noch nicht Ostindien sei; — aber wie leicht konnte man eine Durchfahrt durch dasselbe ins Indische Meer und damit doch einen kürzern Weg nach jenem Eldorado (Goldland) finden! Und der edle Mann machte seinem Hofe noch den Vorschlag, eine solche Durchfahrt aufzusuchen. Dieses Anerbieten wurde begierig ergriffen.

Mit 4 Schiffen trat denn Kolumbus am 9. Mai 1502 seine Vierte und letzte Reise an, auf welcher er nach Gottes Rathe noch besonders gedemüthigt wer-

den sollte. Als er an seinem Hispaniola (Haiti) landen wollte, ließ ihn der neue Statthalter Ovando gar nicht in den Hafen ein! Er fuhr nun von da westlich gen Süden fort, bis er an die ausgedehnte Landenge stieß, welche Nord- und Südamerika miteinander verbindet. Von dem Vorgebirge Gracias a Dios schiffte er wohl 200 Stunden lang an der Landenge südwärts hinab bis Portobello, immer und immer die gehoffte Wasserstraße vergeblich suchend, die hindurch ins Indische Meer führen sollte. Es fiel ihm das höchlich auf, weil die Eingebornen seine Zeichenfrage, ob es eine solche Meerenge gäbe? stets bejahten; sie verstanden aber eine Landenge, und die war freilich vorhanden. Dabei hatte er eine Kette von Unglück auszustehen, blutigen Kampf mit einem Stamme der hier viel kriegerischeren Wilden, furchtbare Stürme, Mangel, Krankheit. Zwei seiner Fahrzeuge giengen verloren und die beiden andern wurden so sehr beschädigt, daß er sie, als er rückkehrend Jamaika mit Noth erreichte, gleich auf den Strand treiben mußte. Hier würde nun der große Mann sein Leben unter den Wilden haben beschließen müssen, wenn nicht zwei brave Gefährten, Mendez und Fieschi, das Wagestück unternommen hätten, in ausgehöhlten Baumstämmen 40 Seemeilen weit bis nach Haiti zu reisen, um von dort Schiffe zum Abholen der Zurückgelassenen herbeizuschaffen. Diese kühnen Helden kamen auch wirklich, wie durch ein Wunder erhalten, obwohl ganz verschmachtet, in Haiti an. Aber wer sollte es glauben? Der Statthalter Ovando hielt sie fast ein ganzes Jahr hin, bis er ihnen Fahrzeuge bewilligte. Während dieser Zeit lebte Kolombus im größten Elend auf seiner Insel. Er litt heftig an der Gicht. Seine Leute betrugen sich seinen beweglichsten Ermahnungen und Bitten zum Hohne wieder so abscheulich gegen die Eingebornen, daß diese alle Lebensmittel versagten und die Spanier verhungert sein würden, wenn er nicht eine berechnete eintretende Mondsfinsterniß zu ihrer Rettung be-

nützt hätte. Er sagte nämlich den Wilden, sein Gott, der Große im Himmel, werde sie um ihrer Weigerung willen hart strafen; sie sollten nur aufmerken, wie derselbe schon das Licht der Nacht vor ihnen auslösche. Als nun auf einmal die Mondscheibe sich verfinsterte, fürchteten sich die Wilden sehr, flehten um Erbarmen und brachten ihre Maiskolben rc. wieder. Das Maaß seiner Trübsal war noch nicht voll. Es empörte sich ein Theil seiner eigenen Mannschaft gegen ihn und trachtete ihm nach dem Leben; die Rebellen wurden jedoch von seinem Bruder Bartholomeo mit Hilfe der Treugebliebenen besiegt. Endlich nach langem schmerzlichen Harren erschienen zwei Schiffe von Haiti zur Erlösung. Abgezehrt von Krankheit und Gram kehrte er sogleich nach Europa zurück.

Leider starb nach seiner Rückkehr die edlere Isabella. Von dem gewissenlosen Ferdinand konnte er mit allen seinen Vorstellungen die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Vertrages nicht mehr erlangen. Der so ungerecht Behandelte endete zwei Jahre darnach, 1506, zu Valladolid und wurde nach seiner Anordnung mit seinen Ketten begraben.

Der neue Erdtheil erhielt auch gar nicht den Namen von seinem Entdecker, sondern von einem gewissen Florentiner Amerigo Vespucci, welcher in einer Reisebeschreibung fälschlich behauptete, zuerst das Festland desselben betreten zu haben. —

Fügen wir nun noch zwei Gemälde von der Besitznahme des festen Landes der neuen Welt durch die Spanier bei.

Mexico.

Von Kuba aus hatte man westlich über den Meerbusen von Mexiko hin die Küste dieses Landes erreicht, welches den untern Theil von Nordamerika bildet und noch in die Landenge hineingeht, die letzteres mit Südamerika zusammenhält.

Dreizehn Jahre nach des Kolumbus Tode, 1519, wurde der kühne Spanier Ferdinand Kortez beauftragt, von Mexico Besitz zu ergreifen. Er schiffte sich daran mit 500 Soldaten, 16 Pferden und 14 kleinen Kanonen aus. Hier traf man nicht bloß zahlreiches Volk, sondern zur Verwunderung auch viel Kultur. Es gab Häuser von Stein und ansehnliche Städte und wohlgebautes Land, und die Indianer waren bekleidet. Gleichwohl staunten sie die Ankömmlinge wie andere Geschöpfe an, und als sie dieselben mit Blitz und Donner bewaffnet sahen, erwiesen sie ihnen Ehrfurcht wie höhern Wesen. Sie entsetzten sich, als die Reiter von den Pferden stiegen, sie hatten geglaubt, Mann und Thier sei Eines.

Die Spanier erfuhren, daß alles Gebiet weitumher von einem mächtigen Könige der Azteken, Namens Montezuma, beherrscht werde, welcher 100 Stunden entfernt in einer großen Stadt residire. So gewaltig war sein Reich, daß es in viele Provinzen sich theilte, welche unter eigenen Unterkönigen standen. Schnellläufer hatten dem Könige sogleich die Ankunft der Fremdlinge gemeldet, und er schickte Boten und ließ fragen, was sie wollten? Kortez ließ ihm sagen, er komme mit Aufträgen eines großen, gegen Osten wohnenden Königs, die er ihm persönlich ausrichten müsse. Bald folgte eine andere Gesandtschaft mit reichen Geschenken für die Fremdlinge, aber auch mit dem Ersuchen an sie, das Land zu verlassen.

Allein das war Kortez gar nicht gewillt, vielmehr setzte er sich gleich fest darin, indem er die Stadt Veracruz am Gestade des Meeres baute. Dann rückte er mit seinen Tapfern vor. Je weiter sie kamen, desto trefflicher fanden sie das Land gebaut, desto schöner und volkreicher die Städte. Erhabene Pyramiden standen zerstreut in allen Gegenden. Einige Stämme der Indianer schlossen sich ihnen theils gleich freundschaftlich, theils als Besiegte an; so wurden namentlich die kriegerischen Tlaskalaner,

nachdem Kortez sie mit der Gewalt seines Geschützes niedergeworfen, seine treuesten Diener und Gehilfen. Von Tausenden derselben und andrer Indianer begleitet, rückte er gerade auf die Hauptstadt des Reiches Mexico (Mechiko) los, von welcher später das Land den Namen erhielt. Sie lag auf einer Insel in einem See, durch den 3 Dämme zu ihr hinführten. Welch eine majestätische Stadt aber! Sie zählte an 60,000 weißherschimmernde Häuser und 2000, großentheils bethürmte, Tempel darunter, und der kolossale Haupttempel nahm mit seinen Nebengebäuden schon allein den Umfang einer Stadt ein.

Als Kortez sich der Residenz nahte, kam ihm der König auf einem kostbaren Tragsessel mit einem höchst zahlreichen Gefolge von feingekleideten Herrn entgegen, begrüßte ihn mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung, führte ihn nun selbst in die Stadt, wies ihm und seiner Mannschaft ein weitläuftiges Gebäude zur Wohnung an und versorgte seine Gäste mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln.

Schnell schuf Kortez sein Haus zu einer Festung um, mit stets geladenen Kanonen besetzt, und schritt darauf klüglich und kühnlich zur Ausführung seiner Aufgabe vor. Hiezu bot sich ihm eine gute Gelegenheit dar, indem ein General Montezumas einen Spanier außerhalb der Stadt gefangen nahm und tödtete. Auf diese Nachricht begab er sich mit seinen Offizieren zum Könige und klagte mit drohender Geberde über diese ungeheure Beleidigung des großen Monarchen von Spanien. Montezuma erschrack und versprach, den General auszuliefern. Damit ist Kortez zufrieden, verlangt aber, daß der König, bis es geschehen, im Hause der Spanier wohne. Dessen weigert sich dieser. Da dringt man heftig auf ihn ein und ein spanischer Offizier schreit wild: „Fort mit ihm oder nieder mit ihm!“ Da zittert der König und geht mit. Unterwegs wollte ihn sein Volk befreien; aber er stellte sich heiter, als gienge er freiwillig mit, und winkte ihm

fernzubleiben. So wurde Montezuma ein Gefangener seiner Gäste.

Kortez behandelte ihn sehr anständig, stellte aber bald das Begehren an ihn, er solle sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären; und der arme Montezuma, dem das ganze Herz entfallen war, that es mit Thränen in feierlicher Handlung vor den Augen seines gesammten Volks.

Darüber ist dieses aber tieferbittert, und als darnach ein spanischer Herr bei einem Fest in der Stadt noch rohe Gewaltthat verübt, bricht ein Aufruhr gegen die frechen Fremdlinge los. Die Mexikaner kämpfen mit dem Muthe der Verzweiflung für ihren Heerd und ihre Götter; viele Spanier fallen, Kortez selbst wird verwundet. Da läßt er den gefangenen Herrscher in seinem Königsschmucke auf der Zinne des Hauses erscheinen und eine Rede zur Beschwichtigung an sein Volk richten. Aber dieses schreit den Feigen mit Verachtung an, und schleudert einen Hagel von Steinen nach ihm, daß er tödtlich getroffen niedersinkt. Nun stürmt die ungeheure Menge blind gegen die Festung der Spanier, daß dieselben sich ihrer mit Aufbietung aller Kräfte kaum noch erwehren können. Es ist ihnen unmöglich, sich länger zu halten, und um Mitternacht tritt Kortez stille den Rückzug an. Wie aber seine Schaar zusammengedrängt über den schmalen Damm zieht, wird sie von beiden Seiten aus den Kähnen der Mexikaner mit Steinen und Geschossen furchtbar angegriffen. Die Hälfte der Abziehenden wird getödtet oder ertrinkt im See. Geschütze, Pferde, Schätze, alles ist verloren. Die Spanier redeten lange von dieser „traurigen Nacht.“

Die Hinübergekommenen beschleunigten den Rückzug. Aber am 6. Tage haben ihnen die Mexicaner den Vorsprung abgewonnen. Sie sehen sich von einem zahllosen feindlichen Heere umringt Hier ist kein Ausweg. Kortez stürzt sich heldenmüthig mitten in die Feinde hinein, doch ohne Hoffnung. Da erblickt er die große mexi-

kanische Reichsfahne, von welcher, wie er gehört, das Schicksal jeder Schlacht abhänge." Er sprengt auf sie zu, stößt den Fahnenträger nieder und ergreift sie. In diesem Augenblicke rennen die schon siegenden Mexikaner alle wie sinnlos davon!

Kortez zog sich in das Gebiet der Tlaskalaner zurück, die ihm fortwährend treulich anhiengen, obwohl sie auf dem Zuge ein paar tausend Mann eingebüßt hatten. Hier wartete er auf eine bessere Zeit. Seinen Plan hat er nicht aufgegeben. Und als er von Kuba und Jamaika Verstärkung erhält, rückte er mit 600 muthigen Spaniern und 10,000 befreundeten Indianern zum zweitenmale fröhlich gegen die Hauptstadt vor.

Als er am See ankam, fand er die Dämme durchbrochen und das Gewässer voll bewaffneter Kähne. Da ließ er erst in den Wäldern Tlaskalas Schiffe bauen, sie in einzelnen Stücken von 8000 Tlaskalanischen Sklaven herbeitragen, dann zusammenfügen und in den See stoßen. Damit fällt er über die mexikanischen Kähne her und macht sich schnell zum Herrn des Seees.

Und nun greift er vorsichtig aber kräftig die Stadt an. Er läßt täglich eine Anzahl Häuser erstürmen und verbrennen, und zieht sich darauf wieder in sein befestigtes Lager diesseits des Seees zurück. So fährt er 4 Wochen fort. Aber seine Leute treiben ihn jetzt zu einem Hauptsturme, der bei der äußersten Tapferkeit, mit welcher die Mexikaner unter ihrem neuen herzhaften Könige Guatimozin kämpfen, mißglückt. 40 Spanier werden hiebei gefangen und ihnen wird bei der Nacht in dem hellerleuchteten Haupttempel das Herz aus lebendigem Leibe gerissen und den Göttern geopfert.

Kortez bleibt unverzagt. Nachdem er sich eine Zeit lang ruhig hinter seinen Verschanzungen gehalten, rückt er wieder aus und nimmt nach früherer Weise nach und nach drei Viertheile der Stadt ein. Es fand dabei ein entsetzliches Schlachten statt; die verbündeten Indianer würgten noch eifriger als die Spanier. An Einem Tage

wurden einmal 40,000 Mexikaner unter gräßlichem Geschrei ihrer Weiber und Kinder niedergemetzelt. Endlich am 13. August 1521 wagt Kortez den letzten Sturm auf den Ueberrest der Stadt. Er wird erobert; Guatimozin gefangen. Mit der Hauptstadt fiel das ganze ausgebreitete Reich den Spaniern in die Hände. Sie bauten jene neu auf und beherrschten dieses von da aus, und — es war eine harte Herrschaft.

Ueber die Mexikaner war die Zeit einer strafenden Heimsuchung gekommen. Sie hatten eine gräuliche Religion. Alljährlich wurden von ihnen gegen 20,000 Erwachsene und viele Tausende von Kindern ihren Götzen geopfert. Ihr oberster Gott (Sonnen- und Kriegsgott) war der Vitzliputzli, dessen scheußlichem Bilde sie mit rauchenden Menschenherzen das Maul rieben. —

Noch ist zu bemerken, daß in dem bereits cultivirten Lande Ruinen aus früherer Zeit — so namentlich die der Stadt Palenque — aufgefunden wurden, welche mit ihren schönen Bildwerken beweisen, daß einst noch eine höhere Kultur müsse dort geblüht haben.

Peru.

Mexiko war mächtig schön und reich, aber das eigentliche Goldland doch auch noch nicht. Wo liegt es denn? Und wer soll es finden?

Schon a. 1512 drang der ritterliche Vasko de Balboa über die hochgebirgige und wildwaldige Landenge Darien (der südliche Theil der ganzen Landenge) an den großen stillen Ocean oder die Südsee vor. Da blickt er trunken von Freude über den unendlichen Spiegel hin, steigt dann mit Schwert und Schild bis an die Brust ins Wasser und nimmt das ganze große Meer feierlich für den König von Spanien in Besitz. Es begleitete ihn bei diesem Zuge ein andrer kühner Spanier, Franz Pizarro.

Die Indianer in jener Gegend sagten aus, daß nur sechs Sonnen (Tagereisen) weit südwärts das Goldland

liege. Das trug Pizarro glühend im Herzen Tag und Nacht, von Jahr zu Jahr. Endlich hatte er mit Hilfe einiger Freunde im Meerbusen von Panama (also jenseits — westlich — der Landenge) ein par Fahrzeuge ausgerüstet und fuhr nun auf eigene Hand (es war das von der spanischen Regierung freigegeben) an der Westseite Südamerika's hinab, und nicht lange, nachdem er die Linie passirt hatte, fand er das Reich Peru; das war das Goldland. Und er sahe des edlen Metalls so viel, daß ihm die Augen flimmerten. Allein das heißfeuchte, giftige Klima hatte seine Mannschaft so verringert, daß er dießmal auf die Eroberung dieses Landes verzichten mußte.

a. 1531 unternahm er aber die Expedition zum andern Male und wieder auf eigene Kosten, nachdem er sich zuvor in Spanien die königliche Ernennung zum Statthalter über das zu erobernde Reich geholt hatte. Mit 3 Schiffen, 180 Mann und 36 Pferden landete er an Peru's Küste. Pizarro war ein sehr kühner Mensch, aber ganz roh und ohne alle Liebe und Treue. Er brach blutgierig in's Land, verjagte die Menschen, plünderte die Häuser, wo schon des blinkenden Erzes die Fülle sich vorfand. So zog er vorwärts. Peru war auch ausgedehnt und menschenvoll und der Boden üppigst fruchtbar; auch bereits eine Kultur darin noch höher als in Mexiko. Erstaunlich große und prächtige Paläste erhoben sich; lange, kunstvoll angelegte Wasserleitungen führten dürren Gegenden das belebende Element zu; zwei Straßen von je 500 Stunden Länge, wie sie trefflicher und großartiger in der Welt nie gebaut waren, zogen sich die eine am Meeresufer hin, die andere von da zum Gebirge hinauf 2c.

Es wäre nicht wohl möglich gewesen, sich eines so großen und stark bevölkerten Reiches mit so wenigen Menschen zu bemächtigen, wenn nicht gerade innerer Streit dasselbe zerrüttet hätte. Der alte Inka (König) Huana Kapak war kurz vorher gestorben, seine beiden

Söhne Hueskar und Atahualpa kämpften mit einander über der Nachfolge, und eben nahm der Jüngere den Aeltern gefangen. Bei dieser Verwirrung im Reiche konnte Pizarro ohne Widerstand vordringen. Als die beiden Prinzen von der Ankunft furchtbar bewaffneter Fremdlinge hörten, sandte jeder zu ihnen, um sie auf seine Seite zu bringen. Pizarro versprach seinen Beistand dem Atahualpa, weil ihm dieser gleich reiche Geschenke mitgesandt hatte. Sie veranstalten darauf eine Zusammenkunft in einem Peruanischen Flecken. Der junge Inka kommt auf einem herrlichen Tragsessel in Mitte eines glänzenden Hofstaates und ein Heer von 30,000 Kriegern hinter sich. Pizarro's Feldpater (Priester) hält eine Anrede an ihn, worin er vom christlichen Glauben, vom Papste und vom Spanischen Könige handelt und es ihm als seine Pflicht vorhält, sich diesen Dreien zu unterwerfen. Diese dem Prinzen seltsame Sache mochte durch die Dolmetschung noch seltsamer geworden sein und er schüttelt verwundert und ungläubig den Kopf. Der Pater schlägt zornig auf sein Evangelienbuch und ruft: „Hier stehts! Hier stehts!“ Atahualpa hält das Buch ans Ohr und horcht und spricht dann: „Es schweigt! Es sagt mir nichts!“ und wirft es gleichgültig zur Erde. „Ha, Verhöhnung des allerheiligsten Gotteswortes!“ schreit der Priester. Pizarro winkt seinen Leuten und plötzlich sind alle Säbel entblößt; sie hauen die nächste Umgebung des Inka nieder und nehmen ihn selbst gefangen. Draußen sprengt die Reiterei auf das Heer ein und die Kanonen blitzen und donnern hinein, und die ganze Peruanische Armee entfleucht.

Der gefangene Atahualpa war sehr bestürzt und niedergeschlagen. Als er aber die unmäßige Goldgier der Spanier wahrnahm, hoffte er noch seine Freiheit, indem er für dieselbe das ganze Zimmer seines Gefängnisses voll Gold bot, so weit man mit der Hand hinaufreichen könne. Die Spanier erstarren hiebei vor freudigem Schreck. Pizarro streckt seinen Arm lang

aus nach der Höhe und zieht mit der Kohle ringsum den Strich. Atahualpa erläßt Befehl an die Seinen, und von allen Seiten wird Gold und Gold herbeigeschleppt so viel, daß wirklich das Zimmer bis zum Kohlenstriche voll wird.

Und doch gab Pizarro den Prinzen nicht los, sondern — tödtete ihn. Atahualpa hatte nämlich seinen Bruder Hueskar durch heimlichen Befehl aus Furcht umbringen lassen, weil er gehört, derselbe habe den Spaniern für ihre Hilfe noch eine größere Menge Goldes versprochen. Das kam dem Pizarro ganz erwünscht; er maßte sich das Richteramt über den Brudermörder an und verurtheilte ihn zum Feuertode. Weil derselbe sich aber auf des Paters Zureden noch taufen ließ, wurde er doch nur erdrosselt.

Nach dem Tode seiner Fürsten konnte das Peruanische Reich von den, noch durch Zuzug verstärkten, Spaniern um so leichter eingenommen werden. Die Hauptstadt Kuzko, in welche sie siegreich einzogen, war außerordentlich umfangreich und prachtvoll. Sie hatte eine starke Festung, deren Mauern aus 40 F. langen und 20 F. breiten Steinen so zusammengefügt waren, daß man kaum die Fugen bemerkte; es fehlten nur die rechten Vertheidiger. Der gewaltige Sonnentempel in der Stadt war ganz mit Goldplatten belegt und über dem Hauptaltare prangte ein massivgoldenes Bild der Sonne, so ungeheuer groß, daß es beinahe von einer Seite der Mauer zur andern reichte; doch saßen noch zu beiden Seiten der Sonne die einbalsamirten Körper der verstorbenen Inka's auf goldenen Thronen. Ihr erster, Manko Kapak, hatte sie im J. 1045 gegründet. Indessen baute Pizarro eine andere Hauptstadt, Lima, von der aus die Spanier das Reich beherrschten, und — es war eine harte Herrschaft. —

Schlußbericht über das entdeckte Amerika.

So wurde denn die neue Welt, Inseln und festes Land, allmählig Europäisches Besitzthum und mit Europäern bevölkert, ja von ihnen überschwemmt. Denn auf das Gerücht von ihrer Schönheit und Güte eilte alles dahin, um mit leichter Mühe reich und glücklich zu werden. Das Land wurde unter die Spanier zur Anbauung ausgetheilt. Der Boden war fast überall außerordentlich fruchtbar und die edelsten Gewächse, Zucker, Kaffee, Kakao 2c., gediehen herrlich. Auch legte man Bergwerke an, welche treffliche Ausbeute lieferten. Aber die Spanier wollten beim Bau auf und in der Erde nicht selbst ihres Armes Kraft anstrengen, ihres Angesichts Schweiß vergießen; dazu meinten sie nicht herübergekommen zu sein. Und so wurden denn auch die Eingebornen unter sie vertheilt, daß sie acht Monate des Jahres für die neuen Herren arbeiten mußten, während ihnen nur vier für sich selbst gelassen blieben. Diese Vertheilungen (spanisch Repartimientos) brachten unsägliches Elend über die armen Indianer. Die der Arbeit so wenig Gewohnten wurden in die Minen (Bergwerke) gestoßen und mußten mit schweren Hämmern das edle Erz herausschlagen; oder sie wurden in die Plantagen (Pflanzungen) getrieben und mußten in der heißesten Sonnengluth hacken und graben. Waren sie lässig aus Verdrossenheit oder, wie meist, Müdigkeit, so wurden sie mit Peitschenhieben oder mit angehetzten Hunden zur Thätigkeit angespornt. Ob auch die spanische Regierung mehrmals eine mildere Behandlung derselben gebot, — niemand achtete sich darnach. Da drüben hatten die Christen in der Regel alles Gefühl für die Qualen ihrer Mitmenschen verloren. Schwachen Körpers, wie sie waren, starben die Indianer über der großen Anstrengung, bei welcher sie noch dazu die schlechteste Kost empfiengen, frühe dahin. Vor den Eingängen der Schächte lagen Hunderte herausgeworfener Leichname, auf

denen gierigfressende Geier in dichten Schwärmen saßen. Zu Hunderten und Tausenden verschmachteten sie in den üppigen Pflanzungen neben den Schwelgertafeln der müssigen Kolonisten. Wenn sie sich aber ob der unerträglichen Tyrannei zu Verschwörungen zusammenrotteten, so wurden sie noch zu ganzen Massen, oft erst nach gräßlicher Marterung, von Menschenhand hingewürgt und aus Rachsucht zuweilen ganze Stämme ausgerottet. So lichtete sich die eingeborne Bevölkerung in kurzer Zeit ganz erschrecklich. Kolumbus hatte auf Haiti wohl eine Million Menschen getroffen; nach fünfzehn Jahren waren etwa noch 60,000 davon vorhanden. Es ist aber auch begreiflich, daß der Spanische Name den Indianer ein Fluch werden mußte. Als ein Priester einen zum Feuertode verurtheilten Kaziken noch mit Schilderung der Paradiesesfreuden zum Christenthum bekehren wollte, fragte derselbe, ob im Paradiese auch Spanier wären? „Ja, antwortete der Priester, aber nur gute.“ Da sagte der Kazike: „Die besten taugen nichts! Ich mag nicht hin, wo ich diesem verfluchten Geschlecht begegne!“

Die Geistlichen — das muß man sagen — hatten im Allgemeinen doch noch am ersten Mitleid mit den Unglücklichen. Besonders verdient hier der Priester las Casas, später Bischof zu Chiappa in Mexiko, gerühmt zu werden, welcher sein ganzes Leben dem Bemühen widmete, ihr hartes Loos zu lindern. Aber aus Erbarmen mit seinen geliebten Amerikanern billigte der fromme Mann einen Rath, der einen neuen und den ärgsten Frevel der Menschheit herbeiführte. Weil nämlich die schwächlich gebauten Amerikaner von der schweren Arbeit so schnell aufgerieben wurden, fiel man darauf und schlug vor, den starken Neger aus Afrika zu derselben herüberzuholen. Das fand allgemeine Zustimmung und so entspann sich der abscheuliche Sklavenhandel mit den Negern in furchtbarer Ausdehnung; Millionen dieser Armen wurden aus ihrer

Heimath, aus den Armen der schreienden Ihrigen weggerissen und, mit Ketten aneinander geschlossen im dampfenden Schiffsraume liegend, über das Meer hinübergefahren, um in den Plantagen und Bergwerken Amerika's ihr geschändetes, mühseliges, trostloses Dasein hinzubringen. —

Es sei nur noch bemerkt, daß sich aus Amerika der Tabak, der wohl hätte drüben bleiben können, aber auch die edle Kartoffel, unser zweites Brod, nach Europa verpflanzt hat.

Auffindung des Seeweges nach Ostindien.

Diese gelang den Portugiesen im sechsten Jahre nach der Entdeckung Amerika's.

Der Nachfolger Johanns II. (s. S. 490), der König Emanuel, sandte a. 1497 den ausgezeichneten Seemann Vasko de Gama mit vier Schiffen aus, um das von Bartholomäus Diaz erreichte Vorgebirg der guten Hoffnung zu umsegeln. Das vollbrachte er am 20. November 1497 glücklich und lenkte hoffnungsvoll nach Morgen herum. Er steuerte am ostafrikanischen Gestade von Sofala, Mozambique und Mombas hinauf und empfieng von dem freundlichen Könige von Melinde, dicht an der Linie, einen wackern Lootsen (Schiffslenker), der ihn an 1000 St. weit quer über den Indischen Ocean gerade in den Hafen von Kalikut (Kolikodu) an der Malabarischen oder Pfefferküste führte. Er landete daselbst am 19. Mai 1498. Gama und seine Leute schauten mit Staunen das aufgefundene Fabelland an, — diese ausnehmend schönen und trefflich angebauten Gefilde, diese stolzen Städte, dieses Gewimmel von lichtbraunen Menschen, diese Rührigkeit in Gewerb und Handel, diesen blühenden Wohlstand! Indessen waren die Bewohner, die Indier oder Hindus, noch Heiden; nur viele Muhammedaner unter ihnen. Gama ließ sich dem Samorin oder Könige von Kalikut vorstellen und schon konnte er hoffen,

ein vortheilhaftes Handelsbündniß mit ihm zu Stande zu bringen, als die Muhammedaner, welche bisher den Handel des Indischen Meers allein in Händen hatten, ihn so sehr bei demselben anschwärzten, daß er es gefahrbesorgend für räthlich hielt, von dannen zu gehen. Er reiste heim — hatte er doch das langersehnte goldene Ziel wirklich erstrebt! — und langte mit Proben der köstlichen Ostindischen Erzeugnisse im August 1499 zur hohen Freude seines Regenten und Volkes im Tajo vor Lissabon an, nachdem er die längste und schwierigste aller Seefahrten bis dahin vollendet hatte.

Emanuel ließ unverzüglich eine Flotte von dreizehn Schiffen zu einer zweiten Ostindienfahrt rüsten, welche a. 1500 unter dem Befehle des Admirals Kabral auslief. Dieser fuhr im Atlantischen Meere etwas weit westlich und entdeckte so Brasilien in Südamerika, das sich sehr nach Osten herüberstreckt, und nahm dieses herrliche Land, reich auch an Edelgestein wie Ostindien, einstweilen für die Krone Portugal in Besitz, ohne es näher zu besehen, noch von seinen verborgenen Schätzen etwas zu ahnen. Auf seiner Weiterfahrt erlitt er schreckliches Unwetter, in welchem die Hälfte seiner Flotte vor seinen Augen untergieng, so daß er nur mit sechs Schiffen nach Kalikut gelangte. Auch gegen ihn reizten die Muhammedaner den Samorin auf und derselbe behandelte ihn feindselig; da beschoß er seine Hauptstadt und verbrannte ihm mehrere Schiffe. Sodann segelte er an der Malabarischen Küste weiter südlich hinab, befreundete sich mit den kleinen Königen von Kochin (Kotschi) und Kannanur, nahm bei ihnen eine reiche Ladung von Pfeffer und Ingwer ein, und kam damit 1501 nach Lissabon zurück.

Der Samorin verjagte darnach den König von Kochin wegen seiner Verbindung mit den Portugiesen. Da erschien eine neue Flotte derselben und setzte den Vertriebenen wieder ein. Aus Dankbarkeit ließ ihnen das Königlein ein Fort an seiner Küste (von Kochin) bauen; das war

die erste portugiesische Niederlassung in Ostindien. In diesem Fort blieb ein Wunderheld, Pacheco, mit 150 Mann zurück, der sich gegen den mit 40,000 Mann voll Zorn ihn überziehenden Samorin ein halbes Jahr lang siegreich hielt, bis derselbe nach Verlust von 18,000 Kriegern voll Schaam abzog.

a. 1506 wurde Francesko de Almeida mit zweiundzwanzig Schiffen und mit dem Auftrag abgesandt, als Statthalter oder Unterkönig in Indien zu bleiben. Dieser trat mächtig auf. Er erbaute mehrere Festungen und machte verschiedene Indische Fürsten tributbar. Er überwand den Samorin in einer großen Seeschlacht, und als derselbe sogar den Sultan von Egypten zur Hilfe herbeirief, erfocht er auch über diesen einen glänzenden Sieg und vernichtete seine ganze Flotte. Aber der König von Portugal — rief den Helden mitten aus seiner ruhmreichen Laufbahn zurück, weil er ihn nicht zu berühmt und dadurch etwa lüstern werden lassen wollte, sich selbst ein Indisches Reich zu gründen.

Ihm folgte Alfons von Albuquerque in der Ostindischen Statthalterschaft, 1509, und das war noch ein Größerer, welcher die Macht und das Ansehen der Portugiesen auf den höchsten Gipfel erhob. Er hatte schon 1507 als Commandant eines Geschwaders die wichtige Insel Ormus (Hormuz) am Eingange in den Persischen Meerbusen bezwungen, war dann aber durch einen hinterlistigen Angriff des unterworfenen Königs derselben genöthigt worden, sich zurückzuziehen; damals hatte er geschworen, seinen Bart nicht zu scheeren, bis er Ormus wiedergewonnen.

Als nunmehriger Statthalter setzte er sich vor, die Portugiesen zu Herren aller Küstenländer und Meere Indiens zu machen. Er suchte einen passenden Mittelpunkt ihrer Herrschaft und wählte mit großer Einsicht die Stadt Goa auf einer kleinen Insel im Norden der Malabarischen Küste dazu aus. Er entriß sie dem bisherigen Beherrscher, Adilchan Bidschapur, trotz

seiner Macht von 60,000 Kriegern. Er unternahm sofort eine Expedition nach Hinterindien (die östliche Indische Halbinsel) und eroberte mit 800 Mann die sehr wichtige Stadt Malakka auf der großen Landzunge gleiches Namens, obschon sie von einer Menge Geschütz vertheidigt ward. Hier war der Hauptstapelplatz des Hinterindischen Handels, und Albuquerque traf so gute Einrichtungen, daß von jetzt an noch mehr Handelsschiffe dort ein- und ausliefen als vorher. Er bemächtigte sich auch der großen Insel Ceylon (Silam), wo der beste Zimmet wächst. Er drang durch die Sundainseln weit östlich hin bis zu den Molukken, der Heimath der allerfeinsten Gewürze.

Albuquerque verschaffte dem Namen der Portugiesen in jenen Weltgegenden eine so hohe Achtung, daß die mächtigsten Fürsten weitherum mit Gesandtschaften und Geschenken um ihre Freundschaft warben. Seinen Eroberungen und weisen Einrichtungen war es zu danken, daß Portugal in jener Zeit den Welthandel in seine Hände bekam und das kleine Land für eine Zeitlang in die Reihe der angesehensten Staaten eintrat. Er selbst war hoch geehrt und geliebt von seinen Soldaten und von den Besiegten; er behandelte sie alle gerecht und milde wie ein Vater. Man sah die majestätisch schöne Gestalt mit dem freundlichen, die Güte als Grundzug tragenden Antlitze so gerne an. Aber gegen Boshaftige und Treulose konnte sein Auge auch furchtbar blitzen.

a. 1515 unternahm er endlich den betheuerten Zug nach Ormus. Sein schneeweißer Bart reichte ihm jetzt bis über den Gürtel herab. Mit 27 Schiffen und 2000 Seesoldaten erschien er vor der Insel und eroberte sie wieder und demüthigte ihren König.

Damit beschließt der greise Held seine glänzenden Thaten. Denn eben als er von Ormus nach Indien zurückkehren will, laufen Portugiesische Schiffe aus Europa daher und bringen einen neuen Unterkönig an seiner Statt; er wird von seinem mißtrauischen Könige

ab- und heimgerufen. Dieser Undank stößt ihm auf's Herz, daß er ernstlich krank wird. Doch will er noch seine Schöpfung, sein herrliches Goa, sehen. Er kommt dahin — es hebt sich schimmernd vor seinen Blicken über die blauen Wellen — noch ein Freudenstrahl schimmert in seinen Augen und sie schließen sich zum Tode vor dem Hafen der Stadt.

Umschiffung der Erde.

Von 1519—22 hat ein Schiff, welches der Portugiese Magelhaens in Spanischen Diensten kommandirte, zum Ersten Male die Welt, d. h. die ganze Erde umsegelt. (Magelhaens selbst wurde auf den Philippinen erschlagen.) Es war gerade beim Beginne der Reformation, — gleich als sollte das Schiff den Weg bezeichnen, den das wiederhervorgebrachte selige Evangelium zu machen hätte.

Weitere Schriften des Calwer Verlagsvereins.

Die Partiepreise gelten nur bei mindestens 25 Exempl., gegen baare kostenfreie Vorausbezahlung zumalgenommen.

Handbüchlein biblischer Alterthümer zum Verständniß der heiligen Schrift. Mit Abbild. Von dem Verfasser der biblischen Geographie, bibl. Naturgeschichte ꝛc. 3. Aufl. In Calw 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchhandel einzeln 24 kr. oder 7½ ngr. in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Handbuch der Bibelerklärung für Schule und Haus. Die wichtigsten Abschnitte der heil. Schrift, in geschichtl. Zusammenhang ausgelegt, mit übersichtl. Angabe der nicht erklärten Stellen. Erster Band, das Alte Testament enthaltend. 4. Aufl. Mit drei Karten. In Calw roh 1 fl. 12 kr; im Buchh. roh 1 fl. 36 kr. od. 1 thlr.

—— Zweiter Band, das Neue Testament enthaltend. 4. Aufl. Mit 2 Karten. In Calw 54 kr.; im Buchh. 1 fl. 12 kr. od. 24 sgr.

Bibelwegzeiger. Einleitung in die heilige Schrift und ihre sämmtlichen Bücher für Schule und Haus. in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr.; im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part. à 12 kr. od. 4 sgr.

Biblisches Handbüchlein zum Gebrauch in Schulen und Familien. (Ein Auszug aus Obigem). in Calw einz. 6 kr., in Partieen 4 kr.; im Buchhandel einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part à 6 kr. od. 2 sgr.

Biblische Geschichten, 2 mal 52, für Schulen und Familien. 156. Aufl. Preis: in Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr., im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part. 12 kr. od. 4 sgr.

אלה תולדת בני ישראל, dieses sind die **Geschichten der Kinder Israel** (Der alttestamentliche Theil der biblischen Geschichten für jüdische Schulen besonders abgedruckt). Mit Bildern. Preis: in Calw einzeln 7 kr., in Part. 6 kr., im Buchh. einz. 9 kr. od. 3 sgr., in Part. 8 kr. od. 2½ sgr.

Chronologische Karten zum Alten und Neuen Testament, bearbeitet von C. G. Weitbrecht. 2 Bogen in großem Kartenformat. In Calw 9 kr. zu je 12 Exempl. eines frei; im Buchh. 12 kr. od. 4 sgr.

Gebetbüchlein für christliche Schulen. Vierte Aufl. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr.; im Buchh. einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part. 6 kr. od. 2 sgr.

Biblische **Geographie** für Schulen und Familien, mit Abbildungen und Karte. Siebente Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr.; in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Christliche **Glaubenslehre.** Ein Zeugniß für und wider. Erster Theil: christliche Apologetik. Preis: in Calw einz. 27 kr.; in Part. 24 kr.; im Buchh. einz. 36 kr. od. 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Erste Hälfte. Preis in Calw einzeln 27 kr.; in Partieen 24 kr., im Buchhandel einzeln 36 kr. oder 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Zweite Hälfte. Preis in Calw einzeln 27 kr., in Partieen 24 kr.; im Buchhandel einzeln 36 kr. oder 12 ngr.

— — Zweiter Theil: Die eigentliche Dogmatik. Zweite Hälfte. Schluß. Von den letzten Dingen. Preis in Calw einzeln 27 kr., in Partieen 24 kr.; im Buchhandel einz. 36 kr. od. 12 sgr.

Karte des heiligen Landes für Schulen. Holzschnitt in Fol. Preis: in Calw 100 Ex. 1 fl. 54 kr.; im Buchh. einz. 2 kr. od. ½ sgr., 100 Ex. 2 fl. 30 kr. od. 1½ thlr.

Karte des gelobten Landes, gezeichnet von H. Groß. Stahlstich in Fol. Preis: in Calw einz. 9 kr., in Part. 7 kr.; im Buch. einz. 12 kr. od. 4 sgr., in Part. 9 kr. od. 3 sgr.

Karten der Welt- und Kirchengeschichte. Drei Blätter. In Calw 12 kr. Im Buchhandel 16 kr. oder 5 sgr. Zu je 12 Exempl. eines frei.

Christliche **Kirchengeschichte** für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. 17. Aufl. In Calw einz. 15 kr. in Part. 12 kr.; im Buchh. einz. 20 kr. od. 6½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Erstes **Lesebuch** für Schulen. 14 Aufl. In Calw einz. 9 kr. in Part. 6 kr. Im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 sgr., in Part. 9 kr. od. 3 sgr.

— — Erste Abtheilung (ABC-Buch) besonders. Preis in Calw einz. 5 kr., in Part. 4 kr., im Buchh. einz. 6 kr. od. 2 sgr. in Part. 5 kr. od. 1½ sgr.

Handbuch der **Missionsgeschichte** und **Missionsgeographie**, verfaßt von Pfarrer Blumhardt in Bad Boll. Dritte, ganz neue Ausgabe. Erster Band. Mit 3 Karten. Preis: in Calw das Ex. roh 30 kr., in Partieen von 25 Ex. à 27 kr. Im Buchhandel einz. 40 kr. oder 13 sgr., in Partieen 36 kr. oder 12 sgr.

— — Zweiter Band. Mit 3 Karten Preis: in Calw das Ex. roh 30 kr., in Partieen von 25 Ex. à 27 kr. Im Buchhandel einz. 40 kr. oder 13 sgr., in Partieen 36 kr. oder 12 sgr.

Die **Naturgeschichte der drei Reiche**. Ein Handbüchlein für Schulen und Familien. Von Dr. G. H. v. Schubert. Preise in Calw einzeln 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchh. 32 kr. oder 10 sgr., in Part. 28 kr. oder 9 sgr.

Biblische **Naturgeschichte** für Schulen und Familien. Fünfte verm. u. verb. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Die **Naturlehre**, als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Physik sammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Für Schulen und Familien. Von Dr. G. H. von Schubert. Zweite Aufl. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchhandel einz. 32 kr. od. 10 sgr., in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Das Calwer **Rechenbuch**. Erstes Bändchen erste Abtheilung: Handbuch für den Lehrer der kleineren Rechenschüler. Preis in Calw 18 kr., im Buchh. 24 kr. oder 7½ sgr. Zu je 12 Ex. eins frei.

— — Zweite Abtheilung: Lesebuch für die kleineren Rechenschüler. Preis in Calw 7 kr., im Buchh. 9 kr. oder 3 sgr. Zu je 12 Ex. eins frei.

Kurze Reformations-Geschichte, erzählt für Schulen und Familien von W. Redenbacher. Mit Abbildungen. Zweite Aufl. Preis: in Calw einz. roh 12 kr., in Part. von 25 Ex. 3 fl. 45 kr., im Buchh. einz. 16 kr. oder 5 sgr., in Part 12 kr. oder 4 sgr.

Der neue Robinson oder die Schicksale des Philipp Ashton, während seines erzwungenen Aufenthalts unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Insel Roatan. Eine wahre Geschichte. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. G. H. v. Schubert. 4. verb. u. verm. Aufl. In Kartonband in Calw einz. 30 kr., zu je 12 Exempl. eines frei; im Buchh. 40 kr. oder 13 sgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern, Erzieher und Lehrer zum häuslichen und Schul-Gebrauche, von C. H. Zeller. 3. Aufl. In Calw 12 kr.; im Buchh. 16 kr. od. 5 sgr. Zu je 12 Ex. eines frei.

Biblisches Spruchbuch zum Schulgebrauch. 2. Aufl. Preis: in Calw einz. 6 kr., in Part. 5 kr.; im Buchh. einz. 8 kr. od. 2½ sgr., in Part. 6 kr. od. 2 sgr.

Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. Dritte Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Die allgemeine Weltgeschichte nach biblischen Grundsätzen für nachdenksame Leser. Fünfte Aufl. Preis: in Calw 21 kr.; im Buchh. 28 kr. od. 9 sgr. zu je 12 Exempl. 1 frei.

Lesebuch der Weltgeschichte, oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, allgemeinfaßlich erzählt von W. Redenbacher. Erster Band. In Calw 24 kr. in Part. 21 kr.; im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 sgr. in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Geschichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. 2. verb. und verm. Aufl Mit 13 Abbild. In Calw 15 kr. in Part. 12 kr.; im Buchh. 20 kr. od. 7½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Kleines Festbüchlein für Kinder. Mit Bildern. geb. In 64er. Preis: in Calw 18 kr., mit Goldschnitt 24 kr. zu je 6 Exempl. eines frei; im Buchh. 24 kr. od. 7½ sgr., mit Goldschnitt 32 kr. od. 10 sgr.

Biblische Poesieen für Kinder, vom Verf. des „armen Heinrich ꝛc." Mit Abbild. Gesammtausgabe, verb. verm. u. nach der Zeitfolge geordnet. In Umschlag geheftet: in Calw 15 kr., in Partieen 12 kr.; im Buchh. einz. 20 kr. od. 6½ sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Lieder und Gedichte für Christenkinder vom Verf. des „armen Heinrich." Mit Bildern. In Calw einz. 12 kr., in Part. 9 kr. im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part 12 kr. od. 4 sgr.

Missionsschriften.

Calwer Missionsblatt. Jährlich 24 Nrn. in 4. mit je einem Bilde. Preis: in Calw 36 kr.; im Buchh. 48. kr od. 15 sgr.

Missionsblatt für Kinder. Jährlich 12 Hefte in 8. jedes mit einem Bild. In Calw 18 kr.; im Buchh. 24 kr. od. 7½ sgr.

Missionskarte, in groß quer Folio. In Calw 9 kr. in Part. 7 kr. Im Buchh. einz. 12 kr. oder 4 sgr. in Part. 9 kr. oder 3 sgr.

Missionslieder (33) zum Gebrauch in Missionsstunden. 27. Aufl. geh. Preis: in Calw 100 Ex. 1 fl. 54 kr.; im Buchh. einz. 2 kr. od. ½ sgr., 100 Ex. 2½ fl. od. 1½ thlr.

Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Jährl. 12 Nrn. in 8. geb. In Calw 48 kr.; im Buchh. 54 kr. od. 17½ sgr.

Christliches Tagebüchlein.

Lebensworte für alle Tage im Jahr. Eine Auswahl aus sämmtlichen Loosungsbüchlein des Grafen v. Zinzendorf, herausgegeben von A. Knapp. broch. Preis: in Calw 15 kr., im Buchhandel 24 kr. od. 8 sgr.
